



PETER CONRADI

# HITLERS KLAVIERSPIELER

ERNST HANFSTAENGL: Vertrauter Hitlers,  
Verbündeter Roosevelts

# **DER EINZIGE MENSCH, DER SOWOHL HITLER ALS AUCH ROOSEVELT DIENTE**

Das Porträt eines von gegensätzlichen Loyalitäten zerrissenen Mannes, der Hitlers Image für die Weltöffentlichkeit aufpolierte und Roosevelt half, Nazi-Deutschland zu besiegen.

»Dieses gelungene Buch über eine anziehend-abstoßende Gestalt leistet einen wichtigen Beitrag zur Literatur über das Dritte Reich.«

MICHAEL BURLEIGH

Ein Mann in Adolf Hitlers Umfeld spielte während dessen Aufstieg zur Macht eine besondere Rolle: Ernst »Putzi« Hanfstaengl. Er lebte lange in New York, war Lebensgefährte von Djuna Barnes und ein Studienfreund von Franklin D. Roosevelt. 1921 kehrte er nach Deutschland zurück. Beeindruckt von Hitler, trat er in die Partei ein und stieg zum Auslands- pressechef auf. Er wurde ein enger Vertrauter Hitlers, der ihn zu jeder Tages- und Nachtzeit zum Klavier- spielen zitierte. 1937 schwand sein Einfluss und die Parteispitze stellte ihn kalt. Er fürchtete um sein Leben und floh über die Schweiz nach England. Dort wurde er zu Kriegsbeginn interniert und später nach Kanada deportiert. Hanfstaengl nahm Kontakt zu Roosevelts Umfeld auf, der ab 1942 dessen Insider-Kenntnisse für die psychologische Kriegsführung gegen Nazi-Deutschland nutzte. Nach Kriegsende wandelte er sich vom Saulus zum Paulus und erklärte, dass es für ihn heute unvorstellbar ist, wie er Hitler je verfallen konnte. Peter Conradi widerlegt diese Aussage, indem er die Mechanismen von Ehrgeiz, Macht und Machterhalt analysiert. Darüber hinaus bietet dieses Buch einen lebendigen und sachkundigen Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse, die den Aufstieg der Nationalsozialisten erst möglich gemacht haben.



**PETER CONRADI**  
ist Herausgeber des Inlandsteils der »Sunday Times«. Er studierte an der Oxford University und der Ludwig-Maximilian-Universität in München. Veröffentlichungen: »Schirinowski und der neue russische Nationalismus« und »Der Todesengel von Rostow«.

Umschlaggestaltung:  
Gundula Hißmann und Andreas Heilmann, Hamburg  
Umschlagabbildung:  
Bayrische Staatsbibliothek München

Peter Conradi

# **HITLERS KLA VIERSPIELER**

**Ernst Hanfstaengl: Vertrauter Hitlers,  
Verbündeter Roosevelts**

Aus dem Englischen  
von Gabriele Herbst

Scherz

www. fischerverlage.de

Erschienen bei Scherz, ein Verlag der S. Fischer Verlag GmbH,  
Frankfurt am Main

Die englische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel «[Hitlers Piano Player. The Rise and Fall of Ernst Hanfstaengl, Confidant of Hitler, Ally of FDR](#)» bei  
Carroll & Graf Publishers, an Imprint of Avalon Publishing Group, New York

Copyright © 2004 by Peter Conradi

Deutsche Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2007

Satz: H & G Herstellung, Hamburg

Druck und Einband: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany 2007

ISBN 978-3-502-18137-8

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

*Für meine Familie*

# Inhalt

Vorwort 9

Vorbemerkung des Autors 12

Teil 1: VON MÜNCHEN ZUR FIFTH AVENUE 13

Teil 2: MANIEREN FÜR HITLER 63

Teil 3: DIE STIMME SEINES HERRN 141

Teil 4: HINTER FEINDLICHEN LINIEN 257

Teil 5: DIENER ZWEIER HERREN 339

Anmerkungen 429

Register 442

## Vorwort

**SEINEN NAMEN AUSZUSPRECHEN** fiel mir nicht eben leicht. Doch als ich im April 2001 in einem Artikel des *Boston Globe* zum ersten Mal auf diesen Ernst Hanfstaengl stiess, war ich sofort gebannt. Mark Fritz, Autor des Artikels, bezog sich auf ein äusserst seltenes Ereignis: Nach langen Jahren hatte die CIA Akten mit einer Fülle von Material über das Privatleben Adolf Hitlers und anderer Nazigrössen freigegeben. In einer der ältesten davon fand sich Fritz zufolge ein Profil des Führers, erstellt von einem «ehemaligen Hitlerkumpan» namens Hanfstaengl. Auf sage und schreibe 68 Seiten enthüllte es aus dem «surrealen Blickwinkel des Geheimagenten» intimste Informationen über Hitler-von seinen Essgewohnheiten über seine Vorlieben für amerikanische Football-Märsche bis hin zu seiner pathologischen Angst, andere könnten ihn nackt sehen. Über Hanfstaengl selbst dagegen berichtete der Artikel fast nichts. Ich erfuhr lediglich, dass er in Harvard studiert hatte und Anfang der 1920er Jahre zu Hitlers engstem Umkreis gehörte, sich später jedoch offenbar auf die Seite der Alliierten geschlagen hatte.

So machte ich mich daran, mehr über dieses eigenartige, wenig bekannte Bindeglied zwischen Nazideutschland und dem Amerika Franklin D. Roosevelts in Erfahrung zu bringen. Hanfstaengl stellt in seiner in den 1950er Jahren verfassten Autobiographie seine Beziehung zu Hitler natürlich aus seiner persönlichen Sicht dar. Über seine Rolle hinter den Kulissen während des Zweiten Weltkriegs in den Vereinigten Staaten gibt er sich jedoch recht zugeknöpft. Einer unveröffentlichten Dissertation von David Marwell aus dem Jahre 1988 konnte ich aber eine Fülle weiterer Einzelheiten entnehmen. Zahlreiche zeitgenössische Berichte über das Deutschland der 1930er Jahre



enthielten einige wenige, aber aufschlussreiche Seiten über Hanfstaengl. Die verbleibenden Lücken füllten Dokumente und Briefe, die in Bibliotheken in München und in Hyde Park im Staat New York sowie im Public Records Office in London lagern.

So entstand während meiner Nachforschungen allmählich das Porträt einer überlebensgrossen Figur, die das Ungeheuer Adolf Hitler mit erschuf und dies dann für den Rest ihres Lebens zu bereuen hatte. Parallel dazu wuchs eine lange, buntgemischte Liste von Berühmtheiten, die Hanfstaengls Weg kreuzten. Da fanden sich nicht nur Hitler und seine Handlanger, sondern auch Personen wie Theodore Roosevelt jr., Winston Churchill, Randolph Hearst, Djuna Barnes sowie Diana und Unity Mitford. Sie alle waren mit Hanfstaengl befreundet.

Leider war Putzi, wie er allgemein genannt wurde, schon länger als ein Vierteljahrhundert tot, als ich für dieses Buch zu recherchieren begann. Ich hatte jedoch das Glück, im Dezember 2002 seinen Sohn Egon in dessen Haus in München, wo ich 20 Jahre zuvor studiert hatte, aufsuchen zu dürfen. Ich möchte ihm an dieser Stelle danken, dass er mir freimütig sowohl von seinem Vater als auch von seinem Paten Adolf Hitler erzählt hat. Egons Sohn Erik las mein Manuskript und verglich den darin beschriebenen Mann mit seinen Erinnerungen an den Grossvater. Mein Agent Andrew Nurnberg engagierte sich wie immer mit der ihm eigenen Begeisterung und Umtriebigkeit. Philip Turner und Keith Wallman von Carroll & Graf erwiesen sich als ausgezeichnete Lektoren. Ginny Buechele wühlte sich durch das Hunderte und Aberhunderte Seiten starke Material über Hanfstaengl in der Franklin D. Roosevelt Library. Alison Graham von der *Sunday Times* in London beriet mich fachkundig bei der Auswahl der Bilder.

Meine Familie wurde in das Projekt hineingezogen, ob sie es wollte oder nicht. Alexander und Matthew fiel es schwer zu begreifen, was ihr Vater bloss an dieser Gestalt aus einer längst vergangenen Zeit fand. Ich bin sicher, dass sie es verstehen werden, wenn sie älter sind. Elisabetta brachte ihre technischen Fähigkeiten ein und scannte die Fotos. Meine Frau Roberta

nahm es nicht nur hin, ihren Mann fast drei Jahre lang mit einem lange toten und begrabenen Nazi zu teilen, sondern las auch noch das Manuskript und gab mir unschätzbare Anregungen zu dessen Verbesserung.

Dieses Buch ist ihnen allen gewidmet – besonders meinem Vater Gaston, der in der Royal Air Force gedient hat, und meiner Mutter Marjorie, die als junges Mädchen in London die Hölle des von Hitler entfesselten Krieges durchlebt, aber leider die Vollendung dieses Buches nicht mehr erlebt hat.

## **Vorbemerkung des Autors**

**SÄMTLICHE DIALOGE** zwischen den historischen Figuren dieses Buches stammen aus Ernst Hanfstaengls eigenen Erinnerungen, juristischen und anderen Schriftstücken, aus zeitgenössischen Presseberichten sowie aus Briefen und Büchern der beteiligten Personen.

**Teil 1**

**VON MÜNCHEN  
ZUR  
FIFTH AVENUE**

# 1

**DIE PLAKATE** prangten seit Tagen in den Strassen Münchens; in blutroten Lettern verhiessen sie einem Volk Rettung aus seiner abgrundtiefen Verzweiflung. Seit Stunden strömten die Massen herbei, und im Kindkeller herrschte erwartungsvolle Spannung. In dem L-förmigen Brauhauskeller an der Rosenheimer Strasse war kein Durchkommen mehr.

Da trat eine nicht zu übersehende, aristokratische Gestalt herein: Mitte 30, 1,90 m gross, mit hohem Schädel und markantem Kinn, Haartolle über der Stirn. Ernst Sedgwick Hanfstaengl verharrte einen Moment. Dies war nicht das Deutschland, das er vor einem Jahrzehnt verlassen hatte, um die Geschäftsführung der elterlichen Kunsthandlung in New York anzutreten.

Die Versammlung sollte gleich beginnen. Durch die dichten Tabakrauchschwaden studierte er die verhärmten Gesichter der Kleinbürger rings um ihn herum. Viele hatten ihre Frauen mitgebracht. Hie und da erblickte er ein paar «bessere Leute», Beamtentypen oder ehemalige Offiziere. In der Mehrheit jedoch sassen da junge Männer, manche in den traditionellen Lederhosen und wollenen Wadistrümpfen. Was konnte eine derart zusammengewürfelte Mischung an diesen Ort geführt haben? Die Atmosphäre erinnerte Hanfstaengl an einen Tanzabend während seines Militärdienstes im Königlich Bayerischen Leibregiment.

Er zwängte sich zur Bühne durch. In der Nähe des Podiums stand ein Tisch für die Presse. Hanfstaengl setzte sich und wandte sich an einen älteren, bebrillten Lokalberichterstatter zu seiner Linken.

«Welcher von den Männern da drüben am Vorstandstisch ist denn nun eigentlich Herr Hitler?», fragte er.

Über den Rand seiner Nickelbrille hinweg fasste ihn der Reporter erstaunt ins Auge.

«Sie san wohl net vo' da, Herr Kollege, wanns ean unter de Leit net rauskenna», antwortete der ihm in breitem Bayerisch. «Ja, wo san Sie dann dahoam?»

«Ich komme von auswärts. Lange im Ausland gewesen und jetzt Korrespondent für deutschsprachige Blätter in Übersee», log Hanfstaengl.

«Dann is' scho' recht», meinte der Mann und wies nacheinander auf die Protagonisten: Der einarmige Kleine links war Max Amman, der Geschäftsführer der Partei. Während des Krieges war er Hitlers Feldweibel gewesen. In der Mitte, mit einer Brille auf der Nase, sass Anton Drexler, der eigentliche Parteigründer, der aber jetzt nicht mehr viel zu sagen hatte. Und dann war da noch der Mann, der den Laden jetzt allein schmiss, der mit dem Schnurrbärtchen – Hitler.

«A echte Deiflskerl, des ko' i Ehna sog'n. I hob no nia an red'n g'heat wie eam», versicherte ihm der Mann. Ob sie aber an diesem Abend Hitlers übliche Rhetorik zu hören bekommen würden, darauf wollte sich der Reporter nicht festlegen. Hitler war gerade erst aus dem Gefängnis entlassen worden. Er hatte ein paar Monate wegen Landfriedensbruch gesessen und musste daher aufpassen, was er sagte. Ein wenig zu viel Hetze, und er wanderte wieder in den Bau.

Während sein Nachbar auf ihn einredete, studierte Hanfstaengl Hitler eingehend. Er konnte an diesem «Teufelskerl» überhaupt nichts Bemerkenswertes entdecken. Im Gegenteil. Alles an ihm wirkte stinknormal und hundsgewöhnlich: durchschnittliche Statur, ein komischer kleiner Charlie-Chaplin-Schnauzer über dem offenen Hemdkragen, ein dunkler, billig wirkender Anzug mit Lederjacke und ein Paar plumpe alte Armeestiefel, in denen er umherstapfte. Er sah aus wie ein Kellner in einer Bahnhofsgaststätte oder vielleicht ein Frisörgehilfe, obwohl beide sehr wahrscheinlich besser gekleidet gewesen wären.

Als Drexler der Menge Hitler ankündigte, brach ein Beifallssturm los. Kerzengerade, mit raschen, kurzen Schritten marschierte Hitler ans Rednerpult, auch in Zivil sofort als Soldat erkennbar. Er stand keine drei Meter von

Hanfstaengl entfernt, sodass dieser jede Einzelheit seiner Gestik und seines Mienenspiels mitbekam. Am auffälligsten waren die stechend blauen Augen dieses Mannes. Hitler wartete, bis der Beifall sich gelegt hatte, und begann dann zu sprechen.

«Jetzt passen Sie auf, es fängt an», flüsterte der Journalist Hanfstaengl zu und schob sich erwartungsvoll die Brille höher.

**EINIGE TAGE VORHER** hatte in der winzigen Schwabinger Wohnung, in der Hanfstaengl mit seiner hochgewachsenen amerikanischen Frau Helene und ihrem einjährigen Sohn Egon recht und schlecht lebte, das Telefon geklingelt. Es hatte lange und pausenlos geschellt, was auf einen Anruf vom Amt hindeutete. Hanfstaengl wunderte sich sehr; es war kaum ein Jahr her, dass er vor lauter Heimweh das bequeme Leben in New York gegen das Durcheinander und die Unsicherheit im Nachkriegsdeutschland eingetauscht hatte, und nur wenige Menschen kannten ihre Telefonnummer.

«Bitte bleiben Sie in der Leitung und wiederholen Sie ständig Ihren Namen», wies ihn eine geschäftsmässig klingende Frauenstimme an. «Sie werden aus Berlin verlangt. Wir werden Sie in Kürze auf einer Sonderleitung verbinden.»

«Berlin, ein Amtsgespräch auf einer Sonderleitung», flüsterte Hanfstaengl seiner Frau zu und begann mit der Ergebenheit eines tibetischen Mönchs seinen Namen zu wiederholen.

Man schrieb den 18. November 1922. Der Tag war grau und wolkenverhangen, die Stimmung in Deutschland düster. Das Land ächzte unter den Reparationslasten, die ihm die Siegermächte auferlegt hatten. Es schien nur noch eine Frage der Zeit, bis zwischen Preussen und Bayern, den beiden mächtigsten Staaten der kürzlich ausgerufenen Weimarer Republik, ein Krieg ausbrechen würde. Die Wirtschaftslage verschlechterte sich dramatisch; die vom Krieg bereits schwer gebeutelte Industrie erlitt weitere Rückschläge durch Streiks. Viele Menschen konnten sich weder Lebensmittel noch Brennmaterial für den Winter leisten. Das Einzige, was blühte, war der Schwarzmarkt.

Eine Stimme kam knisternd aus dem Äther und unterbrach Hanfstaengls Gedanken. Es war Warren Robbins, ein ehemaliger Harvardkommilitone. Die beiden Männer kannten sich von einer der wilden Schwankaufführungen des «Hasty Pudding Clubs», in dem sie beide aufgetreten waren. Hanfstaengl mit seinen so überaus passenden fast zwei Metern Länge hatte sich in ihrem Stück *The Fate Fakirs* 1908 in Frauenkleidern durch die Hauptrolle als Gretchen Spootspfeiffer gejojelt. Robbins hatte einen von Gretchens Bewunderern gegeben.

Robbins, kürzlich zum Botschaftsrat der amerikanischen Botschaft in Berlin ernannt, bat ihn um einen Gefallen. Die Botschaft wollte aus erster Hand über die Ereignisse in Bayern unterrichtet sein und entsandte Captain Truman Smith, den stellvertretenden Militärattaché. Er sollte sich ein Bild machen und mit so vielen Menschen wie nur möglich sprechen.

«Zugegeben, er ist ein Yalemann, aber abgesehen davon ist er ein netter, gescheiter Bursche», stellte ihn Robbins vor. «Er wird dich in den nächsten Tagen aufsuchen. Bitte kümmere dich um ihn und führe ihn bei ein paar Leuten ein. Würdest du das netterweise übernehmen?»

«Selbstverständlich, mein Alter, gar keine Frage», lachte Hanfstaengl. Bevor er noch mehr fragen konnte, brach die Verbindung ab.

Ein paar Tage später traf Truman Smith ein. Er war in den Dreissigern und hatte eine sympathische, offene Art. Auf Hanfstaengl machte er den Eindruck eines Menschen, der weiss, was er will, der sich jedoch auch im Klaren darüber ist, dass im Leben jedes Ding zwei Seiten hat. Wie Hanfstaengl liebte er Musik, insbesondere Wagner. Nach einem improvisierten Willkommensessen lenkte der Amerikaner das Gespräch auf den Zweck seiner Mission und legte seinem Gastgeber eine lange Liste von Politikern vor, die er zu treffen wünschte.

Das brachte Hanfstaengl in Verlegenheit. «Ich kann Ihnen bestenfalls ein paar gesellschaftliche Beziehungen zu einigen Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens bieten», gestand er. «Und von denen weiss ich nicht einmal, ob sie überhaupt noch politisches Gewicht haben.» Stattdessen schlug er seinem Gast vor, ihn mit Paul Nikolaus Cossmann, dem Verleger und Chef-



redakteur der *Münchener Neuesten Nachrichten*, einer der wichtigsten Zeitungen der Stadt, bekannt zu machen. Also suchte Truman Smith diesen in seinem Büro in der Sendlinger Strasse auf.

Vier Tage später kam Smith erneut zum Mittagessen. Er hatte sich fleissig umgetan: Zu Hanfstaengls Überraschung hatte er bereits mit fast allen Grössen der bayerischen Politik gesprochen, von Kronprinz Rupprecht bis zum Kriegshelden General Erich Ludendorff. Truman Smith fand sie alle ganz interessant, aber zugleich auch etwas einförmig in ihren Äusserungen – sie alle gaben auf seine Fragen dieselben Antworten und hatten keine neuen, originellen Lösungsansätze für Deutschlands wachsende politische und wirtschaftliche Probleme zu bieten. Ein Politiker allerdings, den er an eben diesem Vormittag getroffen habe, sei ganz anders; der käme ihm vor wie ein echter Kämpfer. Er würde am Abend in München reden und hatte Truman Smith eine Karte für den Pressetisch gegeben. Der amerikanische Offizier war überzeugt, diesen Mann müsse man im Auge behalten. Leider müsse er seinen Zug zurück nach Berlin erreichen, und so fragte er Hanfstaengl, ob er nicht zu der Versammlung gehen und ihm berichten könnte.

Neugierig geworden, erkundigte sich Hanfstaengl nach dem Namen dieses Politikers.

«Adolf Hitler», erwiderte Truman Smith.

Hanfstaengl war sich sicher, dass sein Gast ihn mit einem anderen Nationalisten verwechselt hatte, dem er bereits begegnet war und von dem er nicht viel hielt.

«Ihre vermeintliche Entdeckung heisst eigentlich Hilpert und ist – falls Sie jemandem, der sich im Allgemeinen von der Politik fernhält, der ihn aber zufällig kennt, gestatten, seine unmassgebliche Meinung zu äussern – eine politische Niete.»

Truman Smith widersprach heftig: Der Mann heisse ohne jeden Zweifel Adolf Hitler – was Hanfstaengl eigentlich wissen müsse, hätte er sich die Mühe gemacht, die Plakate mit Hitlers Namen zur Kenntnis zu nehmen, mit denen München zugepflastert war.

«Ich sage Ihnen, er ist ein überaus geschickter Redner und sagt genau das, was die hungrigen Deutschen heutzutage hören wollen», fuhr Smith fort. «Nationalistisch, aber mit einer sozialistischen Note – und antijüdisch. Er wird sich wahrscheinlich mit der Zeit mässigen, wie andere vor ihm auch, aber dieser Kerl hat einen Plan und ein Rednertalent, das die Leute mitreisst. Also, gehen Sie jetzt hin oder nicht?»

Hanfstaengl konnte sich nicht weigern. Er willigte ein, zuerst Truman Smith zum Bahnhof zu begleiten und danach zu der Versammlung zu gehen.

Als sie an diesem Abend auf dem Abfahrtsgleis nach Berlin anlangten, erwartete sie dort ein zwielichtiger Mann unbestimmter ethnischer Herkunft. Hanfstaengl fühlte sich sofort von ihm abgestossen. Er hatte ein bleiches, fast ausdrucksloses Gesicht und ein vernachlässigtes Äusseres. Er wirkte wie ein Polizeispitzel.

«Das ist Herr Rosenberg, der Pressechef von Herrn Hitler», sagte Truman Smith. Nach der wechselseitigen Vorstellung erklärte er Rosenberg, er habe Hanfstaengl an diesem Abend zu seinem Vertreter bestimmt.

Hanfstaengl starrte die beiden an und fragte sich, ob er richtig gehört hatte. Konnte ein angeblich fähiger Politiker tatsächlich eine derart erbärmliche Gestalt als Pressesprecher und Berater haben? Alle möglichen Fragen schossen ihm durch den Kopf. Die wichtigste lautete: Was hatte dieser Hitler bloss mit einem so unappetitlichen Zeitgenossen zu schaffen?

Die Schmierenkommödie ging weiter: Plötzlich verbeugte sich Rosenberg vor Truman Smith und schickte sich an, mit schwerem baltendeutschem Akzent eine Abschiedsansprache auf Englisch zu halten, die er offensichtlich sorgfältig einstudiert hatte.

«Captain», deklamierte er mit erhobener Stimme. «Ich habe die Ehre, Ihnen zu Ihrer Abreise die soldatischen Grüsse Herrn Hitlers zu überbringen und Ihnen zugleich seinen Dank für Ihr Interesse an unserer Bewegung auszusprechen. Herr Hitler wünscht Ihnen eine gute Reise.»

Hanfstaengl konnte sich angesichts der Absurdität der Szene kaum das Lachen verbeissen. Wenn der Auftritt Hitlers noch mehr von diesem Kali-

ber zu bieten hatte, dann würde es wenigstens ein lustiger Abend werden. Doch siehe da, die letzten Minuten bis zur Abfahrt des Zuges verstrichen relativ angenehm: Sogar Rosenbergs feindselige Miene hellte sich durch ein gezwungenes Lächeln auf, als Hanfstaengl die positiven Äusserungen Truman Smiths über Hitler in etwas übertriebener Weise ins Deutsche übersetzte. Bald danach ertönte die Trillerpfeife, und der Zug setzte sich schnauwend Richtung Berlin in Bewegung.

Allein mit Rosenberg fühlte sich Hanfstaengl unbehaglich. Krampfhaft umklammerte er den von Truman Smith ausgehändigten Presseausweis. Wie kam er als Deutscher dazu, die amerikanische Gesandtschaft bei der politischen Kundgebung einer unbedeutenden Splittergruppe zu vertreten? Sollte er nicht besser die ganze Sache als Witz auffassen, seinen Job als Truman Smiths Stellvertreter hinwerfen und sich einfach nach Hause trolchen? Doch seine Neugier war geweckt. Eine halbe Stunde später trafen er und Rosenberg im Kindkeller ein.

**SCHON DIE ERSTEN SÄTZE HITLERS** schlugen Hanfstaengl in Bann: welche Sprachgewalt, welche Suggestivkraft! Er hatte in seinem Leben schon etliche grosse Redner erlebt, zum Beispiel Präsident Theodore Roosevelt, den er durch dessen Sohn, einen Harvardkommilitonen, persönlich kennengelernt hatte, oder Thomas Pryor Gore, den blinden Senator aus Oklahoma. Doch keiner von ihnen verfügte über eine derart unglaubliche Palette rhetorischer Tricks wie Hitler, der frei sprach, geradezu ekstatisch und ohne jeden Hauch der professoralen Manier anderer deutscher Politiker. Er sog die irrationalen Empfindungen und das Wunschdenken seines Publikums auf wie ein Schwamm und gab sie ihm, eingespant für seine eigenen Zwecke, zurück – er benutzte die Menge quasi als Resonanzboden. Dabei kam ihm sein Nachahmungstalent zustatten, das er auch oft im Freundeskreis spielen liess. So brachte er seiner Zuhörerschaft ein Einfühlungsvermögen entgegen, mit dessen Hilfe er seine Ziele und Absichten in ihr Denken und ihre Sprache

zu übertragen wusste. Er sprach dieselbe Sprache wie die sorgenvolle Hausfrau angesichts des leergefegten Viktualienmarktes, beherrschte den Jargon des enttäuschten Landsers wie des höheren Offiziers und war auch in der Gedankenwelt des durch die Inflation enteigneten Besitzbürgertums zu Hause.

Was Hitler darüber hinaus so unwiderstehlich machte, war, dass er selbst mit dem Glauben, der Berge versetzt, von der Wahrheit seiner Worte überzeugt war. Zu einem Massenpublikum zu sprechen, so sollte er Hanfstaengl später gestehen, war für ihn, wie eine Frau zu umgarnen, in deren Augen man einen schlechten Ruf hatte. Wenn man mit Engelszungen auf sie einredete, würde sie allmählich zur glühenden Anhängerin bekehrt. Allerdings hatte Hitler, wie Hanfstaengl sarkastisch bemerkte, nicht viel Erfahrung mit Frauen.

In den ersten zehn Minuten seiner Ansprache fasste Hitler kurz die Ereignisse in Deutschland seit November 1918 zusammen: Zusammenbruch der Monarchie, Ausrufung der Republik, die Folgen des Versailler Vertrages – einschliesslich der erzwungenen Anerkennung der deutschen Alleinschuld am Krieg – und die falschen Behauptungen der Pazifisten und Marxisten. Als Hitler spürte, dass er beim Publikum ankam, entspannte er sein linkes Bein – wie ein Soldat auf das Kommando «Rührt euch» – und begann seine Worte mit vielfältigen, ausdrucksvollen Gesten zu untermalen. Sein Ton wurde aggressiver, bekam aber auch einen Zug spöttischer Ironie. In der hinterhältigen Bosheit seiner Andeutungen und in der Eleganz mancher Sätze sah Hanfstaengl den sprühenden Literatenwitz des Wiener Kaffeehauses durchschimmern. Hitler geisselte den Kaiser und seine Berater wegen ihrer Schwäche im entscheidenden Augenblick der deutschen Kapitulation und verhöhnte die linksgerichteten Politiker, weil sie den Siegern alles in den Rachen geworfen hätten, was die Not des eigenen Volkes hätte lindern können. Für die Verfechter der bayerischen Partikularinteressen und die konfessionellen Forderungen des Katholizismus hatte er kaum weniger Verachtung übrig. Alldem stellte er die selbstlose Haltung des Frontsoldaten gegenüber, der seinem verwundeten Kameraden zu Hilfe eilte, gleich ob der Bayer oder Preusse, Katholik oder Protestant war.

«Glauben Sie mir», rief Hitler aus, «das ist der Geist, dessen wir Deutsche in der Notzeit bedürfen! Denn dieser Geist vollbringt die entscheidenden Wunder und führt Besiegte und Betrogene in eine neue Zukunft!» Dann führte er als Beispiel Benito Mussolini an; der italienische Faschistenführer habe wenige Wochen zuvor seine Schwarzhemden im Triumphmarsch nach Rom geführt. Der ganze Saal brach in tosenden Beifall aus.

Je mehr sich Hitler in Rage redete und je rauschender der Beifall aufbrannte, desto mehr steigerte er Tempo und Lautstärke seines Vortrags. Er fuchtelte mit den Armen. Bei Zwischenrufen hob er die Hände, als fange er einen Ball auf, und liess den Einwand mit einem durchtriebenen Lächeln ins Leere laufen. Dann noch zwei oder drei ironische Sätze hinterhergeschoben und er hatte die Lacher wieder auf seiner Seite. Sein heftiges Gestikulieren und Herumzappeln erinnerte Hanfstaengl an einen Geigenvirtuosen, der seinen Bogen nur selten voll ausstreicht.

Hanfstaengl riss sich von seinen Gedanken los und sah sich um. Kaum etwas war geblieben von der dumpf brütenden Masse unscheinbarer Leute, durch die er sich vor einer Stunde hindurchgezwängt hatte. Jetzt waren sie eine ergriffene, tief aufgewühlte Gemeinde. Das Bier in den halbleeren Masskrügen wurde schal; so gebannt sogen die Zuhörer jedes Wort Hitlers auf. Ganz in der Nähe erblickte Hanfstaengl eine junge Frau mit erhobenen Armen, als sei der Messias erschienen.

Jahre später, als Hitler die an jenem Abend umrissene Vision in eine entsetzliche Realität umgesetzt hatte, sollte sich Hanfstaengl häufig fragen, warum er sich damals von der Rede im Kindlkeller derart hatte beeindruckt lassen. Wie hatte er nur einem solchen Mann auf den Leim gehen können? Vielleicht lag ein Grund darin, dass Hitler sich aus Furcht vor einer erneuten Inhaftierung gezügelt hatte. Vielleicht hatte auch Mussolinis kürzlich erfolgte Machtergreifung in Italien Hitlers Argumente besonders einleuchtend gemacht. Wie auch immer, als er seine Rede nach zwei Stunden beendete, fand sich Hanfstaengl genauso frenetisch Beifall klatschend wie alle anderen. Er stand auf, klopfte dem Reporter neben ihm zum Abschied freundlich

auf die Schulter und trat auf das Rednerpult zu, wo Hitler schweissgebadet die Glückwünsche seiner Anhänger entgegennahm.

Hanfstaengls Gruss quittierte er mit einem selbstbewussten Lächeln, doch ohne jede Überheblichkeit, und horchte auf, als sich der Gratulant als Emissär Truman Smiths vorstellte. Er wischte sich gerade mit einem Taschentuch den Schweiss von der Stirn, hielt aber mitten in der Bewegung inne und fasste Hanfstaengl ins Auge.

«So, Sie sind also der Freund des langen Captains, der heute Morgen bei mir war», sagte Hitler erfreut. «Er erwähnte, Sie würden kommen. Nun, was werden Sie ihm berichten?»

«Auf alle Fälle», erwiderte Hanfstaengl, «werde ich ihm berichten, dass ich persönlich mit fünfundneunzig Prozent Ihrer Ausführungen einverstanden bin und den Wunsch geäussert habe, mich mit Ihnen über die restlichen fünf Prozent bei passender Gelegenheit zu unterhalten.»

Hitler lachte. «Den Wunsch kann ich Ihnen gern erfüllen», entgegnete er, «denn ich bin sicher, Herr Hanfstaengl, wir werden uns auch noch über die restlichen fünf Prozent einigen.»

Sie verabschiedeten sich voneinander, und Hanfstaengl ging nach Hause. In jener Nacht konnte er lange nicht einschlafen. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und mühte sich mit dem Bericht an Truman Smith ab; der erste Entwurf flog in den Papierkorb, der zweite ebenfalls. Hitlers mitreissende Rhetorik, die eindrucksvolle Formulierung seines Programms gingen ihm nicht aus dem Kopf. Andererseits verblüffte es ihn, wie absurd, ja abstrus ihm ein Grossteil der Kindkeller-Rede jetzt erschien.

Dennoch musste sich Hanfstaengl Truman Smiths Einschätzung allmählich anschliessen. So gewöhnlich Hitler auf den ersten Blick auch wirken mochte, er wusste auf der Klaviatur der menschlichen Empfindungen virtuos zu spielen. Er schien dazu bestimmt, eines Tages in der einen oder anderen Form eine Schlüsselrolle zu spielen. Ihn umwehte der Hauch des Aussergewöhnlichen. Noch mehr gab Hanfstaengl an seinem Schreibtisch zu denken: dass er mit fliegenden Fahnen zu Hitler übergelaufen war und zu ihm gesagt hatte, er stimme zu 95 Prozent mit ihm überein.

Eines war klar: Nach dem, was Hanfstaengl an jenem Abend vernommen hatte, konnte er nicht einfach mit einem Schulterzucken sein Leben weiterleben, als ob nichts geschehen sei. Er empfand dieselbe Trauer und denselben Zorn über das Schicksal seines geliebten Deutschlands wie die übrige Zuhörerschaft im Kindkeller. Anders als andere Politiker gab Hitler diesen Empfindungen einen klaren Ausdruck und bot augenscheinlich Lösungen.

Hanfstaengl musste jedoch einräumen, dass einige von Hitlers Vorstellungen schlichtweg aberwitzig waren und dass er sich in vielerlei Hinsicht borniert und unwissend zeigte. Das wurde besonders deutlich, indem Hitler Amerika – das Land, in dem Hanfstaengl fast die gesamten zurückliegenden Jahre gelebt hatte – als bedeutungslos abtat. Obendrein forderte Hitler die Einstellung aller Reparationszahlungen an Frankreich und Widerstand gegen die Besatzungsmacht, was nahezu mit Sicherheit zu einem Guerillakrieg führen musste. Schliesslich fiel noch sein hemmungsloser Antisemitismus auf, eine Mixtur aus verschrobenen Rassentheorien und klischeehaften antijüdischen Gemeinplätzen, die unter den Kleinbürgern von Wien gang und gäbe waren.

Hanfstaengl musste an ein Gespräch mit Rudolf Kommer denken. Er hatte den brillanten jüdischen Journalisten aus dem Ghetto von Czernowitz in New York kennengelernt, als sie beide dort arbeiteten. «In einer Irrenanstalt», hatte Kommer ihm erklärt, «wo zusätzlich noch Nahrungsknappheit herrscht, ist jeder auf seine eigene Weise verrückt. Doch ist die Lage in Deutschland erst einmal wieder normal, wird sich alles beruhigen und der ganze Irrsinn einfach verschwinden.»

Diese Vorstellung, zu der Hanfstaengl in den folgenden Jahren seiner wachsenden Bindung an Hitler immer wieder Zuflucht nehmen sollte, war beruhigend. Aber falsch.

## 2

**ERNST HANFSTAENGLS HERKUNFT** barg geradezu eine Garantie für Loyalitätskonflikte – von frühester Kindheit an sollte dieser Faktor sein Leben prägen und sich als Rettung und Verderben zugleich erweisen. Hanfstaengl wurde am 11. Februar 1887 als Spross einer der angesehensten und einflussreichsten Familien Bayerns geboren. Sein Grossvater Franz hatte als einer der Ersten Reproduktionen von Kunstwerken hergestellt und verkauft. In ganz Europa hatte er sich einen Namen gemacht, als der sächsische Staat ihn 1835 beauftragte, Reproduktionen der gesamten Sammlung der Dresdener Kunstgalerie anzufertigen. Franz, der bereits als Lithograph von Porträts einen guten Ruf genoss, hatte rasch begriffen, welche Chancen sich mit der Entwicklung der Fotografie boten, und eröffnete 1853 sein eigenes Fotoatelier. Zu seinen prominentesten Kunden zählten Kaiser Wilhelm, Queen Victoria und Franz Liszt.

Franz' Sohn Edgar trat in die Fussstapfen seines Vaters. Er verhalf dem Familienunternehmen zu einem der angesehensten Namen in der Branche und gründete Filialen in New York und London. Der geschäftliche Erfolg verhalf den Hanfstaengls zu einem beträchtlichen Vermögen, und mit dem Wohlstand kam das gesellschaftliche Ansehen: Edgar war wie sein Vater und Grossvater Geheimrat des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha.

Ernst war jedoch kein «reinrassiger» Bayer. Seine Mutter Katherine Sedgwick Hanfstaengl, geborene Heine, war Amerikanerin mit einem nicht weniger beeindruckenden Stammbaum. Katherines Vater William Heine war nach dem Scheitern der Revolution von 1848 aus Deutschland geflohen. Von Haus aus Architekt und Illustrator, hatte er an der Pariser Oper ge-



arbeitet. Im amerikanischen Bürgerkrieg hatte er als General gedient und bei Abraham Lincolns Beisetzung als einer der Sargträger fungiert. Katherines Mutter Catherine gehörte zu den Sedgwicks, einer der führenden Familien Neu-Englands. General John Sedgwick, der Bürgerkriegsheld, dessen Denkmal in der Militärakademie West Point steht, war ihr Onkel.

Edgar und Katherine oder Kitty, wie sie allgemein genannt wurde, führten in einem der besten Viertel Münchens ein grossbürgerliches Leben in einem grossen Haus in der Liebigstrasse 30. 1889 hatten die renommierten Berliner Architekten Heinrich Kayser und Karl von Grossheim die «Villa Hanfstaengl» gebaut. Durch ihre Fenster hatte man einen beeindruckenden Ausblick auf die Isar und die Isarbrücke sowie auf das Maximilianeum, heute Sitz des bayerischen Landtags. Umgeben von einem ausgedehnten Park mass das Haus von einer Ecke zur anderen fast 27 Meter; das Erdgeschoss allein hatte mehr als 15 Zimmer. Verschwenderisch mit Platz umgegangen war man für das Musikzimmer; es war dem Vorzimmer der päpstlichen Gemächer in der Münchener Residenz nachgebildet und mass etwa 45 Quadratmeter. Das Werk begabter Künstler und kunstfertiger Handwerker war mit verschiedenen Hölzern und Marmor, Glas, Leder und Seide ausgestattet. Das holzgetäfelte Esszimmer bot 20 bis 30 Personen Platz. Daneben gab es zahlreiche Schlafzimmer und Räume für die Dienerschaft, eine riesige Küche nebst Wirtschaftsräumen, Stallungen für sechs Pferde, einen Wintergarten, zwei Terrassen und vier Bäder – ein für die damalige Zeit beträchtlicher Luxus. Kitty hatte einige der Zimmer grün streichen lassen, offenbar weil dies die Lieblingsfarbe Königin Victorias war. An der Wand hing in einem schweren Silberrahmen deren signiertes, Edgar gewidmetes Porträt.

Kitty hatte Edgar 1872 kennengelernt. Sie war damals erst 13. Ihr Vater war nach dem amerikanischen Bürgerkrieg in das neugegründete Deutsche Reich zurückgekehrt und hatte Edgar in München aufgesucht, um über die Veröffentlichung einiger seiner Illustrationen zu sprechen. Seine Tochter hatte ihn begleitet. Der damals 30-jährige, gut aussehende Edgar hatte das junge Mädchen tief beeindruckt. Er war gerade nach einem siebenjährigen

Chinaaufenthalt nach Deutschland zurückgekehrt, und es umwehte ihn der Hauch des Abenteuers. Es ging sogar das Gerücht, er sei der Grund für die Auflösung der Verlobung der bayerischen Herzogin Sophie Charlotte mit König Ludwig II. von Bayern.

Zehn Jahre später, im November 1882, heirateten Edgar und Kitty. Ihr erster Sohn Edgar II. wurde im folgenden Juli geboren, ein weiterer Junge, Egon, im Juli 1884 und ihre einzige Tochter Erna 1885. Erwin, ihr letztes Kind, kam 1888, ein Jahr nach Ernst, zur Welt. Einer von Edgars Vater Franz begründeten Tradition folgend, erhielten alle Kinder Namen mit dem Anfangsbuchstaben *E*. Franz und seine Frau Franziska hatten sieben Kinder schon im Säuglingsalter verloren und schliesslich der Weissagung einer Förstersgattin in Diensten des Herzogs Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha vertraut: Namen auf *E* – wie der von Durchlaucht selber – sollten gewährleisten, dass ihre Träger das Erwachsenenalter erreichten.

Trotz seines Namens hätte Ernst beinahe seinen zweiten Geburtstag nicht erlebt. Einige Wochen davor erkrankte er schwer an Diphtherie; sein Hals schwoll derart zu, dass er tagelang nichts zu sich nehmen konnte. Am dritten Tag seines Fastens sahen die Ärzte kaum noch Hoffnung und erklärten dem Vater, sie seien mit ihrem Latein am Ende. Aus lauter Verzweiflung ging Edgar angeln. Bei seiner Rückkehr zögerte er einen Augenblick, bevor er das Haus betrat; er fürchtete, sein Sohn sei bereits tot.

Doch er hatte nicht mit Kati gerechnet. Kati kam vom Lande, diente der Familie schon seit Langem und war fest entschlossen, den Knaben zu retten. So fütterte sie ihn geduldig, Löffelchen für Löffelchen, und redete dabei auf ihn ein. «Putzi, ess' des jetzt, Putzi.» Und zur allgemeinen Verwunderung und Freude begann der kleine Junge, der auf den Namen Ernst niemals gehört hatte, plötzlich zu essen. Edgar wollte seinen Augen kaum trauen.

Im Bayerisch der damaligen Zeit bedeutete Putzi «Bübchen, kleines Kerlchen», und diesen Namen behielt Ernst. Von da an hörte der kleine Junge nur, wenn man ihn «Putzi» rief. Seine Eltern mochten sich noch so

sehr anstrengen, dem einen Riegel vorzuschieben: Auf «Ernst» reagierte er einfach nicht. Also wurde weiterhin der Spitzname benutzt, selbst dann noch, als das Bübchen zu einem strammen jungen Burschen herangewachsen war. Ernst sollte sein ganzes Leben lang Putzi bleiben – so sehr er sich als Erwachsener auch mühte, den Namen abzuschütteln, er wurde ihn nicht mehr los.

Die Hanfstaengls beschäftigten stets britische Kinderfrauen, um die deutsch-amerikanische Kulturmischung durch eine dritte abzurunden. Das erste Kindermädchen Putzis war Bessie Clapp, ein zierliches Mädchen mit einer dicken Nickelbrille; nach etwa einem Jahr trat an ihre Stelle Bella Farmer, eine hübsche junge Frau aus dem nordenglischen Hartlepool. Putzi hing sehr an ihr, doch leider ging sie wenige Jahre später fort, um zu heiraten und selbst eine Familie zu gründen. Ersetzt wurde sie 1895 durch Caroline Jones, eine strenggläubige Methodistin aus Swansea in Südwest-Wales. Im Gedächtnis blieb Putzi die Naivität Jones' und ihre Überzeugung, dass das Leben lediglich eine Prüfung Gottes sei. Was sie sagte, «erinnerte an die Maximen frommer Erbauungsbücher und ernststen Bemühens, beispielsweise: Jeder sollte seine gottgegebenen Talente entwickeln» Sie führte ihm häufig die Macht des britischen Empire vor Augen und erzählte ihm Geschichten von Freunden, die als Missionare nach Afrika gegangen waren.

Darüber hinaus versuchte Jones, Putzi die Grundlagen guten Benehmens einzutrichtern. Dies mache, wie sie nie müde wurde zu betonen, «den Mann aus»: sich gerade zu halten, Schultern zurück, Brust heraus; sich nicht zu kratzen und nicht herumzuzappeln; nicht über das Essen zu meckern und es nicht hinunterzuschlingen; bei Tisch über nichts zu sprechen, was unschicklich sei. Zuweilen wollte sie an den unbeherrschbaren Temperamentsausbrüchen ihres jungen Schützlings schier verzweifeln und schalt ihn, wenn er auf der Strasse hübschen Mädchen nachsah. «Das ist nicht schön», erklärte sie ihm. «Das macht man nicht.» Den kleinen Putzi liess das kalt. Über seine Gouvernante schrieb er später: «Hinter der Fassade des viktorianischen Puritanismus verbarg sich eine erstickte Seele – die sich nach Liebe sehnte und sich in Beethovens ‚Pathétique‘ und Chopins Nocturnes äusserte.»

Auch Edgar sah die Notwendigkeit, «ein Quartett von Söhnen, die in der Gefahr schwebten, von zu vielen Künstlernaturen um sie herum verzogen zu werden, etwas auf Zack zu bringen». Und so kam jeden Sonntagnachmittag Hauptfeldwebel Franz Streit vom Königlich Bayerischen Leibregiment, um die Jungen militärisch zu drillen. Er liess sie auf dem Rasen hin und her marschieren und Wache stehen. Putzi lernte, dreimal «Halt! Wer da?» zu rufen – und dann zu schiessen. Zu ihrem Entsetzen musste auch Putzis Schwester Erna mitexerzieren.

Streit brüllte nicht nur militärische Kommandos, sondern unterhielt die Kinder auch mit Erzählungen über Kriegshelden – was Putzi, wie er später bemerkte, ziemlich seltsam fand, konnte er sich doch nicht daran erinnern, dass das bayerische Militär jemals einen Sieg auf dem Schlachtfeld errungen hätte. Mit seinem imposanten Schnurrbart machte Streit dennoch einen tiefen Eindruck auf die Jungen. Der Hauptfeldwebel war, wie Putzi schrieb, «meine erste Begegnung mit dem Militarismus auf bayerisch und in gewisser Weise ein unvergesslicher Bestandteil meiner Weltanschauung». Ohne militärischen Drill, so bekam Putzi zu hören, sei ein junger Mann nur «ein halber Mensch».

Noch tiefgreifender aber beeinflusste die Musik den Jungen. Von klein auf pflegte Putzi die Abbildungen von Brahms, Hans von Bülow, Wagner, Liszt, Tschaikowski und anderen aus Kalendern herauszureissen und in seinem Zimmer aufzuhängen – was schon früh seinen Traum von einer Karriere als Musiker beflügelte. Die berühmte Hertha Hauptmann Emmerich gab ihm Klavierunterricht; Heinrich Bihle lehrte ihn Geigespielen; Josef Horbelt, Musiker am bayerischen Hof, der auch an der Münchner Akademie der Tonkunst lehrte, unterrichtete ihn in Musiktheorie und Gesang. Obwohl Putzi äusserlich unbeholfen und ungeschickt wirkte, zeigte er von Kindesbeinen an ein Talent fürs Klavierspielen, sehr zur Freude seines Vaters, der seinen Sohn häufig vorspielen liess. Putzis Mutter hoffte, er würde eines Tages Dirigent werden.

Wie es ihrem Stand geziemte, gaben Putzis Eltern oft Empfänge für die Crème der Münchener Gesellschaft. Unter den berühmten Namen, die ihr Gästebuch zierten, fanden sich Mark Twain, Buffalo Bill Cody, John Phil-

ip Sousa und Richard Strauss. An den Sonntagnachmittagen lud Edgar häufig Gäste ein, mit denen er sich zu politischen Gesprächen in sein Arbeitszimmer zurückzog. Zuweilen setzte sich Putzi dazu und hörte ihnen zu; später datierte er die Anfänge seines politischen Bewusstseins auf Ende der 1890er Jahre.

In Bayern herrschten im anbrechenden 20. Jahrhundert zwei gegenläufige politische Strömungen vor. Auf der einen Seite standen die demokratischen Föderalisten; sie pochten auf die Rechte des Einzelnen und die der Einzelstaaten wie Bayern, aus denen sich der Deutsche Bund zusammensetzte. Sie identifizierten sich eher mit Kaiser Wilhelm I. und Bismarck, dem ehemaligen, im März 1890 entlassenen Reichskanzler. Auf der Gegenseite standen die Anhänger des «jungen Kaisers» Wilhelm II. Sie glaubten an ein starkes, zentralistisches und militaristisches Deutschland. Eine Demonstration dieses Credo – und des «Wilhelmskultes» – erlebte Deutschland im Mai, als der Kaiser in der Oper von Wiesbaden erschien. Das Publikum begrüßte ihn stehend mit Ovationen und skandierte: «Ein Kaiser, ein Reich, ein Glaube.» Edgar und andere liberale Münchener Intellektuelle rechneten sich dem föderalistischen Lager zu. In ihren Ohren klangen Gefühlsausbrüche, wie sie in Wiesbaden zum Ausdruck gekommen waren, wie eine Kriegserklärung des autoritären, protestantischen Preussen an ihr katholisches Bayern.

Auf den heranwachsenden Putzi wirkte ein weiterer weltanschaulicher Einfluss ein, der seinem Leben eine entscheidende Wendung geben sollte. Er muss ungefähr 13 Jahre alt gewesen sein, als er zum ersten Mal vom Nationalsozialen Verein hörte. Dessen Gründer, der liberal gesinnte evangelische Theologe Friedrich Naumann, hatte sich zum Ziel gesetzt, die Lage der deutschen Arbeiterklasse zu verbessern. Zugleich hoffte er, diese mit seinem neuartigen, auf dem christlichen Glauben fussenden Nationalsozialismus von den marxistischen Klassenkampfideen abzubringen und sie in den neugegründeten Nationalstaat zu integrieren. Die von Naumann 1896 begründete Zeitung *Die Hilfe* sollte viele Jahre lang unter den zahlreichen Druckwerken auf Edgars Schreibtisch liegen.

Im September 1897 wurde Putzi am Königlich-Bayerischen Wilhelms-gymnasium in München zugelassen. Das imposante Gebäude aus rotem und gelbem Sandstein lag in der Thierschstrasse in der Nähe des Maxmonuments. Seine beiden älteren Brüder besuchten es ebenfalls. 1559 von Jesuiten gegründet, war es das älteste Gymnasium und eine der renommiertesten Bildungseinrichtungen der bayerischen Hauptstadt. Putzi, dessen Erziehung bislang ganz in den Händen von Gouvernanten gelegen hatte, freute sich, endlich von Männern unterrichtet zu werden.

Im ersten Jahr war einer seiner Lehrer Gebhard Himmler, dessen Sohn Heinrich einer der führenden Nazis werden sollte. Himmler senior war der Privatlehrer Prinz Heinrichs von Bayern gewesen und zeichnete sich nach Putzis Ansicht durch einen fürchterlichen Standesdünkel aus; er bevorzugte Schüler von Adel und schikanierte die «Bürgerlichen» – selbst solche aus wohlhabenden, angesehenen Familien wie den Hanfstaengls. Heinrich war mehrere Jahre jünger als Putzi, weshalb sich ihre Wege auf der Schule nicht kreuzten. Putzi bekam ihn aber einmal zu Gesicht, als er Schulhefte in die Himmler sehe Wohnung in der Sternstrasse brachte. Er erinnerte sich an Heinrich als ein «blasses Milchbartgesicht», dem der Ruf einer Petze vorauseilte: Er rannte ständig zu seinem Vater und schwärzte seine Mitschüler an.

In einer Schule, die sich rühmte, die Hofpagen der Wittelsbacher zu unterrichten, war soziale Diskriminierung an der Tagesordnung. Noch fünf Jahre nach dem Schulabgang erinnerte sich einer von Putzis Klassenkameraden lebhaft an das hochfahrende Benehmen der Angehörigen des «eingebildeten, doch so bedeutungslosen, kleinen bayerischen Adels». Sie legten grossen Wert darauf, sich abzugrenzen «von dem als Bürgerliche bezeichneten armen Gesindel. Wenn sich diese adligen Jungen während der morgendlichen Pause in einer Ecke des Schulhofes zusammenrotteten, dann wehe dem Kleinbürger, der keine Ahnung von dem unsichtbaren eisernen Vorhang der Exklusivität hatte und eine freundliche Annäherung an den einen oder anderen dieser Sprösslinge der angeblichen Elite versuchte.»

Trotz seines unzweifelhaften Talents mangelte es Putzi an Fleiss. Er war, wie er später eingestand, ein «Weltmeister im Sitzenbleiben» und musste sowohl die Quinta – wegen mangelhafter Leistungen in Latein und Erdkunde – als auch die Untertertia – wiederum wegen Latein – wiederholen. Griechisch – «unter Mühen geschafft und nur dunkel verstanden» – erwies sich als weitere Hürde. «Griechisch hat drei Eigenschaften», bemerkte er. «Es erfordert viel Zeit zum Lernen, wird rasch vergessen und macht einen gebildet.» Putzis Schulprobleme gingen zweifelsohne teilweise darauf zurück, dass er eine beträchtliche Zeit auf die Musik verwandte; seine Lehrer Bernhard Stavenhagen und August Schmidt-Lindner hatten bei Liszt studiert und waren überaus anspruchsvoll.

Anders als seine älteren Brüder verspürte Putzi den Wunsch, seine Ausbildung nicht in Deutschland, sondern in Amerika zu vervollständigen. Der Grund war nicht nur, dass seine Mutter Amerikanerin war. Geplant war auch, dass er die von Edgar 1880 eingerichtete Zweigstelle des Familienunternehmens an der Fifth Avenue in New York übernehmen sollte. Dies bedeutete, sich mit dem Land vertraut zu machen, in dem er beruflich die ersten Schritte tun sollte. Kitty war begeistert. Einer ihrer amerikanischen Freunde verhalf Putzi zu einer bedingten Zulassung zum ersten Semester an der Harvard University. Er schloss das Gymnasium im Juli 1905 ab und verbrachte den Sommer mit seiner Familie am Starnberger See. Vor seiner Abreise traf er sich im Münchener Hotel Vier Jahreszeiten mit einem jungen Harvardabsolventen namens William Chase. Dieser gab Putzi wertvolle Ratschläge, wie er sich an seiner künftigen Bildungsstätte zu verhalten habe: «Halten Sie sich fern von den Erst-Semestern, von so genannten Strebern, von billigen Clubs; schauen Sie zu, dass Sie die ‚richtigen Leute‘ kennenlernen; gehen Sie aus zum Rudern, zum Deutschen Verein, in die Musikclubs; hüten Sie sich vor Dean Hurlbut; stellen Sie sich gut mit dem Oberkellner im Hotel Tourraine in Boston.»

Am 12. September sagte Putzi seiner Familie Lebewohl und bestieg den Zug nach Hamburg, wo er sich zwei Tage später auf der *S. S. Hamburg* nach Amerika einschiffte. Nach zehn Tagen traf er dort ein.

Auf der Überfahrt erkundigten sich einige ältere Damen nach seinen Zukunftsplänen und seinen beruflichen Absichten in Amerika. «Ich bin ein Kunstmensch, komme aus einer Kunstverlegerfamilie und beabsichtige daher, lediglich das zu werden, was mein Vater und Grossvater vor mir waren», entgegnete er ziemlich geschwollen.

Die Zeit vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs gilt als das letzte Jahrzehnt der Unschuld für die Vereinigten Staaten. In dieser Phase vollendete sich die Vereinigung von 48 aneinandergrenzenden Staaten, und ihre Bürger kümmerten sich weitgehend um innere Angelegenheiten. Die Aussenwelt interessierte das amerikanische Volk im Grunde nicht, und die Vereinigten Staaten interessierten die Aussenwelt nicht.

Harvard bildete den Dreh- und Angelpunkt der amerikanischen Oberschicht: Hier wurde die künftige politische, geistige und wirtschaftliche Elite des Landes ausgebildet und miteinander vernetzt. Für Putzi brachte ein Gedicht von John Collins Bossidy die überragende Stellung bestens auf den Punkt. In «Über die Aristokratie von Harvard» mokiert sich der Dichter über die alten Familien wie die Lowells und Cabots, die beide im 17. Jahrhundert aus dem englischen Bristol nach Amerika ausgewandert waren:

Und hier haben wir das gute alte Boston,  
Heimat der Bohne und des Kabeljaus,  
wo die Lowells nur mit den Cabots reden  
und die Cabots nur mit Gott.

Trotz des eindrucksvollen Stammbaums seiner Mutter blieb Putzi – oder Hanfy, wie er während seiner Jahre in Harvard hiess – ein Aussenseiter, dessen ausländische Herkunft oft Anlass zu Witzeleien bot. Unter seinen Papieren befindet sich eine offenbar damals erstellte Liste amerikanischer Vorurteile gegen Deutsche: «Die Deutschen sind zu sentimental, der deutsche Humor ist zu unverständlich, und die deutschen Frauen sind zu dick», erklärten ihm seine amerikanischen Kommilitonen. Die deutsche Sprache sei unmöglich; die Artillerie und die U-Boote Deutschlands seien denen



Frankreichs unterlegen. Was die deutsche Wurst beträfe, so mache sie nur dick, und das Münchner Bier sei nicht so gut wie amerikanisches. Einige seiner Mitstudenten zogen ihn auch mit den Traditionen der Burschenschaft auf, insbesondere der Mensur. Putzis Eltern hatten wenig für das Fechten übriggehabt, weshalb er es nie erlernt hatte. Doch er war deutscher Patriot genug, um sich über solchen Spott zu ärgern, konnte sich allerdings nie dazu durchringen, damit anzufangen, nur um seinen Kommilitonen zu beweisen, was ihnen entging.

Putzi gelang es, sich über solche Vorurteile erhaben zu zeigen. Seine alles überragende Erscheinung und die Entschlossenheit, mit der er sich in ausseruniversitäre Betätigungen stürzte, machten ihn bald zu einem der beliebtesten und bekanntesten Studenten in Harvard. Seine Grösse und Kraft trugen ihm einen Platz in der Rudermannschaft ein; mit seiner Stimme und seinen Klavierkünsten wurde er der Stimmungsmacher des Football teams; sein fröhliches, ausgelassenes Wesen verschaffte ihm in den vier Jahren seines Studiums zahlreiche Freunde. Was sich seinen Zeitgenossen besonders nachhaltig einprägte, war laut *New York Times* «hauptsächlich, mit welcher Inbrunst und Lautstärke er Wagner spielte und dass seine Zuhörer um jedes Klavier fürchteten, auf das er an der Universität und später im Harvard Club in New York eindrosch.»

Schon kurz nach seinem Eintreffen erwarb sich Putzi darüber hinaus Heldenruhm. Anfang 1906 kenterte ein Paddler auf dem Charles River und geriet in dem eiskalten Wasser in Lebensgefahr. Putzi, der zufällig vorbeikam, sprang ohne Zögern hinein und zog den Ertrinkenden heraus. Die Geschichte ging wie ein Lauffeuer durch Harvard, und der *Boston Herald* feierte Putzi mit der Schlagzeile: «Hanfstaengl Harvards Held».

Stolz auf seine deutschen Wurzeln, wurde Putzi zudem Vorsitzender des Deutschen Vereins. Laut dessen im Mai 1909 verabschiedeter Satzung war «Ziel des Vereins ..., Harvardleute zu vereinen, denen an der Förderung der Kenntnisse der deutschen Sprache und Kultur liegt». Zu den Aktivitäten des Clubs gehörten Vorträge, alljährlich eine Theateraufführung und eine Reihe

von Sitzungen in der «Kneipe». In seinem zweiten Studienjahr begann Putzi, die Vereinssitzungen mit einem Säbel in der Hand zu leiten. Die Waffe hatte ihm der Kapitän des deutschen Kreuzers *Bremen* bei dessen Aufenthalt in Boston zum Geschenk gemacht.

Putzi studierte zwar, doch er wusste auch kräftig auf den Putz zu hauen – wie er an einem warmen Frühlingsabend 1909 bewies. Er stieg die Treppe zu einem der nobelsten Clubs von Harvard, dem Sphinx, hinauf. Dort sassen etwa 20 Männer an kleinen Tischen, rauchten, unterhielten sich und tranken Bier und Cocktails. Einer von ihnen erblickte Putzi und bat ihn herein. Putzi bestellte Bier und beteiligte sich am Gespräch, bis einer der Männer ihn plötzlich aufforderte: «Spielen Sie uns doch was, Hanfy!» Das liess sich Putzi nicht zweimal sagen. Er ging zu dem an der Wand stehenden Klavier und liess seine massigen Hände über die Tasten gleiten. Die anfangs leichte Musik wurde bald schwerer und martialischer. «Soldier's Field!», verlangte eine Stimme, und Putzi hämmerte die mitreissende Melodie eines der Football-Kampflieder von Harvard in die Tasten. Jemand begann mitzusingen, und bald fielen alle ein.

Rasch verbreitete sich, dass Putzi spielte, und immer mehr Männer aus anderen Clubs strömten in den Sphinx. Während sich der Raum füllte, begann Putzi Opern zu spielen. Dann, beflügelt von weiterem Bier, ging er zu Wagner über. Und so ging es weiter bis in die frühen Morgenstunden, unterbrochen nur von kurzen Pausen zum Ausruhen und Biertrinken. Als der Morgen dämmerte, war die Menge ausser Rand und Band. «Besorgen wir uns einen Lastwagen und lassen wir Hanfy in den Strassen von Cambridge spielen!», schrie einer der Studenten.

Ein Höllenspektakel brach los. Ein paar schafften es, einen Laster zu organisieren und vor die Türen des Clubs zu bugsieren. Acht Leute waren vonnöten, um das Klavier die Stufen hinunter und auf den Lastwagen zu wuchten. Ein Klavierschemel folgte. Putzi wurde von der Menge buchstäblich eingekreist und die Treppe hinuntergeschoben. Er kletterte auf die Landefläche und begann sofort, weitere Football-Märsche in die Tasten zu hau-

en. Er spielte wie der Leibhaftige, die Menge um ihn herum grölte, krakelte, sang und rannte hinterher. Dann ergoss sich der ganze wilde Haufe auf die Strasse und um die Ecke. An den Fenstern erschienen Leute, doch der Ärger über die Ruhestörung wich bald der Neugier darüber, was sich da für ein seltsamer Umzug durch die Strasse bewegte. Putzi hatte gleich beim Aufbruch des Zuges vier Nonnen erspäht, die der Frühmesse in der gegenüberliegenden Kirche zustrebten. Er hob die Hand, und die Menge verstummte für einen Augenblick: Die Nonnen eilten in die Kirche, entsetzt über die ausser Rand und Band geratene Horde, deren sie gerade ansichtig geworden waren. Danach stimmte Putzi erneut ein Lied an.

So, wie er sich die Zuneigung seiner Kameraden erwarb, erwarb sich Putzi Zugang zur amerikanischen Oberschicht. Er wurde ein häufiger Gast im Hause von Charles William Eliot, dem Präsidenten von Harvard. Er freundete sich mit dem ältesten Sohn von Theodore Roosevelt an, der im September 1901 mit 42 Jahren zum jüngsten Präsidenten Amerikas geworden war. Putzi stand Theodore jr. sogar so nahe, dass er 1908 eine Einladung zu den Weihnachtsfeierlichkeiten im Weissen Haus erhielt. Putzi fühlte sich geschmeichelt, dass der Präsident auf gleicher Augenhöhe mit ihm sprach und ihn aufforderte, auf dem prächtigen Steinway-Flügel des Weissen Hauses zu spielen. Danach war er ein häufiger Gast bei festlichen Anlässen in Washington. Während eines Balls stahlen sich Putzi und einige andere jüngere Gäste davon und liessen in einem der Räume im Souterrain «eine kleine Sonderparty» steigen. Dort fanden sie ein weiteres, weit bescheideneres Klavier, und Putzi traktierte es so temperamentvoll, dass es sieben Basssaiten einbüsste.

Während dieser Zeit bekam er auch Zugang zum anderen Zweig der Familie Roosevelt, aus dem der künftige Präsident Franklin Delano Roosevelt hervorgehen sollte. Weitere Berühmtheiten, mit denen er Freundschaft schloss, waren Hamilton Fish III., später ein führender Kopf des isolationistischen Lagers im Repräsentantenhaus, T.S. Eliot, Walter Lippmann, Hendrik von Loon, Hans von Kaltenborn, Robert Benchley und John Reed.

Angesichts der Tatkraft, mit der Putzi sein gesellschaftliches Leben vorantrieb, nimmt es nicht wunder, dass seine akademischen Leistungen alles andere als glänzend ausfielen. Er war ursprünglich nur mit einer Ausnahmegenehmigung «probeweise» zugelassen worden, und obwohl er sich binnen einiger Wochen den regulären Status verdiente, waren seine darauffolgenden Leistungen enttäuschend. Im November 1906 wurde er zum ersten Mal «auf Bewährung» gesetzt. In einem Brief an seinen Vater schrieb der Dekan Byron Satterlee Hurlbut die Schuld daran Putzis ausseruniversitären Aktivitäten zu: «Der Junge gesteht freimütig, dass sein Versagen auf seinen übermässigen Einsatz für Angelegenheiten ausserhalb des regulären College-Betriebs zurückgeht. Ich glaube, dass er zu viel Zeit auf seine Musik verwendet.»

Nach diesem Dämpfer nahm sich Putzi zusammen und arbeitete immerhin so viel, dass die Bewährung im folgenden April aufgehoben wurde. Doch dann begann er wieder zu schlampen. Drei Monate später wurde er um ein Jahr zurückgestuft und wieder auf Bewährung gesetzt.

Als Putzi in die Sommerferien nach Deutschland aufbrach, gab ihm Hurlbut eine schriftliche Ermahnung mit, in der er ihm nahelegte, «nicht zurückzukehren, wenn Sie nicht bereit sind, das College über Ihr Vergnügen zu stellen». Eine ähnliche Warnung erhielt auch sein Vater, der seit einem schweren Herzinfarkt etwa einen Monat nach Putzis Abreise nach Harvard kränkelte. Dennoch ging es seine ganze restliche akademische Karriere lang so weiter.

Im Frühjahr 1909 stand Putzi kurz vor dem Abschluss. Die Nachrichten von zu Hause waren nicht gut; der Zustand seines Vaters hatte sich verschlechtert. Putzis Leistungen waren immer noch nicht berauschend, und er schwebte in akuter Gefahr durchzurasseln; er hatte sich bei seiner Abschlussarbeit über Goethes Italienreise so verzettelt, dass er den Abgabetermin am Freitag versäumte und die Arbeit stattdessen am frühen Montagmorgen im Haus des Professors abgab. Mit einer in Putzis Augen entsetzlichen Engstirnigkeit verweigerte dieser die Annahme. So sah er sich mit der beunruhigenden Aussicht konfrontiert, ohne das so begehrte Diplom nach

Deutschland zurückkehren zu müssen. Und wie so oft rettete ihn die Musik. Putzi erhielt die Zulassung zu einem Sommerkurs in Harmonielehre bei Professor Marshall; dieser hatte einst bei Joseph Reinberger studiert, dessen Name in der Kirchenmusik in Bayern einen ausgezeichneten Klang hatte. Statt einer Abschlussarbeit verhalf Marshalls grosszügige Gesamtnote Putzi zu dem fehlenden Punkt für sein Abschlusszeugnis.

Versehen mit einem geisteswissenschaftlichen Abschluss in Kunst, Literatur, Geschichte und Philosophie kehrte Putzi im selben Jahr nach München zurück, um einen einjährigen freiwilligen Militärdienst beim Leibregiment abzuleisten. Nach vier Jahren in Amerika war das wie ein Rückfall ins 18. Jahrhundert: Der junge Rekrut schulterte das Gewehr, grüsste die Fahne und stand Wache vor der Residenz und anderen bedeutenden Gebäuden. Scherzhaft meinte Putzi, er habe nur ein einziges Mal einen Vorgeschmack von Kampf bekommen: Einmal besuchten ein paar Freunde aus Harvard, angeführt von Hamilton Fish, Deutschland und trafen ihn auf Wache an. Sie drohten, ihm seine Pickelhaube herunterzuschlagen und Football damit zu spielen. Erst als er ihnen drohte, seine Kameraden herbeizurufen, rannten sie davon.

Trotz solcher Streiche waren die Monate nach seinem Abschluss eine traurige Zeit. Am 29. Mai 1910 starb Putzis Vater nach langem Siechtum. Die ganze Familie versammelte sich um sein Sterbebett. Mit seinen letzten Worten schärfte Edgar seinem Sohn ein, seine Pflicht zu tun. Nach Abschluss seines Militärdienstes ging Putzi nach Wien, um dort die Technik der Lithographie zu erlernen. Danach arbeitete er ein halbes Jahr lang im Stammhaus der Familie in München und lernte das Kunstverlegerhandwerk von der Pike auf. Die Zeit für eine neue Herausforderung war gekommen.

### 3

**IM HERBST 1911** ging Putzi nach Amerika zurück. Trotz seiner gerade mal 24 Jahre übernahm er die Leitung des Kunstsalons Hanfstaengl, der New Yorker Filiale des Kunstverlags Franz Hanfstaengl. Unterstützung erhielt er von Friedrich Denks. Der Sohn eines lutherischen Pfarrers hatte schon in München in den Diensten der Familie gestanden und war gerade erst in Amerika eingetroffen. Putzi mochte ein Anfänger im Kunstgeschäft sein, doch seinen Mangel an Erfahrung machte er durch sein geselliges Wesen und seine zahlreichen in Harvard geknüpften freundschaftlichen Kontakte mehr als wett. Er stürzte sich rüchhaltlos in seine Aufgabe und arbeitete fast täglich von sieben Uhr morgens bis acht Uhr abends. Die Kunsthandlung blühte auf, und die jährlich über Amsterdam an die Mutter Firma in München überwiesene Rendite stieg stetig.

Anfang 1913 liefen die Geschäfte so gut, dass Putzi seine Verkaufsräume an eine der frequentiertesten – und teuersten – Ecken der Fifth Avenue verlegte. Die Kunsthandlung, Hausnummer 545 an der Ecke 45<sup>th</sup> Street, war eine «wunderbare Mischung aus Geschäft und Vergnügen», erinnerte er sich später. «Zu den Kunden unseres Geschäfts [zählten] ... so namhafte Persönlichkeiten wie Pierpont Morgan, William Randolph Hearst, Henry Ford, Toscanini, Paderewski, Caruso, Charlie Chaplin, der exzentrische brasilianische Millionär und Luftfahrtpionier Santos-Dumont, die Tochter Präsident Wilsons und zahlreiche andere kunstambitionierte Prominente.» Carl Muck, der berühmte Dirigent der Wagner-Festspiele in Bayreuth und Direktor des Boston Symphony Orchestra, pflegte auf einen Schwatz über Kunst und Musik vorbeizuschauen, wenn er sich in New York aufhielt.

Auch andere deutsche Musiker, die auf Tournee in Amerika waren, kamen vorbei. Putzi versuchte sogar ganz bewusst, den Kunstsalon zu einem Treffpunkt für Kunst- und Musikliebhaber zu machen, nicht nur zu seinem persönlichen Vergnügen, sondern auch zur Ankurbelung des Geschäfts. Auf der Fahrt mit der U-Bahn nach Hause holte er stets sein Tagebuch hervor und prägte sich die Namen aller Besucher ein, damit er sie bei der nächsten Begegnung mit ihren Namen begrüßen konnte.

Seine Kontakte zu den Roosevelts pflegte Putzi sorgfältig. Gelegentlich war er zu Gast in ihrem Haus auf dem Sagamore Hill an der Oyster Bay auf Long Island. An einem Wochenende 1913 nahm Theodore, inzwischen im Ruhestand, Putzi beiseite und fragte ihn über seinen Militärdienst aus. Zu Putzis Überraschung liess Theodore dann eine Lobeshymne auf das deutsche Militär als einer Schule der Nation vom Stapel: «Eine Disziplin, wie sie in eurer Armee herrscht, kann keinem etwas schaden. Eine Nation, die solche Grundsätze aufrechterhält, kann niemals untergehen.» Roosevelt gab Putzi überdies einen Einblick in die Politik, den dieser sein Leben lang nicht vergessen sollte: Es ginge nicht um die Entscheidung für die bessere von zwei Möglichkeiten, sondern für diejenige mit den weniger schlimmen und unangenehmen Konsequenzen. Bismarck mochte die Politik als Kunst bezeichnet haben, doch «in der Politik dreht sich die Wahl immer nur um die Entscheidung für das kleinere Übel», erklärte Roosevelt seinem Gast.

Putzi bot sich obendrein die Gelegenheit, seine Bekanntschaft mit Franklin D. Roosevelt zu erneuern. Dieser war damals Anwalt und Senator in New York. Da Putzi wenig Zeit und Neigung hatte, selbst zu kochen, nahm er die Mahlzeiten meist im New Yorker Harvard Club ein, der ganz in der Nähe an der West 44<sup>th</sup> Street lag. FDR pflegte im grossen Speisezimmer des Clubs zu frühstücken, wenn er aus Albany in die Stadt kam. Putzi war dann häufig schon da und gab am Steinway-Flügel sein übliches Repertoire zum Besten – Bach, Beethoven, Schubert, Liszt, Brahms, Wagner.

FDR, damals Anfang 30, strotzte immer noch vor Kraft und ging mit ferdinandem, elastischem Schritt. Beim Eintreten nickte er Putzi stets freundlich

zu und liess sich an seinem Lieblingstisch neben dem Kamin nieder, um die Zeitung zu lesen und der Musik zu lauschen. Beeindruckt sah Putzi eine wahre Parade bekannter Männer an diesem Tisch vorüberziehen: Walter Lippmann, der damals erst am Beginn seiner Journalistenkarriere stand; der Schriftsteller Jack London; John Reed, der mit seinem Augenzeugenbericht über die Oktoberrevolution Weltruhm erlangen sollte; Harold Laski, einer der Vordenker der britischen Arbeiterbewegung. All diese Köpfe waren für Putzis Geschmack etwas zu liberal, doch das hinderte ihn nicht daran, eine enge Freundschaft mit dem künftigen Präsidenten anzuknüpfen.

Gelegentlich brachen sowohl geschäftlich als auch privat bereits die Eigenheiten durch, die Putzis ganze Laufbahn kennzeichnen sollten. Einmal fiel ihm ein Mann mit einem Geigenkasten auf, der sehnsüchtig ein Porträt Paganinis im Schaufenster der Kunsthandlung betrachtete. Der Mann brachte schliesslich den Mut auf, das Geschäft zu betreten und nach dem Preis zu fragen. Die Antwort jedoch entmutigte ihn sichtlich. So schlug ihm Putzi eine Zahlung in Sachleistungen vor. Hoch erfreut willigte der Geiger ein, und kurze Zeit später spielte jeden Nachmittag ein Streicherensemble in der Galerie.

**EINES TAGES IM JAHR 1914** – Putzi arbeitete im Geschäft – trat eine junge Frau ein. Unter dem Arm trug sie eine Mappe mit Zeichnungen. Sie war Anfang 20, 1,70 m gross, hatte eine gute Figur, graue Augen, kastanienbraunes Haar und einen Leberfleck unter ihrem linken Auge. Ihr Name war Djuna Barnes, und sie sollte einmal eine der bekanntesten Schriftstellerinnen ihrer Generation werden. Zu dieser Zeit jedoch schlug sie sich noch als Journalistin und freie Illustratorin durch. Als sie Putzi erblickte, schien ihr der Verkauf ihrer Zeichnung plötzlich gar nicht mehr so wichtig. «Wir sehen uns einfach an und waren verliebt», erinnerte sie sich später.

Sie wurden rasch ein Liebespaar; Putzi schreckte es offenbar nicht, dass Barnes, wie er schon bald erfuhr, bisexuell war und tendenziell sogar Frauen Männern vorzog. Zwischen ihnen bestand eine starke körperliche Anzie-



hung. Dem Vernehmen nach platzte Putzi einmal eine Ader im Penis, als er mit ihr tanzte, was äusserst schmerzhaft ist. Doch Putzis Liebe ging über das Körperliche hinaus. Eines Tages erwähnte Barnes ihm gegenüber, ihr Verleger habe ihr zugeredet, in einem selbstgebauten Flugzeug mitzufliegen. Putzi hielt das für überaus tollkühn und bot ihr die 25 Dollar, die sie verdient hätte, aus eigener Tasche an, wenn sie den Auftrag ablehnte. Es war ein Wink des Schicksals. Das Flugzeug stürzte ab, und alle an Bord kamen ums Leben.

Putzi wurde ein häufiger Gast im Haus der Barnes' in Morris Park auf Long Island und schloss Freundschaft mit Djunas halbwüchsigem Bruder Saxon, dem er ein Briefmarkenalbum schenkte. Der Junge fand Putzi sympathisch; regelrecht beeindruckt zeigte er sich von dessen soldatischer Ausstrahlung und überzeugenden Exerzierdarbietungen.

Putzis Gefühle für Djuna stiessen auf Gegenliebe – das belegt ein in der Endfassung ihres gefeierten, weitgehend autobiographischen Romans *Nachtgewächs* von 1936 gestrichener Passus. In den nachgelassenen Papieren ist er erhalten. Barnes beschreibt, wie die Heldin sich in einen hochgewachsenen, melancholischen, humorvollen Deutschen verliebt, dessen Kopf «den Fluch des Wahnsinns in sich trägt». Als sich die beiden auf der Brooklyn Bridge küssen, war das «das erste Mal seit sechs Jahren, dass ich geküsst oder begehrt wurde, und ich liebte ihn von ganzem Herzen», schreibt sie weiter. «Und es ging so drei Jahre, und ich sagte: ‚Ich werde heiraten‘.»

In der Realität sollte jedoch keine Hochzeit stattfinden, und daran waren teilweise Ereignisse im fernen Sarajewo schuld. Die Ermordung des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand am 28. Juni 1914 setzte eine Kette von Ereignissen in Gang, die binnen Wochen zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs führen sollten. Die unmittelbaren Auswirkungen auf das Leben in den Vereinigten Staaten jedoch waren vernachlässigbar. Woodrow Wilson, der im Jahr zuvor die Nachfolge Theodore Roosevelts angetreten hatte, erklärte, sein Land werde sich aus dem Konflikt heraushalten. Trotz Amerikas traditioneller Bindungen an Grossbritannien

war Wilson nicht gewillt, die seit Langem praktizierte Politik des Isolationismus zugunsten eines Engagements in einem Krieg in Europa aufzugeben. Der Präsident musste überdies Rücksicht auf mögliche Reaktionen der zahlreichen in den Vereinigten Staaten lebenden Deutschen und Österreicher nehmen.

Da Putzi im Leibregiment gedient hatte, war er Reservist und hatte militärische Pflichten in Deutschland. Doch zwischen ihm und seiner Einheit lagen Tausende Kilometer. Wie er später behauptete, habe er unbedingt nach Hause zurückkehren wollen und bei Franz von Papen, dem deutschen Militärattaché in New York, vorgesprochen. Von Papen gab ihm eine Adresse, wo er sich melden solle, um seine Heimfahrt zu organisieren, doch die Information wurde ihm derart offen und sorglos mitgeteilt, dass Putzi überzeugt war, dort wimmele es von britischen Spionen. Die Royal Navy durchsuchte häufig amerikanische Schiffe, sobald sie ihre heimatlichen Gewässer verlassen hatten, und verhaftete alle Deutschen im wehrdienstpflichtigen Alter, die an Bord waren. So entschied sich Putzi gegen dieses Wagnis, auch wenn etlichen Männern seines Alters die Überfahrt gelang.

Dass Putzi sich aus dem Krieg heraushielt und auf die Kameradschaft in den Schützengräben verzichtete, sollte in den folgenden Jahren schwer auf ihm lasten. Während seine Einheit an der Westfront und in Italien, Serbien und Rumänien kämpfte, sass er sicher in New York: «Irgendwie wurde ich nie das bedrückende Gefühl los, dass ich in jenen schweren Jahren, die so viele meiner Jugendfreunde und Regimentskameraden das Leben gekostet hatten, nicht auch an der Front gewesen war», schrieb er.

Mittlerweile lebte es sich für einen Deutschen in New York nicht mehr so angenehm wie früher. Schon vor Kriegsausbruch hatten sich die amerikanischen Zeitungen zunehmend kritischer über den Militarismus des Kaisers und der Deutschen allgemein geäußert. Als die Spannungen auf dem Balkan zunahmen und die europäischen Mächte aufrüsteten, kam es Putzi so vor, als laste man seinen Landsleuten die Schuld für alles an, was in der Welt schief lief.

Ein in seinen Augen typisches Beispiel für diese zunehmend feindselige Stimmung erlebte Putzi am eigenen Leib. 1912 fand ein Gedächtniskonzert für die Opfer des Untergangs der *Titanic* in der Metropolitan Opera statt. Die Frau des Direktors des Museum of Natural History, Fairfield-Osborn, hatte ihn dazu in ihre Loge eingeladen. Doch als er sich nach dem Ende des Festakts von der Dame verabschieden wollte, entliess sie ihn mit der Bemerkung, die Katastrophe sei allein Deutschlands Schuld gewesen: «Ihr Deutsche müsst ja immer schnellere Schiffe bauen!» Der *Titanic* sei doch, um mitzuhalten, gar keine andere Möglichkeit als die verhängnisvolle Nordroute geblieben, die ihr Schicksal besiegelt hatte.

Bei einem ähnlichen gesellschaftlichen Anlass kurz danach sagte die Gastgeberin Putzi ins Gesicht: «Ich könnte alle Deutschen töten.»

«Bitte, gnädige Frau, dann können Sie gleich mit mir den Anfang machen», erwiderte er.

Trotz Präsident Wilsons Neutralitätspolitik machten solche antideutschen Ausbrüche mit Kriegsbeginn einer systematischen, offenen Feindseligkeit Platz. Deutsche Gouvernanten setzte man auf die Strasse, Wagner-Opern strich man aus dem Repertoire, die Gemälde deutscher Meister in den Museen nahm man von den Wänden und verbannte sie in die Magazine. Die Schaufenster des Kunstsalons Hanfstaengl wurden häufig eingeworfen.

Sogar Putzis geliebter Harvard Club war nicht immun gegen antideutsche Ressentiments. In seinen Memoiren beschreibt er einen Zwischenfall mit Donald Rogers. Der rothaarige Playboy, Sohn einer reichen Familie aus Newport, kam an die Bar, verlangte einen «Bullfighters Dream» und fügte, als er Putzi erblickte, hinzu: «Der Kaiser ist ein Hurensohn.» Nun sass Putzi in der Zwickmühle: Entweder er schüttete Rogers sein deutsches Bier ins Gesicht und riskierte den Rauschmiss, oder er blieb sitzen und verlor das Gesicht. Er griff gerade nach seinem Glas, als der irische Barmann Jimmy die Situation rettete. Lächelnd reichte er Rogers den Drink mit den Worten: «Sie haben recht, Sir, seine Mutter war Britin.»

Die Lage verschärfte sich noch nach dem Untergang der *Lusitania*.

Ein deutsches U-Boot versenkte das britische 32'000-Tonnen-Passagierschiff am 7. Mai 1915 auf seiner Fahrt von New York nach Liverpool in der Irischen See. Von den 1959 Passagieren und Besatzungsmitgliedern an Bord kamen 1198 um – darunter 128 US-Bürger. Der Tod so vieler Amerikaner löste eine Welle der Empörung aus, die die amerikanische Regierung beinahe zur Aufgabe ihrer Neutralitätspolitik bewegt hätte. Doch zum Schulterschluss mit den Alliierten war sie immer noch nicht bereit.

Als die Nachricht vom Untergang des Schiffes eintraf, stand Putzi einem Bericht zufolge an der Bar des Harvard Clubs und brachte einen Toast auf die verantwortlichen Militärs aus, was einen kleinen Tumult hervorrief. Bis zu seinen letzten Tagen stritt er ab, dass sich dieser Zwischenfall tatsächlich so abgespielt hatte, und bezeichnete es als haltlose Verleumdung. «Ich habe versucht, die Quelle ausfindig zu machen, stiess jedoch immer auf eine Mauer des Schweigens», schrieb er fast zwei Jahrzehnte später. «Meine Kameraden von Harvard haben ihr Bestes getan, um diese furchtbare Verleumdung aus der Welt zu schaffen – doch ohne Erfolg.»

Dass Putzi sich derart verhalten haben soll, ist umso unwahrscheinlicher, als mehrere seiner Freunde sich auf dem Schiff befunden hatten. Er trauerte ohnehin schon um seinen älteren Bruder Egon, Reserveleutnant des bayerischen Feldartillerieregiments, der vier Tage zuvor bei Peronne gefallen war. Dieser Schicksalsschlag hatte Putzi schwer getroffen. Plötzlich erfüllte ihn ein «bohrendes, krampfhaftes Heimweh», wenn er an die dachte, «die jetzt ihre Pflicht in Deutschland oder andernorts in vorderster Stellung taten». Nun hatte er schon den zweiten persönlichen Verlust durch den Krieg erlitten: Im vergangenen August war sein jüngerer Bruder Erwin mit 26 Jahren in Paris am Typhus gestorben.

Was auch immer im Harvard Club wirklich geschehen ist, Putzi dürfte sich in der alliiertenfreundlichen Atmosphäre des Clubs zweifelsohne zunehmend unwohl gefühlt haben und protestierte lautstark gegen die immer häufigeren deutschfeindlichen Äusserungen. Schliesslich kündigte er im Mai 1916 die Mitgliedschaft.

Aufgrund der Staatsbürgerschaft seiner Mutter und seiner Ausbildung in Harvard hätte Putzi seine amerikanische Seite in den Vordergrund stellen und sich als Musterbürger seines Adoptivheimatlandes aufspielen können. Doch dem standen sowohl sein Spitzname als auch seine Wesensart entgegen. Wenn der Kriegsausbruch in Europa überhaupt etwas bei ihm bewirkte, dann nur, dass er sich noch mehr als Deutscher fühlte und noch entschlossener für sein Geburtsland eintrat.

Eines der ersten Opfer seiner Einstellung war die Beziehung zu Djuna Barnes. Mit seinen nunmehr fast 30 Jahren hielt Putzi die Zeit für reif, zu heiraten und eine Familie zu gründen. Genauso sicher war er sich, dass seine künftige Ehefrau eine Deutsche sein müsse. Eines Tages im Jahre 1916 eröffnete er Djuna, er werde sie verlassen.

Gegen Ende ihres Lebens versuchte die Barnes, nach Putzi befragt, sich über ihre Beziehung lustig zu machen. «Ich war für etwa zwölf Stunden mit Putzi verlobt», sagte sie, bevor sie lachend hinzufügte: «Und das war lange genug! Was hätte ich denn mit all diesen deutschen Kindern anfangen sollen?»

Die gestrichene Passage aus *Nachtgewächs* – die zugegebenermaßen eine geschönte Version der tatsächlichen Ereignisse sein mag – spricht eine andere Sprache. Dort schildert Djuna Barnes, dass der Deutsche in ihrer Geschichte die Heldin eines Sonntagmorgens mit einem Zylinder auf dem Kopf aufsucht und einfach sagt: «Ich kann dich nicht heiraten, weil du dazu jetzt Deutsche sein müsstest.» Die beiden gehen dann zusammen in ihre Mansarde am Washington Square und weinen, bis die Nacht hereinbricht. Als er geht und unten unter den Bäumen steht, lehnt sie sich aus dem Fenster. Fast stürzt sie sich hinunter auf die Strasse, wird jedoch von einer Nachbarin davon abgehalten. Zwei Tage später hält sie es nicht mehr aus und eilt zu dem Deutschen, um sich ihm hinzugeben. «Ich liebe dich trotzdem, du kannst machen, was du willst», erklärt sie. Er bleibt jedoch unerschütterlich und wirft ihr sogar vor, sie wolle ihn durch ein Kind zur Heirat zwingen. Nach einem erbitterten, handgreiflichen Streit trennen sie sich erneut – diesmal endgültig. Seine künftige Ehefrau, so beharrt er, «wird eine Deutsche sein».

Djuna Barnes' Nationalität dürfte nicht der wahre Grund für die Trennung gewesen sein, schon weil Putzi sich fast unmittelbar danach mit Mimsy Benson einliess. Die umwerfende Blondine war kein bisschen deutscher als die Schriftstellerin. Er behauptete später, der eigentliche Grund habe in Barnes' ungebrochener Vorliebe für Frauen gelegen. In der Tat hatte sie offenbar ihre nächste Affäre mit einer Frau: mit Mary Pyne, einer hübschen, rothaarigen Journalistin, die wie sie selbst für die *New York Press* schrieb. Als Barnes Anfang der 1920er Jahre nach Paris kam, teilte sie ihrer Freundin, der Dichterin Mina Loy mit, sie habe bereits 19 Geliebte gehabt und die Frauen seien besser im Bett als die Männer.

Die Barnes hatte Putzi nicht als Einzige Zutritt zur New Yorker Bohème verschafft. Während der Kriegsjahre knüpfte er freundschaftliche Bande zu zwei weiteren literarischen *enfants terribles*, die in der Stadt aufgetaucht waren: Hanns Heinz Ewers, ein deutscher Schriftsteller und Genussmensch, und Frank Harris, irischer Dramatiker, Shakespeare-Kenner und befreundet mit Oskar Wilde sowie George Bernard Shaw. Durch Harris lernte Putzi Aleister Crowley kennen; der okkultistische Schriftsteller hielt sich während des Krieges ebenfalls in den Vereinigten Staaten auf. Was Putzi an diesen Leuten offenbar vor allem anzog, war ihre Verachtung für die Heuchelei der angelsächsischen Puritanermoral und ihre Bewunderung für das deutsche Freidenkertum. Ausserdem waren sie glühende Britenhasser.

Ewers hatte die literarische Welt daheim in Deutschland mit seinen atavistischen, blutrünstigen Geschichten schockiert. In New York fiel er mit seinem Monokel und seinen Schmissen überall auf. Obwohl er zweimal heiratete, fühlte er sich augenscheinlich auch zu Männern hingezogen und verkehrte in Homosexuellenkreisen. Er und Putzi begegneten sich Ende 1914 offenbar in der Kunsthandlung, und obwohl Ewers 16 Jahre älter war als Putzi, sollten sich die beiden Männer viele Jahre lang nahestehen.

Ewers war in Südamerika vom Kriegsausbruch überrascht worden und daraufhin nach New York gereist. Wie Putzi sass er nun auf der falschen Seite des Atlantiks fest; nach Hause zurückzukehren war unmöglich. Da er

seinem Land nicht auf dem Schlachtfeld dienen konnte, verlegte er sich auf prodeutsche Propaganda und schrieb für das englischsprachige Magazin *The Fatherland*, das sich dem «Fair Play für Deutschland und Österreich» verschrieben hatte. Ewers war aber mehr als nur ein Politpropagandist; er war auch entschlossen, alles, was New York zu bieten hatte, bis zum letzten Tropfen auszukosten. Seine New Yorker Erlebnisse während des Krieges dienten als Grundlage für seinen 1920 in Deutschland erschienenen Roman *Vampir*. Der Held, ein Deutscher namens Frank Braun, leidet an einer bizarren Krankheit. Er kann nur geheilt werden, wenn er das Blut einer Jüdin trinkt. Das Buch schockierte viele mit seinen Schilderungen sexueller Ausschweifungen und Meskalin-Orgien. Die Kritiker charakterisierten es abwechselnd als amoralisches «Labyrinth von Pfaden durch einen geschlechtlich krankhaften Sumpf» und als eine «göttliche Komödie und Satyrspiel». Ein Kritiker sah in Ewers gar den deutschen Marquis de Sade.

Putzi verriet nicht, in welchem Mass auch er sich an den Exzessen Ewers' beteiligte. In seiner Autobiographie jedoch gesteht er, *Vampir* sei «eine stark verfremdete Wiedergabe seiner und unserer Erlebnisse in New York – eine Mischung aus Sex und Heimweh nach Deutschland».

Bezeichnenderweise sollte Putzi in späteren Lebensabschnitten die Bedeutung seiner Beziehung zu Ewers herunterspielen. In einem 1951 – acht Jahre nach Ewers' Tod – in der *Badischen Illustrierten* veröffentlichten Artikel behauptete er, sie hätten sich nur 1917 getroffen. Nach einem bösen Briefwechsel mit Ewers' Witwe Josephine musste er jedoch Farbe bekennen. Sie schrieb: «Über die langjährige Freundschaft, die zwischen Dir und HHW [Ewers] bestand, weiss ich so gut wie Du Bescheid.» Dass Putzi die Tatsachen falsch darstellte, dürfte unter anderem darauf zurückzuführen sein, dass er sich im Nachhinein von einem Mann, der sich lange mit den Nazis identifiziert hatte, abgrenzen wollte. Man kann sich jedoch kaum des Eindrucks erwehren, dass er darüber hinaus nicht preisgeben wollte, wie tief er tatsächlich zusammen mit Ewers in die Schattenseite des New Yorker Lebens eingetaucht war.

**IM UNTERGANG DER *Lusitania*** lag nicht der einzige Grund für die zunehmend antideutsche Stimmung in Amerika. Eine Serie von Sprengstoffanschlägen auf für die Alliierten kriegswichtige Fabriken schürte die Wut noch weiter. Der schlimmste ereignete sich in der Nacht des 29. Juli 1916. Das Black-Tom-Pier in New Jersey gegenüber der Freiheitsstatue, vollgepackt mit tausend Tonnen Munition, fing Feuer und flog in die Luft. Die Explosion liess am Times Square Fenster zerbersten, erschütterte die Brooklyn Bridge und riss noch in Maryland Menschen aus dem Schlaf. Die auf dem Pier gelagerte Munition war für Grossbritannien, Frankreich und Russland – die Kriegsgegner Deutschlands – bestimmt gewesen. Die Behörden kamen bald dahinter, dass die Explosion das Werk deutscher Saboteure gewesen war. Sie versuchten zu verhindern, dass Nachschub aus dem neutralen Amerika in die Hände der Feinde ihres Landes gelangte.

Wilson hatte die Wahl mit dem Schlagwort «Er hat uns aus dem Krieg herausgehalten» erneut für sich entschieden. Dennoch trieben die Vereinigten Staaten unaufhaltsam auf einen Kriegseintritt zu. Am 3. Februar 1917, zwei Tage nach einem massiven Anstieg der deutschen U-Boot-Aktivitäten, brach Washington die diplomatischen Beziehungen zu Berlin ab. Am 9. März befahl Wilson die Bewaffnung der amerikanischen Handelsmarine, damit sich die Schiffe gegen U-Bootangriffe verteidigen konnten. Einen Monat später, nach der Verabschiedung entsprechender Anträge durch den Senat und das Repräsentantenhaus, erklärte der Präsident Deutschland den Krieg. Putzis Mutter, der es im Gegensatz zu ihrem Sohn gelungen war, den Atlantik zu überqueren, weilte gerade zu Besuch in New York. Sie kehrte am 5. Mai auf dem «Botschaftsschiff» zurück.

Der Kriegseintritt Amerikas wirkte sich unmittelbar – und katastrophal – auf das Familienunternehmen aus. Putzi betrieb die Kunsthandlung mit einer im März 1912 erteilten Vollmacht seiner Mutter. Somit galt die Kunsthandlung unter der Feindstaatengesetzgebung, die dem Auslandshandel enge Beschränkungen auferlegte, als ausländische Firma. Putzi benötigte also eine Ausnahmegenehmigung, um sie weiterführen zu können. Diese wurde ihm zuerst verweigert, doch mit Hilfe seiner Anwälte erhielt er schliesslich



eine befristete Betriebserlaubnis unter Aufsicht des Beauftragten für das Feindvermögen.

Bei seinen Bemühungen, den Geschäftsbetrieb aufrechtzuerhalten, stand Putzi wie andere prominente Deutsche auch, unter genauer Beobachtung der amerikanischen Behörden. Ein Bericht an die Ermittlungsbehörde des Justizministeriums vom Februar 1917 formuliert Zweifel an seiner Loyalität. Putzi sei ein «deutscher Reservist, ein hochgebildeter Gentleman». Der Verfasser berichtet, Putzi habe vor dem Krieg mehreren Mitgliedern des Harvard Clubs anhand einer Europakarte erklärt, die deutsche Armee werde durch Belgien vorstossen, Paris besetzen und dann Russland die Bedingungen Berlins diktieren. Dieser Krieg werde, so Putzi, nach sechs Wochen zu Ende sein – Grossbritannien werde gar nicht die Zeit bleiben, mit seiner Armee überzusetzen, und könne deshalb nicht viel ausrichten. «Die Tatsache, dass die Mehrheit der Harvard-Club-Mitglieder für die Alliierten sind, nahm er übel und trat aus dem Club aus», fährt das Dokument fort. «Er ist kein Mann mit verfassungswidrigen Neigungen, doch falls es zur Kriegserklärung zwischen Deutschland und Amerika kommt, wäre es wahrscheinlich am besten, ihn zu internieren, da er über die Fähigkeit eines Offiziers verfügt, entweder hier oder in Mexiko Männer zu führen.»

Ähnliche Befürchtungen drücken sich im Brief eines Angehörigen des Roosevelt-Clans an die Behörden aus. «Ich kenne Mr. Hanfstaengl seit vielen Jahren, und obgleich ich ihn seit Mai letzten Jahres nicht mehr gesehen habe, weiss ich doch, dass er stramm antiamerikanisch eingestellt ist, dass er enge Beziehungen zur deutschen Gesandtschaft pflegte, bis sie das Land verliess, dass er hochintelligent sowie sehr fähig und ein fast fanatischer Anhänger seines Vaterlandes ist», schrieb Nicholas Roosevelt und urteilte kurz und bündig: «Infolgedessen halte ich seine Anwesenheit für höchst gefährlich, und ich bin überzeugt, es wäre das Beste, ihn nach Ellis Island zu schicken.»

Doch Putzi hatte mit Elihu Root einen guten Anwalt. Er war ehemals Senator und Theodore Roosevelts Innenminister gewesen. Und so durfte Putzi gegen die Zusicherung, sich nicht an antiamerikanischen Umtrieben

zu beteiligen, seine Freiheit behalten. Das Schicksal seines Geschäfts allerdings nahm in den letzten Kriegsmonaten eine dramatische Wendung zum Schlechteren. Trotz seiner befristeten Betriebserlaubnis beschlagnahmte der Treuhänder für das Feindvermögen die Vermögenswerte der Kunsthandlung und liess sie zwangsversteigern. Alles zusammen erbrachte nur 8'200 Dollar – einen Bruchteil der halben Million, auf die Putzi den Verkaufswert schätzte.

Nach dem Waffenstillstand durfte Putzi wieder einen eigenen kleinen Laden eröffnen – 153 West 57<sup>th</sup> Street, genau gegenüber der Carnegie Hall. Er nannte ihn Academy Art Shop. Doch der Krieg hatte die alte Wirtschaftsordnung in ihren Grundfesten erschüttert. «Die Leute, die rasch reich geworden waren, interessierten sich nicht für Kunst», schrieb Putzi. «Die Leute, die Interesse an Kunst hatten, besaßen keinen Penny.»

## 4

**AM 13. DEZEMBER 1919** betrat eine junge Frau den Academy Art Shop. Wie Putzi hatte auch Helene Adelheid Niemeyer deutsch-amerikanische Eltern. Sie war ebenfalls hochgewachsen und dazu noch blond und überaus attraktiv.

Putzi war hochofren, sie wiederzusehen. Sie hatten sich mehrere Wochen zuvor bei einem Wohltätigkeitsball im Waldorf-Astoria-Hotel kennengelernt. Helenes Begleiter Otto Julius Merkel, der spätere Chef der Luftwaffe, kannte Putzi gut. Die beiden fühlten sich sofort zueinander hingezogen, doch da Putzi Merkel nicht in die Quere kommen wollte, hielt er sich zurück. Daher war er entzückt, vielleicht sogar ein wenig überrascht, als sie plötzlich in seinem Geschäft erschien. Der Grund ihres Besuches sei, wie sie behauptete, eine Postkarte aus Deutschland, die sie gerade erhalten habe. Ihr gemeinsamer Freund Ewers, der nach dem Krieg nach Hause zurückgekehrt war, hatte sie ihr geschickt und sie gebeten, Putzi Grüße von ihm auszurichten. Das war ein mehr als fadenscheiniger Vorwand, und beide wussten es. Helene zeigte sich sehr angetan von Putzi und brannte auf ein Wiedersehen. Das Tempo der weiteren Ereignisse überraschte sie beide dann aber doch: Am selben Abend waren sie verlobt; zwei Monate später wollten sie heiraten.

Am Morgen des 11. Februar 1920, Putzis 33. Geburtstag, heiratete das Paar auf Long Island. Die standesamtliche Zeremonie dauerte ganze zwölf Minuten. Danach suchte Putzi wieder sein Geschäft auf und Helene das Büro, in dem sie als Sekretärin arbeitete. Abends speisten die Frischvermählten im Elternhaus Helenes in Elmhurst in Queens. Die Tränen flossen reichlich, als Putzi mit seiner Angetrauten ein paar Stunden später das Haus

verliess und sie ihre Koffer durch den tiefen Schnee zum Bahnhof schleppten. Ihr Ziel war das Judson Hotel am Washington Square in New York, wo sie ihr Eheleben beginnen wollten.

Viele Jahre war Putzi allein gewesen, orientierungslos und «durch das lange, einsame, hinhaltende Leben wie ausgezehrt». Helene war genau im richtigen Moment in sein Leben getreten. «In dem psychologischen Augenblick, als ich mich sozusagen vor dem Abgrund fand, erschien Helene Niemeyer – oder vielmehr ‚Schnappel‘, wie ich sie nenne», schrieb er im Mai desselben Jahres an seine Mutter. Trotz der scheinbar übereilten Eheschließung war Putzi entschlossen, die Verbindung als Erfolg zu werten. Er schickte zwar vorsichtig voraus, dass «alles im Leben ... ein Experiment» sei, «aber soviel kann ich schon sagen, dass die verstrichenen drei Monate den von mir unternommenen Schritt als richtig erkennen lassen.»

Schon vor der Heirat hatte sich Putzi die Frage gestellt, ob seine Zukunft nun in Amerika oder in Deutschland liege. Der Kunstsalon warf ein regelmässiges, wenn auch recht bescheidenes Einkommen ab, das ihn und seinen Kompagnon Friedrich Denks gerade so über die Runden brachte. Putzis Heirat jedoch verschärfte die finanzielle Situation. Die Beziehung zwischen den Geschäftspartnern verschlechterte sich, und so schien es vernünftig, dass einer von ihnen nach Deutschland zurückging. Putzi hätte ein Wiedersehen mit seiner Heimat mit Sicherheit begrüsst, hegte jedoch auch Bedenken, weil er nicht recht wusste, welche Rolle er im Familienunternehmen übernehmen sollte. Das Hauptproblem war sein älterer Bruder Edgar. Nach dem Tod ihres Vaters hatte dieser das Geschäft übernommen und stellte ganz offen Putzis Fähigkeiten in Abrede. Ein Brief, den Edgar seinem Bruder einen Monat nach der Hochzeit schrieb und in dem er eine Position daheim in München praktisch ausschloss, wurmte Putzi besonders.

«Er scheint offenbar zu denken, dass ich ein kompletter Trottel bin, der immer eine Kindsamme dabei haben muss, um leben zu können», beklagte sich Putzi bei seiner Mutter im Mai mit einem Anflug von Verzweiflung.

«Was verspricht er sich dann von meiner Tätigkeit innerhalb der Münchener Firma, wenn er mich für so unfähig hält?» Die Aussicht, im heimatlichen Bayern zum «Schmarotzer» zu werden, reizte ihn nicht im Geringsten. Edgars Kritik schien Putzi umso ungerechter, als er doch mit seinem New Yorker Geschäft Fortschritte machte. Nach ein paar erfolgreichen, wenn auch äusserst anstrengenden Monaten lief die Kunsthandlung gut und hatte seine Schulden beim Mutterhaus in München abgetragen. Alles in allem schien Putzi stolz auf sein Geschäft zu sein und zögerte, es aufzugeben. «So ist es doch noch am besten», resümierte er, «ich bleibe bei dem hiesigen Geschäft, das mich heute voll und ganz ernährt und führe es so lange weiter, bis entweder eine richtig gehende Münchener Franz Hanfstaengl Filiale daraus gemacht wird oder eine andere vorteilhafte Lösung herbeigeführt werden kann.» Es sah ganz danach aus, als werde Denks derjenige sein, der nach Hause zurückkehrte.

Doch bald änderte sich die Lage. Helene wurde schwanger. Am 3. Februar des folgenden Jahres gebar sie im Lenox Hill Hospital in Manhattan ihr erstes Kind, Egon. Obwohl Egon damit automatisch Anrecht auf die US-amerikanische Staatsbürgerschaft hatte, wollte Putzi seinen Sohn lieber in Deutschland aufwachsen lassen. Voll Sehnsucht nach seinem Geburtsland und trotz der während seiner Zeit in Amerika geschlagenen Wurzeln fühlte er sich im Herzen immer noch als Deutscher – so deutsch wie sein Vater und seine beiden Brüder, die im Krieg gefallen waren, so deutsch, dass er nach seinem Harvardstudium heimgekehrt war, um seinen Militärdienst abzuleisten. Auch wenn es so ausgesehen hatte, als hätte er sein Heimatland nach dem Ausbruch des Krieges im Stich gelassen, dann in seinen Augen doch nur, weil jeder Rückkehrversuch mit «neunundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit» zu einer Gefangennahme durch die Briten geführt hätte.

Helene dachte ähnlich. Sie war zwar in Amerika aufgewachsen, jedoch in einem durch und durch deutsch geprägten Umfeld. Ihr Vater Johann, ein Bremer Uhrmacher, war in den 1880er Jahren nach Amerika ausgewandert.

Dort hatte er die Näherin Elina Magnus, selbst eine Neueinwanderin, geheiratet. In ihrem Haus in New Jersey wurde weiterhin Deutsch statt Englisch gesprochen. Auch Helene wollte unbedingt in das Heimatland ihrer Eltern zurückkehren.

Also nahm Putzi Verhandlungen mit Denks auf: Sein Partner sollte das Geschäft weiterführen und es schliesslich ganz und gar übernehmen. Vor der Reise über den Atlantik musste Putzi allerdings noch eine bürokratische Hürde nehmen: Als Deutscher brauchte er eine Ausreisegenehmigung des amerikanischen Aussenministeriums. Im Sommer 1921 erhielt er sie endlich, und am 5. Juli verliessen er, Helene und Egon an Bord des Passagierschiffes *Amerika* Hoboken mit Zielhafen Bremen. Putzi reiste mit vom Schweizer Konsulat ausgestellten Dokumenten; in der Nachkriegszeit nahm es die deutschen Interessen wahr.

Es war zehn Jahre her, dass er den Fuss auf heimatlichen Boden gesetzt hatte. Er und Helene brachen mit grossen Hoffnungen in ihre neue alte Heimat auf; sie erwarteten, «die Bruchstücke ... (ihres) Lebens wieder zusammensetzen zu können, und hofften, in Deutschland die Gelegenheit zu bekommen, ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit wiederzugewinnen». Das sollte sich dann aber als nicht ganz so einfach erweisen. Allerdings verschaffte ihnen die Überfahrt reichlich Musse, über die Beweggründe und Erwartungen der deutschen Mitheimkehrer nachzusinnen. «Die Uhr war an dem Tag stehengeblieben, als ihr Dampfer die Gestade des Vaterlandes verliess», urteilte Putzi später. «Der letzte Eindruck, den sie mitgenommen hatten, war zu einem kostbaren Wunschbild geronnen – einer Vision eines idealisierten, unveränderten Deutschlands.»

Sie blieben einige Tage in Bremen bei Helenes Onkel und Tante und bestiegen dann den Zug südwärts nach Bayern. Planmässig sollte die Reise zwölf Stunden dauern; sie dehnte sich zu nicht enden wollenden 20. Die deutsche Eisenbahn war noch weit entfernt von ihrer Vorkriegspünktlichkeit und -Zuverlässigkeit. Am Münchner Bahnhof nahm Putzis Familie das Paar in Empfang. Nach dem Tod seines Vaters und zweier Brüder bestand sie nur noch aus seiner Mutter, seinem ältesten Bruder Edgar und seiner

Schwester Erna. Ein klappriger alter Bus brachte sie dann ins Hotel Vierjahreszeiten, wo ihr neues Leben beginnen sollte. Auf der Fahrt durch die Stadt betrachtete Putzi traurig und entsetzt die schäbigen, heruntergekommenen Häuser und die bröckelnde Fassade des Hoftheaters.

Das Hotel war eines der besten in München, bot jedoch offenbar keinen Verpflegungsservice. Das vordringlichste Problem war Milch für Egon, der vor Hunger schrie. Milch war streng rationiert, und die einzige Lösung bestand darin, zahlreiche Tassen Kaffee zu bestellen, die jeweils mit einem winzigen Kännchen Sahne serviert wurden. Helene merkte bald, dass in Amerika selbstverständliche Güter wie Milch, Butter und Eier im Nachkriegsdeutschland Mangelware und kaum zu bekommen waren. Glücklicherweise besass Putzis Mutter einen kleinen Bauernhof am Staffelsee, und so verfügte Egon bald über eine zuverlässige Milchquelle.

Das Paar bezog eine kleine Wohnung in der Gentzstrasse 1 in Schwabing. Putzi bezeichnete das Viertel gerne als den Montparnasse von München. Die Wohnung gehörte einer Stieftochter des Malers Franz von Stuck, und die Hanfstaengls wurden ihre Untermieter. Ihr Reich nahm sich recht bescheiden aus: drei Zimmer und ein Balkon, auf dem sie Kohle lagerten und Wäsche trockneten. Auch das neue Heim war ein Schock für Helene: In den Räumen mit den hohen Decken war es im Winter bitterkalt.

Putzi musste als Erstes seine eigene Position im Familienunternehmen klären. Seine Befürchtung, dass Edgar versuchen würde, ihn aussen vor zu halten, erwies sich als zutreffend. Im Oktober 1917 – Putzi lebte noch in Amerika – war ein neuer Gesellschaftsvertrag in Kraft getreten, wonach Edgar die Interessen seines abwesenden Bruders vertrat und Putzi lediglich als stiller Teilhaber fungierte. Putzi spuckte Gift und Galle, war er doch vor der Vertragsunterzeichnung nicht kontaktiert worden. Ein erbitterter Streit zwischen den beiden Brüdern folgte.

Im April 1923 vereinbarten sie schliesslich eine Art Waffenstillstand. Der alte Vertrag wurde durch einen neuen ersetzt, der Edgar und Putzi jeweils Anteile im Wert von 2,1 Millionen Reichsmark zusprach; Kittys und

Ernas Anteil betrug je 900'000 Reichsmark. Allerdings war Edgar der einzige Komplementär – ein unbeschränkt haftender und geschäftsführender Gesellschafter –, die drei anderen nur Kommanditisten. Wollte Putzi mit seinem Bruder gleichgestellt werden, hätte er zunächst ein Jahr für die Firma arbeiten müssen und nur nach einem einstimmigen Votum den Status eines Komplementärs erhalten. Putzi verzieh Edgar diese Ausbootung nie; wie bei so vielen Familienfehden sollte sich ihr Verhältnis im Laufe der Jahre immer weiter verschlechtern.

Putzi war also gezwungen, sich etwas anderes auszudenken, um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Mit Anfang 30 verschrieb er sich ein weiteres Mal den akademischen Studien – trotz seiner alles andere als glänzenden Leistungen in Harvard. Ihm schwebte eine Lehrtätigkeit an einer Universität vor. Er wählte Geschichte und zwei sehr unterschiedliche historische Persönlichkeiten. Vielleicht spiegelte sich in dieser Wahl, dass er als Deutsch-Amerikaner sich in zwei verschiedene Richtungen gezogen fühlte. Sein erstes Thema war der «wahnsinnige» König Ludwig II. von Bayern – der Erbauer von Märchenschlössern wie Neuschwanstein und Linderhof –, der 1886 im Starnberger See ertrunken war. Der König, Bewunderer und Mäzen Richard Wagners, faszinierte Putzi, und der frischgebackene Wieder-Student stürzte sich mit Begeisterung in seine selbstgestellte Aufgabe. Er sprach mit Opernsängern und Diensthofen, die den König noch gekannt hatten, und rekonstruierte Ludwigs Lebensweg.

Die zweite historische Gestalt war Sir Benjamin Thompson, Reichsgraf von Rumford. Der amerikanische Patriot und Sozialreformer hatte auf Geheiß des bayerischen Kurfürsten Karl Theodor in den 1780er Jahren tiefgreifende Reformen in der Verwaltung, der Wirtschaft und dem Sozialwesen durchgeführt. Während Ludwig eher die romantische Ader Putzis ansprach, bot ihm Rumford offensichtlich ein Vorbild, mit dem er sich identifizieren konnte: Ein gebürtiger Amerikaner leistet einen wesentlichen Beitrag zur deutschen Gesellschaftsordnung – und so etwas strebte Putzi für sich selbst an. Rumford nahm die gravierenden sozialen Probleme jener Zeit



entschlossen in Angriff. Er liess Suppenküchen einrichten, die die «Rumfordsuppe», den nach ihm benannten Eintopf austeilten. Bettler wurden von der Strasse geholt und ins Militär oder paramilitärische Arbeitsdienste gesteckt, wo sie öffentliche Arbeiten ausführten oder in staatlichen Manufakturen arbeiteten.

Da Putzi Parallelen zwischen den gegenwärtigen sozialen Problemen und denen zur Zeit Rumfords sah, beschloss er, ein Buch über den «bayerischen Grafen aus Massachusetts» zu schreiben. Rudolf Kommer, ein österreichischer Schriftsteller, den Putzi in New York kennengelernt hatte, war so angetan von dem Vorhaben, dass er sogar eine Verfilmung des Stoffes vorschlug. Die beiden verfassten in einer Villa in Garmisch-Partenkirchen ein Drehbuch, das sich jedoch laut Putzi zu einem Werk «mit den Ausmassen von Tolstois *Krieg und Frieden*» auswuchs. So überrascht es kaum, dass nie etwas aus dem Film wurde. Putzi hatte jedoch viel Spass bei der Sache; durch Kommer machte er die Bekanntschaft des berühmten Berliner Operetten- und Revuestars Fritz Massary und ihres exzentrischen Ehemanns Max Pallenberg. Putzi und Kommer stritten sich zwar häufig über ihre Arbeit, doch Pallenbergs Wahlspruch – *Cogito, ergo bibamus* (ich denke, also trinken wir) – machten sich beide einmütig zu eigen.

**PUTZIS VORAHNUNG** auf der Überfahrt bestätigte sich. Das Deutschland, in das er heimkehrte, war total anders als das Land, das er vor dem Krieg verlassen hatte. Er kam sich vor wie ein Fremder in einem fremden Land. Zehn Jahre später, nach der Machtergreifung der Nazis, zeichnete er in einem Artikel ein düsteres Bild: «Deutschland war ein dressierter Bär, krank, verwirrt, irreführt von ränkeschmiedenden Gaunern.» Die hervorstechendste Eigenschaft seiner Landsleute sei Gleichgültigkeit, gepaart mit fehlender Selbstachtung. «Deutschland war wie ein Gaul, der gegen eine Wand anrannte, nicht weil er blind war, sondern weil es ihm schnurzegal war.»

Die Abdankung des Kaisers im November 1918 und die Inkraftsetzung einer neuen deutschen Verfassung im August des Folgejahres in Weimar

hatten die Geburt eines neuen Landes eingeleitet. Doch die Weimarer Republik, wie sie bald genannt wurde, war von Anfang an ein ungeliebtes Kind ihrer Bürger. Zudem zeigte sich die politische Landschaft hoffnungslos zersplittert in eine verwirrende Vielzahl politischer Parteien. Am einen Ende des Spektrums standen die Kommunisten, nach der Revolution der Bolschewiken von 1917 strotzend vor Selbstbewusstsein und überzeugt, dass Deutschland bereitstand, es ihnen gleichzutun, am anderen Ende standen die «völkisch» gesinnten Nationalisten. Zwischen diesen beiden Extremen tummelte sich eine Unzahl anderer Parteien.

Verschärft wurden die Probleme des Landes noch durch die Rivalität zwischen der Zentralregierung in Berlin und der bayerischen Staatsregierung. Diese verstärkte sich noch, als im März 1920 der rechtskonservative Monarchist Gustav Ritter von Kahr zum bayerischen Ministerpräsidenten ernannt wurde. Von Kahr war entschlossen, seinen Staat zu einer fest auf wahre nationalistische Werte eingeschworenen «Zelle der Ordnung» zu machen, auch wenn er dazu einen Konfrontationskurs mit den in Berlin regierenden Sozialdemokraten fahren musste. Unter von Kahr wurde Bayern bald zu einer Zufluchtsstätte für die völkischen Gruppierungen, die ihr extremer Nationalismus, ihr Antisemitismus und ihre Identifikation mit einer ruhmreichen, wenn auch weitgehend erdichteten germanischen Vergangenheit verband. Die bereits mehr als 300'000 Mann starken verschiedenen lokalen Bürgerwehren und Freikorps schwollen durch den Zustrom von Rechten und Nationalisten aus allen Teilen Deutschlands immer weiter an; sie wollten Bayern als Basis für ihren Kampf gegen die von ihnen so verachtete «Judenrepublik» nutzen. Vor diesem Hintergrund unternahm Adolf Hitler, der ehemalige, gerade aus dem freiwilligen Militärdienst im bayerischen Heer entlassene Anstreicher aus Österreich, seine ersten tastenden Vorstöße in die Münchener Politik.

Putzi fühlte sich von seinem Wesen und seiner Herkunft her wie selbstverständlich zu vielen Idealen der Nationalisten hingezogen, nicht zuletzt, weil auch er den geordneten Verhältnissen der Vorkriegszeit nachtrauerte.

Ihm war durchaus bewusst, dass viele dieser Gruppen und Grüppchen kaum mehr als ein Überbleibsel aus einer vergangenen Zeit darstellten. Nach fast einem Jahrzehnt in Amerika hätte man erwarten können, dass er Sympathien für die demokratischen Parteien hegte, die in der Weimarer Republik wie Pilze aus dem Boden schossen. Doch sie schienen ihm wenig mehr als eine «erbärmliche Karikatur» der Demokratie zu sein, die er in seiner Zeit in Boston und New York erlebt hatte.

Wie vielen deutschen Intellektuellen bedrückten Putzi die Vorgänge in seinem Land. Dennoch hatten seiner Überzeugung nach weder die Gruppierungen der Linken noch die der Rechten eine Lösung für dessen Probleme zu bieten. Im Übrigen hatte er sich noch nie mit Politik befasst und hegte auch keine derartigen Absichten. Seine geplanten Bücher über König Ludwig und Benjamin Thompson sowie seine junge Familie gaben ihm mehr als genug zu tun. Doch all das sollte sich ändern, als er auf Truman Smiths Geheiß hin zum ersten Mal Hitler reden hörte.

## **Teil 2**

### **MANIEREN FÜR HITLER**

## 5

**NICHT LANGE** nach Putzis erster Begegnung mit Hitler im Kindkeller bot sich ihm eine zweite Gelegenheit, den Agitator reden zu hören. Doch diesmal hinterliess er einen weit schwächeren Eindruck: Seine Stimme schien viel von ihrer hypnotisierenden Kraft eingebüsst zu haben. Vielleicht lag es daran, dass Putzi weit von ihm entfernt am Eingang stehengeblieben war; er hatte sich verspätet und wollte möglichst keine Unruhe verbreiten. Selbst aus dieser Entfernung war der Inhalt von Hitlers Rede nicht nach seinem Geschmack. Die französische Regierung drohte mit der Besetzung des Ruhrgebiets, und Hitler rief für diesen Fall zum bewaffneten Widerstand auf. So sprach ein politischer Abenteurer und nicht ein besonnener Politiker: In einem dichtbevölkerten Land wie Deutschland konnten «irreguläre Freischärlerbanden» nicht einfach so einen Guerillakrieg vom Zaun brechen. Dieser Aufruf schien ihm zudem symptomatisch für die beunruhigenden Ansichten, die bei Hitlers Abschweifungen in die Aussenpolitik zum Vorschein kamen – in Putzis Augen beruhten sie auf Ignoranz, was die Welt jenseits von Deutschland und Österreich anging.

Dennoch übte Hitler unzweifelhaft einen gewissen Reiz auf ihn aus; was ihn anzog, war «so ein gewisses kosmopolitisches Element, der Flair der Donau – dieser weitere deutsche Horizont, dem ich als Student im polyglotten Wien begegnet war». Putzi brannte auf eine weitere Begegnung, am besten unter vier Augen. Er wollte herausfinden, «was im Hinterkopf dieses merkwürdigen Mannes steckte». Hinsichtlich Hitlers aussenpolitischer Vorstellungen spielte Putzi mit einer Idee, die sich später fast zu einer Obsession

auswachsen sollte, nämlich dass er ihn «vernünftigeren Massstäben und sinnvolleren Zielsetzungen zugänglich machen» könnte.

Putzi suchte Max Amanns Büro auf. Es diente als Zentrale der aufstrebenden nationalsozialistischen Bewegung. Amann persönlich war da, ausserdem der Zeitungsmann Hermann Esser, ein begabter Redner und Ex-KPD-Mitglied, sowie Christian Weber, ein vierschrotiger ehemaliger Pferdehändler; er war fast breiter als hoch und trug einen riesigen Kaiser-Wilhelm-Bart. Die drei zeigten sich recht belustigt über diesen schlaksigen Neuankommling mit seiner enormen Stirn, dem markanten Kinn und dem exzentrischen Gehabe. Putzi, der es gewohnt war, sich in Deutschland in höhergestellten Kreisen als in Amerika zu bewegen, zeigte sich vom Anblick der drei nicht sonderlich beeindruckt. Als sie die Frage eines Parteieintritts anschnitten, bat er darum, auf eine geheime Mitgliederliste gesetzt zu werden. Er befürchtete, ein offenes Bekenntnis zur Nazibewegung würde ihn dem Spott der feinen Münchner Gesellschaft aussetzen.

Kurt Lüdecke, der ebenfalls anwesend war, erkannte allerdings sofort, welchen Nutzen jemand mit Putzis sozialem Status den Nazis bringen konnte. «Hitlers Eintopf brauchte ein Sahnehäubchen», erinnerte er sich später. «Wir würden für solch einen Mann sicher eine besondere Verwendung finden.» Und so zückte er einen goldenen Füllfederhalter, knallte einen Aufnahmeantrag vor Putzi auf den Tisch und wollte ihn überreden, zum fürstlichen Mitgliedsbeitrag von einem Dollar pro Monat einzutreten – was in der bereits einsetzenden Inflation rund 6'000 Reichsmark entsprach. Putzi fühlte sich von Lüdecke unter Druck gesetzt und machte Ausflüchte, bis Amann aus seinem Büro trat.

Es war kein Zufall, dass Lüdecke bei diesem Anwerbeversuch die Initiative ergriff. Wie Putzi war er ein Aussenseiter, der ein wenig weltmännisches Flair in eine ursprünglich weitgehend bayerische Erscheinung hineinbrachte. Der gebürtige Berliner war drei Jahre jünger als Putzi. Nach dem Militärdienst hatte er sich zuerst in London und dann in Frankreich aufgehalten. Nach eigenen Angaben betätigte er sich mit Erfolg als Glücksspieler

– mit so grossem, dass er bequem davon leben konnte. In Wirklichkeit dürfte er sich als Erpresser betätigt haben; er fädelte homosexuelle Kontakte zu reichen Gönnern ein, die sich sein Schweigen dann mit Geld erkaufen mussten. Der Krieg setzte seinen Machenschaften vorübergehend ein Ende, weshalb er sich zum deutschen Militär meldete, aus dem er aber nach nur zwei Jahren wieder entlassen wurde. 1921 hatte er sich in München niedergelassen, wo er allerlei Geschäften nachging und offenbar über eine nicht unerhebliche Menge an Dollars verfügte. Wie Putzi war auch er nach einer Rede Hitlers zur NS-Bewegung gestossen.

Putzi fühlte sich von dieser «schillernden Figur» sofort abgestossen. Er hielt Lüdecke für «einen pathologischen Fall von Grössenwahn oder einen Betrüger, einen Schwindler oder sogar einen Spion». Später, als er seine Position in der Partei genügend gefestigt hatte, fragte er die anderen über Lüdecke aus. So erfuhr er, dass Amann seinen Verdacht teilte. «Er versucht, den Eindruck eines Grandseigneurs mit Zugang zu Geld im Ausland zu vermitteln», vertraute ihm Amann an. «Zu uns kommen alle möglichen Leute, und er ist möglicherweise nützlich, aber wir behalten ihn im Auge.»

**BALD NACH SEINER GEHEIMEN INITIATION** bot sich Putzi die Gelegenheit zu dem ersehnten persönlichen Treffen mit Hitler. Dieser sollte im Kronebau des Circus Krone reden, und Putzi ging mit Helene und ein paar Freunden hin. Danach stellte Putzi Hitler seine Frau vor. Hitler zeigte sich sofort eingenommen von dieser charmanten Deutsch-Amerikanerin und nahm bereitwillig eine Einladung zu ihnen nach Hause an. Bald schaute Hitler fast täglich in der kleinen Wohnung in der Gentsstrasse zum Mittagessen oder auf einen Kaffee vorbei – den er mit einem Stück darin aufgelöster Schokolade trank. Er taufte Putzis Zuhause auf den Spitznamen Café Gentz. Zuweilen brachte er Gäste mit: Hermann Göring, eines der ersten Mitglieder der Bewegung, den Putzi auf Anhieb mochte, und Görings adlige schwedische Frau Karin.

Man unterhielt sich über alles Mögliche, doch irgendwann kam man unweigerlich auf die politische Situation zu sprechen – und wie sie sich am besten ausnutzen liesse. Putzi gab Hitler Einblicke in die Welt ausserhalb Deutschlands, insbesondere in die amerikanische. Er berichtete ihm auch von der organisierten Massenbegeisterung bei den Football-Spielen in Harvard und behauptete später, der Sieg-Heil-Ruf und die ihn begleitende Armebewegung – die so typisch für die Nazikundgebungen wurden – seien eine direkte Kopie davon. So trage er «die intellektuelle Verantwortung» dafür. Putzi regte zudem an, bei politischen Veranstaltungen Musik einzusetzen. Mit schmissigen Märschen ähnlich denen an den amerikanischen Colleges konnte man nicht nur die Stimmung im Saal aufheizen, sondern sich auch deutlicher von den trockenen politischen Vorträgen absetzen, wie sie die meisten anderen Parteien boten.

Darüber hinaus drängte Putzi Hitler, die Lutherbibel zu lesen. Seiner Ansicht nach «enthält sie einen perfekten Fundus kraftvoller Wendungen, höchst nützlich im Kampf gegen die atheistischen Bolschewiken und doppelt passend für Bayern, der Heimat der Oberammergauer Passionsspiele». Bald danach fiel ihm auf, dass sich immer mehr Sätze erkennbar biblischen Ursprungs in Hitlers Reden einschlichen. Dass dieser sich selbst beispielsweise als «Trommler» darstellte, der einer grossen Befreiungsbewegung voranmarschierte, schien eine Identifikation mit Johannes dem Täufer widerzuspiegeln. Nicht selten jedoch drehten sich die Gespräche in Putzis Wohnung um Hitlers Kriegserlebnisse; der «Veteran» schilderte die Schlachten an der Somme oder an der Aisne in allen Einzelheiten und imitierte dabei sehr treffend die Geräusche der britischen, französischen und deutschen Gewehre, Granaten und Geschütze.

Putzi scheute sich nicht, in diesen Gesprächen offen seine Meinung kundzutun, auch nicht, wenn es um Persönliches ging. Hitlers Schnurrbartchen – in Bayern «Rotzbremse» genannt – gefiel ihm nicht, und während eines Besuches drängte er seinen Gast, sich besser einen richtigen Schnauzer zuzulegen.



«Schauen Sie sich die Porträts von Holbein und van Dyck an; die alten Meister hätten niemals solche kümmerlichen Bärte gemalt», setzte er ihm zu.

«Da täuschen Sie sich aber gehörig», konterte der so Gerügte. «Mein Bart wird eines Tages Mode machen, darauf können Sie sich verlassen.»

Auch zu dem kleinen Egon fand Hitler bald einen Draht. Er wurde sogar sein Pate. Bei einem seiner ersten Besuche weinte der Junge gerade, weil er sich das Knie an einem Sessel angestossen hatte. Putzi versetzte dem Möbel mit seinen geschnitzten Löwenköpfen an den Armlehnen derbe Schläge, wie um es zu bestrafen, und Hitler machte sofort mit. Danach streichelte Hitler bei jedem Besuch einen der Löwenköpfe und fragte Egon, ob der Stuhl auch brav gewesen sei. Der Junge fühlte sich auf Anhieb zu dem Mann hingezogen und nannte ihn bald «Onkel Dolf». Noch viele Jahre später erinnerte sich Egon, wie Hitler sich auf alle viere niederliess und mit ihm Eisenbahn spielte; dabei wusste er sämtliche Geräusche vom Schnaufen der Dampflok bis zum schrillen Pfiff des Stationsvorstehers überzeugend nachzuahmen. «Er war ein ausgezeichneter Unterhalter», berichtete Egon später. «Er besass ein ausgeprägtes schauspielerisches Talent.»

Hitler genoss solche Ausflüge ins Familienleben, da er selbst keine engere Familie besass. Sein Vater, ein gewalttätiger Mann, der seine Kinder regelmässig schlug, war gestorben, als Hitler 14 gewesen war, und seine Mutter hatte er noch vor seinem 20. Lebensjahr verloren – für ihn, wie er Putzi in den ersten Monaten anvertraute, der «grösste Verlust, den ich je erlitten habe». Die Hanfstaengls wurden bald eine Art Ersatzfamilie für den künftigen Führer.

Putzi und Hitler pflegten einen immer vertrauteren Umgang und unternahmen von Zeit zu Zeit etwas gemeinsam. Eines Tages in diesem Frühjahr schauten sie sich zusammen einen Film über das Leben Friedrichs des Grossen an. Hitler gefiel insbesondere eine Szene: Der Fluchtversuch des jungen Kronprinzen auf englisches Hoheitsgebiet scheitert, und sein Vater, König Friedrich Wilhelm I., befiehlt, seinen Sohn wegen Hochverrats hinzurichten.

«Grossartig! Das heisst: Kopf ab für jeden, der gegen die Staatsräson frevelt, und wäre es selbst der eigene Sohn», schwärmte Hitler. «In diesem Geist wird eines Tages die ganze deutsche Jugend erzogen werden.»

«Damit werden aber nicht alle deutschen Mütter einverstanden sein», entgegnete Putzi, worauf Hitler eine verächtliche Geste machte.

Am selben Abend trat Hitler wieder im Kronebau auf. Beflügelt vom Beispiel Friedrichs II. schloss er seine Rede mit einem flammenden Appell: «Deutsche Jugend, der Sieg hängt von dir ab! Ihr müsst hart sein! Ihr müsst euch eiserner Disziplin unterwerfen, um die Besten zu werden!» Die Menge jubelte ihm frenetisch zu; der preussische König war nun auch ihr Held.

Putzi erwiderte Hitlers Besuche mit Stippvisiten in dessen bescheiden möbliertem Zimmer in der Thierschstrasse. Oft sass Hitler an seinem Schreibtisch und arbeitete an einer Rede – an den Füßen trug er graue, dicksohlige Hausschuhe. Manchmal benötigte er bis zu sechs Stunden, um einen Entwurf abzufassen und auf etwa einem Dutzend grosser Papierbögen einen Plan zu skizzieren. Er arbeitete stets alleine. In der letzten Stunde vor seinem Auftritt jedoch, wenn er hin und her zu laufen und seinen Gedankengang zu rekapitulieren begann, liess er sich durch die Anrufe seiner engsten Helfer unterbrechen, die ihn über die Stimmung in den Strassen und den Andrang zum Veranstaltungsort unterrichteten.

Einige Jahre später sollte Hitler Alfred Rosenberg in einem Brief berichten, er habe einen Mann kennengelernt, dessen Fanatismus geteilt sei in Liebe zur Bewegung und Hass auf ihre Feinde. Putzi, so Hitler weiter, sei ihm ein persönlicher Freund geworden. Wie aber lässt sich ihre wechselseitige Anziehung wirklich voll und ganz erklären?

Was für Putzi – schon in der Frühphase von Hitlers politischer Karriere – den Ausschlag gab, war zweifellos seine eigene Überzeugung, Hitlers ausserordentliches Talent werde diesen ganz nach oben bringen. Mit seiner einfachen Sprache und der Fähigkeit, den Finger in die Wunden des kleinen Mannes zu legen, hatte Hitler in Putzis Augen das Zeug zu einem zweiten

Theodore Roosevelt. Und falls Hitlers Stern stieg, dann wollte Putzi an diesem Aufstieg teilhaben. Allerdings wollte er der Bewegung auch seinen eigenen Stempel aufdrücken. Daher durchforstete er stundenlang die Geschichtsbücher und suchte nach Anknüpfungspunkten zu Führerfiguren der Vergangenheit, um Hitler auf einen seiner Meinung nach vernünftigeren Pfad zu lenken: «Zu jener Zeit beherrschte mich tagein, tagaus nur ein einziger Gedanke: Wo finde ich Material, Vorbilder, Vorschläge und Ideen für Hitler – Ideen, wie er die Leute gefühlsmässig noch besser packen konnte.»

Doch nicht nur sein persönlicher Ehrgeiz stachelte Putzi an. Obwohl ihn viele Äusserungen Hitlers beunruhigten, sah er in einigen von dessen politischen Ansätzen wirksame Lösungen für die Probleme Deutschlands. Womöglich gab es darüber hinaus einen unterschwelligeren, psychologischen Grund dafür, dass er sich Hitler anschloss. Putzi kämpfte mit Schuldgefühlen, weil er den Krieg in New York ausgesessen hatte, und so blieb es nicht aus, dass ein Mann, der seinem Land nicht nur gedient, sondern auch dafür ausgezeichnet worden war, Eindruck auf ihn machte. Möglicherweise erinnerte Hitler Putzi sogar an seinen gefallenem älteren Bruder Egon.

Nichtsdestotrotz gaben sie ein seltsames Paar ab, der ehemalige österreichische Gefreite in seinem engen blauen Sergeanzug und der grossbürgerliche bayerische Amerikaner. Hitler begegnete Putzi ehrerbietig und verwendete ihm gegenüber stets eine Anrede, die Putzi zufolge «in Deutschland für Personen geringeren Standes immer noch ein Muss war, wenn sie das Wort an Personen höherer Bildung, von Adel oder mit einem akademischen Titel richteten».

In seinen nach dem Zweiten Weltkrieg verfassten Memoiren widersprach Putzi Vermutungen, er habe Hitler «gezähmt» oder ihm «Tischmanieren beigebracht». Allerdings räumt er ein, er sei immer wieder bestürzt gewesen über dessen seltsame Geschmacksvorlieben, insbesondere für Süsses. Hitler zeichnete sich durch eine «unbegreifliche Naschsucht» aus. Er war versessen auf österreichische Mehlspeisen und Torten, gekrönt von einem Berg Schlagsahne. Einmal, als Hitler sich unbeobachtet glaubte, musste Putzi ent-

setzt mitansehen, wie jener einen gehäuften Löffel Zucker in ein Glas Wein rührte, das Putzi ihm gerade kredenzt hatte – Fürst Metternichs besten Gewürztraminer.

Putzi mochte Hitler als Rohdiamanten betrachten, die übrigen Mitglieder seines ursprünglichen Gefolges waren mit Sicherheit weniger wertvolle Steine. Eine der einflussreichsten Figuren war Alfred Rosenberg. Putzi hatte ihn kennengelernt, als er Truman Smith zu seinem Zug gebracht hatte. Der Schusterssohn war 1893 im estnischen Tallinn, das damals zum Zarenreich gehörte, geboren worden. Die Oktoberrevolution, die er als Architekturstudent in Moskau selbst miterlebte, machte ihn zum Juden- und Kommunismhasser. 1919 war er nach München gegangen und fühlte sich jetzt als eine Art Vordenker der Partei.

Putzi fand ihn auf Anhieb unsympathisch. Teilweise hatte das persönliche Gründe: Rosenbergs Vorliebe für stilllose Kleidung stiess Putzi ab; seiner Meinung nach hatte Rosenberg «den Geschmack eines Karrenesels». Putzi zufolge verfocht er «die These, dass es Geldverschwendung sei, Hemden zu waschen, und pflegte sie wegzuworfen, wenn sie selbst nach seinen Massstäben nicht mehr tragbar waren.» Sein Sexualleben war ebenfalls etwas zweifelhaft, «vielleicht ein Ausdruck des Tataren in ihm». Obgleich er seit Kurzem verheiratet war, kursierten «zahllose Geschichten über sein fragwürdiges Liebesleben, zu dem gewöhnlich wahlloser Geschlechtsverkehr mit einem halben Dutzend Männern und Frauen gleichzeitig in einer schmutzigen Hinterhofwohnung gehörte».

Zu Putzis Entsetzen übte Rosenberg einen in seinen Augen verderblichen Einfluss auf Hitlers ohnehin holzschnittartige Weitsicht aus. Er betrachtete Rosenberg sogar als «den Hauptwidersacher bei meinen Bemühungen, Hitler zur Vernunft zu bringen», bis mehrere Jahre später der noch einflussreichere Joseph Goebbels, künftiger Propagandachef, seinen Auftritt haben sollte. Das Hauptproblem lag in Putzis Augen darin, dass Hitlers militärstrategische Vorstellungen der Vergangenheit dem «überholten kontinentalen Denken» von Clausewitz und dessen Fixierung auf das Gleichgewicht

der kontinentaleuropäischen Kräfte verhaftet waren. Den Vereinigten Staaten sowie der Notwendigkeit, freundschaftliche Beziehungen zu ihnen herzustellen, mass Hitler zu Putzis Bestürzung wenig Bedeutung bei. Die wichtigste Lektion des Ersten Weltkriegs hatte zwar gelaute, dass in jedem künftigen Krieg die Seite gewinnen würde, auf die sich Amerika schlug, doch wenn Hitler überhaupt ein Interesse an den Vereinigten Staaten zeigte, dann höchstens an deren technischen Errungenschaften und nicht an ihrer geopolitischen Bedeutung. Der einzige Amerikaner, für den er überhaupt etwas übrig hatte, war Henry Ford, und das auch nur, weil ihn sein Ruf als Antisemit in Hitlers Augen zu einem potenziellen Geldgeber machte. Ebenso erschütterte Putzi, dass sich Hitler fasziniert vom Ku Klux Klan zeigte; er hielt den Geheimbund irrtümlich für eine mächtige politische Bewegung und einen möglichen Bündnispartner.

Rosenberg sollte zwar Putzis Nemesis bleiben, doch die anderen Figuren im Umkreis Hitlers in jenen frühen Jahren machten kaum mehr her, insbesondere der gelernte Schmied und eigentliche Parteigründer Anton Drexler, der aber seither bestenfalls noch als Ehrenvorsitzender fungierte, Weber, der stämmige Pferdehändler, der «Keilereien mit Kommunisten als eine Art Sport betrieb», und ein geheimnisvoller Leutnant Klintzsch, ein SA-Führer, der an dem gescheiterten Kapp-Putsch in Berlin 1920 beteiligt gewesen war. Einer der wenigen Intellektuellen und daher in Putzis Augen achtbaren Gestalten war Dietrich Eckart, ein «Prachtexemplar eines Altbayern» und Verfasser einer vielbeachteten deutschen Übersetzung von Ibsens *Peer Gynt*. Dank der Tantiemen seiner Bücher spendete Eckart beträchtliche Beträge an die Parteikasse; er hatte auch als Erster Hitler unter seine geistigen Fittiche genommen, was er jedoch, wie Putzi bemerkte, allmählich zu bereuen begann.

Während sich die Frage, was Putzi an Hitler angezogen haben mag, nicht leicht beantworten lässt, so ist umso klarer, was der ehemalige österreichische Gefreite an jenem fand. Hitler mochte unter einem akuten Minderwertigkeitskomplex leiden, doch er war sich bewusst, welche Vorteile ihm ein Zugang zu den höchsten Kreisen der Gesellschaft bringen konnte. Lüdecke

drückte das so aus: «Putzis komfortables und kultiviertes Haus war unzweifelhaft das erste dieser Art, das Hitler die Türen öffnete.» Putzi wurde bald zu Hitlers «Bewunderer vom Dienst...», machte sich selbst zu einer Art Gesellschaftsminister Hitlers, eifrig darum bemüht, ihn Gastgeberinnen vorzustellen».

Putzi hoffte, wenn er Hitler in Kontakt mit glanzvollen Persönlichkeiten brachte, würde etwas von ihrer Bildung, ihrem Benehmen und ihrer Kultiviertheit auf ihn abfärben. Und so fand Hitler, weitgehend dank Putzis Vermittlung, Zugang zu dem prominenten Münchner Verleger und Antisemiten Hugo Bruckmann und seiner Gattin Elsa sowie zu den Bechsteins, die ihre Klaviere und Flügel zwar in Berlin produzierten, sich aber häufig in München aufhielten. Diese wiederum luden ihn auf ihren Landsitz bei Berchtesgaden ein und machten ihn in Bayreuth mit den Wagners bekannt. Bei seinem ersten Besuch in Haus Wahnfried im Oktober gab sich Hitler hingekissen von dieser Weihstätte seines Helden Richard Wagner. Wagners Sohn Siegfried hielt Hitler für einen Hochstapler; seine aus Wales stammende Frau Winifred dagegen glaubte, er sei «ausersehen, der Retter Deutschlands zu werden».

Hitlers Einführung in die Münchner Bourgeoisie ging nicht ganz ohne Irritationen vonstatten. In den Salons der Reichen fiel er mit seinem «Verschwörerhut», seinem Trenchcoat und der schweren Hundepeitsche, die er stets mit sich herumtrug, ziemlich aus dem Rahmen. Putzi amüsierte sich genauso wie seine grossbürgerlichen Gastgeber über Hitlers Reaktionen auf die Annehmlichkeiten des Reichtums. Einmal schwärmte er Putzi und Helene, die sich kaum das Lachen verbeissen konnten, von einem Abendessen bei den Bechsteins in ihrer Privatsuite in einem Münchner Luxushotel vor: Im Badezimmer habe es sogar fliessend warmes Wasser gegeben! An einem anderen Abend bei den Bruckmanns sass Hitler zum ersten Mal vor einer Artischocke.

«Aber gnädige Frau», sagte er leise zu der Achtung gebietenden Hausfrau, «Sie müssen mir erklären, wie man das da isst. Ich habe so etwas noch nie gesehen.»

Dennoch sprachen Hitlers Schüchternheit und Ahnungslosigkeit in den Augen seiner hochgestellten Gastgeber keineswegs gegen ihn; man fand ihn vielmehr entzückend, insbesondere ältere Frauen wie Frau Bechstein und Frau Bruckmann, die ihn fast wie einen Adoptivsohn behandelten. Erstere zog Hitler unübersehbar als Bräutigam für ihre Tochter Lotte in Erwägung. Offenbar mit diesem Hintergedanken nahm sie sich zuerst seiner Garderobe an. Sie brachte ihn dazu, bei gesellschaftlichen Anlässen formelle Abendkleidung und blank gewienerte Schuhe statt seines gewöhnlichen blauen Anzugs zu tragen. Sie lieh der Partei sogar ihren Schmuck als Bürgschaft für ein Darlehen über 60'000 Schweizer Franken von einem Berliner Kaffeehändler.

Und dann war da noch die Sache mit dem Klavier. Eines Tages schaute Putzi gegen Mittag in Hitlers Bleibe vorbei. Sein Blick fiel auf ein altersschwaches, im Flur vor Hitlers Zimmer abgestelltes Piano. Er holte sich einen Stuhl und begann beiläufig Passagen eines Präludiums von Bach zu klimpern. Hitler hörte scheinbar ohne Aufmerksamkeit zu und fragte dann, ob er etwas von Wagner kenne.

Sofort stimmte Putzi donnernd die Ouvertüre der *Meistersinger* an. Hitler marschierte in höchster Erregung im Zimmer auf und ab und schlug mit den Händen den Takt. Als Putzi geendet hatte, blieb Hitler wie angewurzelt stehen und starrte mit leeren Augen in den Raum. «Sie müssen oft für mich spielen», stiess er hervor. «Nichts bringt mich so in Stimmung, bevor ich vor das Publikum treten muss.»

Und damit war Putzis Rolle als Hitlers Stimmungsmacher festgelegt. Fast bei jedem Besuch spielte er ihm nun vor, zuweilen bis zu zwei Stunden am Stück. Hitler schrie buchstäblich vor Begeisterung, wenn Putzi «mit Liszt-scher Fioritur und elegantem romantischem Ausdruck» das Klavier bearbeitete. Er beherrschte ein breites Repertoire von amerikanischen Football-Märschen und College-Liedern bis hin zu den Klassikern. Seinen grössten Erfolg erzielte er jedoch stets mit Wagner, insbesondere der *Meistersinger*-Ouvertüre oder dem «Liebestod» aus *Tristan und Isolde*. Putzi spielte sehr schön Wagner, und für den Musikliebhaber Hitler zählte Wagner zu den Halbgöttern.

«Das war es! Ich muss Hunderte Male daraus [*Tristan und Isolde*] vorgespielt haben, doch er konnte nicht genug davon kriegen», erinnerte sich Putzi. «Es tat ihm körperlich wohl ... Er gluckste vor Vergnügen.» Die Musik gewährte Hitler die ersehnte «Entspannung», und danach war er süchtig – so sehr, dass er bald begann, Putzi telefonisch zum Vorspielen zu sich zu beordern. Dieser fühlte sich durch die «herrischen Forderungen» Hitlers belästigt, setzte sich jedoch trotzdem jedesmal pflichtschuldigst in die Thierschstrasse in Marsch.

1924 veröffentlichte Putzi in dem Bestreben, seine Rolle als Hitlers Hofmusiker auszubauen, ein «Hitler-Liederbuch». Obwohl Putzi nicht dahinterstand, waren die Texte der Stücke wie «Hitler-Lied», «Deutsche voran» oder «Die Hitler-Medizin» völkische Propaganda reinsten Wassers. Sie warnten vor einer jüdischen Verschwörung und predigten die «Auferstehung» des Deutschen Reiches unter dem Hakenkreuz der Nazis. Doch Putzi wusste eingängige Melodien zu komponieren, und auf Parteiversammlungen kamen die Lieder immer gut an.

Was Hitler an Putzi ausserdem anzog, waren zweifelsohne die beiden ihm nahestehenden Frauen – seine Schwester Erna und seine Frau Helene. Im Frühjahr 1923 brachten die viel gelesenen *Münchner Neuesten Nachrichten* einen Bericht, wonach sich Hitler gerüchteweise mit Erna verloben wolle. Das war von vorne bis hinten erfunden, doch Hitler zeigte sich merklich geschmeichelt. Als Putzi ihn fragte, welche Auskunft er anderen Reportern, die der Geschichte weiter nachgehen wollten, geben sollte, erwiderte er: «Ich ermächtige Sie hiermit, der Presse mitzuteilen, dass ich mich niemals mit einer Frau verloben oder eine Frau heiraten werde. Meine einzige wahre Braut ist das deutsche Volk und wird es immer sein.» Die Parallele zum christlichen Topos der Kirche als wahrer Braut Christi lag auf der Hand. Nach Putzis Meinung bestätigte dies nur allzu deutlich den späteren «Messiaskomplex» Hitlers.

Dessen ungeachtet schwärmte Hitler weiterhin für Helene, die in seinen Augen den doppelten Vorzug einer glanzvollen Erscheinung und einer Herkunft aus gutem Haus besass. Er machte offenbar auch gar keinen Hehl aus



seiner Verehrung – sehr zum Ärger vieler Parteimitglieder. So spielte Gottfried Feder, eine einflussreiche Figur in der Bewegung, in einem Rundschreiben eindeutig auf Helene an, als er Hitler vorwarf, «die Gesellschaft schöner Frauen über seine Pflichten als Parteiführer zu stellen». Fast 20 Jahre später, während des Zweiten Weltkriegs, schwelgte Hitler seinen Adjutanten gegenüber in Erinnerungen an eine Gesellschaft, die er in jenen frühen Jahren im Hotel Bayerischer Hof besucht hatte; es seien zahlreiche Frauen dort gewesen, doch dann sei eine Frau hereingetreten, deren Schönheit alle in den Schatten stellte – Frau Hanfstaengl. Putzi sah offenbar keinen Grund zur Eifersucht – ihm war bewusst, dass Hitler seine Verliebtheit inszenierte und dass «seine dauernden Blumengeschenke, Handküsse und verzehrenden Blicke» Ausdruck blosser Schwärmerei, nie aber körperlicher Anziehung waren.

Helene dagegen war anfangs nicht sehr von Hitler eingenommen; ihren ersten Eindruck von ihm schilderte sie so: ein «schlanker junger Mann mit einem geistesabwesenden Blick in seinen sehr blauen Augen» und einer «wirklich ziemlich erbärmlichen» äusseren Erscheinung. Dennoch scheint sich dieser Eindruck über die Jahre geändert zu haben. Jahrzehnte später erinnerte sie sich an das «Ausdrucksstarke, Kraftvolle» in Hitlers Stimme; deren «immense Macht» und «einzigartige Klangeffekte» hätten, wie sie schrieb, auch ihren Mann in Bann gezogen. Sie gab sich jedoch offensichtlich keinen Illusionen über irgendeine Art sexueller Beziehung hin. Als Putzi ihr von Gerüchten über eine angebliche Affäre Hitlers mit Jenny Haug, der Schwester seines ersten Fahrers, erzählte, winkte Helene ab: «Putzi, glaube mir, er ist ein absolutes Neutrum, kein Mann – trotz seines dauernden Schmachtens.»

**FÜR DIE ZUKUNFT DER NAZIBEWEGUNG** war Putzis Beziehung zu Hitler genauso wichtig wie seine finanzielle Unterstützung. Der Grossteil davon ging an den *Völkischen Beobachter*, die bescheidene vierseitige Wochenzeitung der Partei. Hitler wusste, dass er mehr aus der Zeitung machen musste,

wollte er als Redner gross herauskommen. Doch ihm fehlten die Mittel. Zufällig hatte Putzi gerade 1'500 Dollar erhalten, eine Rate für seine Anteile am American Art Shop in New York, den er an Friedrich Denks verkauft hatte. 1'000 davon, umgetauscht in die inflationäre Reichsmark, reichten für zwei amerikanische Rotationsdruckmaschinen aus. Damit liess sich aus dem *Völkischen Beobachter* eine ausgewachsene Tageszeitung nach dem Vorbild der Blätter machen, die Putzi aus den Vereinigten Staaten kannte. Eigentlich hatte er das Geld für den Kauf eines Hauses in München vorgesehen, erklärte sich jedoch im März 1923 bereit, es der Partei als zinsloses Darlehen zu überlassen, rückzahlbar zwei Monate später. Helene, die sich sehnlichst wünschte, aus ihrer beengten Wohnung herauszukommen, erhob Einspruch; ihrer Meinung nach würde ihr Mann sein Geld nie wiedersehen. Doch Putzi, Feuer und Flamme für die Bewegung, war nicht davon abzubringen, und Helene liess ihm seinen Willen.

Putzi engagierte sich in hohem Masse für die neue Zeitung. Als Erstes beauftragte er einen Illustrator der linken Satirezeitschrift *Simplicissimus* mit dem Entwurf eines Zeitungskopfes. Auch kreierte er ihren Wahlspruch *Arbeit und Brot*. Hinter alledem stand die Hoffnung, die Erweiterung werde den *Völkischen Beobachter* von einem Hetzblatt in ein ausgewogeneres Presseorgan verwandeln. Doch Putzi sollte enttäuscht werden.

Die erste Ausgabe im grossen Format erschien am 29. August 1923 – und gab Hitlers Bewegung einen bedeutsamen Propagandaschub. Die Londoner *Times* kommentierte dies so: «Zu einem Zeitpunkt, zu dem viele deutsche Zeitungen gezwungen sind, ihr Erscheinen einzustellen, und andere aufgrund der enormen Herstellungskosten nur unter Schwierigkeiten weiter erscheinen können, hat sich das Format von Herrn Hitlers Zeitung *Völkischer Beobachter* verdoppelt und ist nun mit einer Ausnahme die grösste Tageszeitung in Bayern.»

Dann musste Dietrich Eckart, dessen Gesundheitszustand sich immer mehr verschlechterte, als Chefredakteur zurücktreten, und zu Putzis Entsetzen trat an seine Stelle Alfred Rosenberg. Das machte sämtliche Hoffnungen

auf einen moderateren und ausgewogeneren Kurs der Zeitung zunichte. Die finanzielle Seite von Putzis Beteiligung entwickelte sich keineswegs befriedigender: Als im Mai 1923 der Kredit fällig wurde, erklärte Max Amann, er könne ihn nicht zurückzahlen, und verlangte eine Laufzeitverlängerung bis zum nächsten Januar. Doch bald wurde immer klarer, dass die Partei Putzis Darlehen als Spende betrachtete. Als er auf Rückzahlung bestand, holte er sich eine rüde Abfuhr. Das war umso unerfreulicher, als Putzi und seine Frau mittlerweile das ideale Haus gefunden hatten. Es befand sich in der Pienzenauerstrasse, im wohlhabenden Viertel Herzogpark am Rand von München. Veräussert wurde es von der Herzogin Ruth Vallombrosa, ehemals verheiratet mit Walter Goldbeck, einem amerikanischen Künstler aus St. Louis, der das Haus während der grossen Inflation mit amerikanischen Dollars hatte bauen lassen. Schliesslich verkaufte Putzi die Schuld mit einem 25-prozentigen Nachlass an Weber weiter, sie erwarben das Haus und nannten es Villa Tiefland.

Ihr neues Heim stellte gegenüber der Wohnung in der Gentzstrasse eine grosse Verbesserung dar. Putzi hatte endlich das Gefühl, standesgemäss zu wohnen. Das Haus lag inmitten eines grossen, schönen Gartens und war angefüllt mit antiken Möbeln, grossartigen Gemälden und Zeichnungen sowie Tausenden Büchern. Eine Schiebetür mit grossen Glasscheiben trennte das Speisezimmer vom Frühstücksraum. Dieser war einer Bergbauernstube nachempfunden, wenn auch ohne deren Holzvertäfelung. Die Schiebetür hatte Goldbeck selbst mit einer Madonna nebst Heiligen und Engeln bemalt.

Die Schätze des Hauses konzentrierten sich in der Bibliothek, einem riesigen Raum, den Goldbeck auch als Atelier genutzt hatte. Hier thronte die kostbarste Antiquität der Familie: ein grosser, zweitüriger Ulmer Schrank aus Eichen- und Walnussholz, eingelegt mit anderen edlen Hölzern, dessen Entstehung in die Zeit Martin Luthers zurückreichte. Neben ihm auf einem Tisch stand ein feines chinesisches Kästchen, das Putzis Vater Edgar 1865 aus Kanton mitgebracht hatte, daneben eine vergilbte Fotografie von ihm. Sie zeigte ihn umgeben von einem Dutzend chinesischer Arbeiter und war

während der sieben Jahre aufgenommen worden, als er in den Diensten eines englischen Teehandelshauses stand. Vorhanden war ausserdem ein riesiger Steinway-Flügel, auf dem eine Benjamin-Franklin-Tonbüste des französischen Bildhauers Jean-Antoine Houdon stand. Doch beherrscht wurde der Raum von Bücherregalen, von denen eines allein die Musikliteratur enthielt. Daneben fanden sich eine vollständige Sammlung von Karikaturen aus *Punch*, zahlreiche historische Werke sowie eine ganze Abteilung über Putzis Lieblingskönig Ludwig II. Abgerundet wurde die Ausstattung durch eine französische Empireuhr auf dem Sims des offenen Kamins.

Wie Egon sich später erinnerte, bildete die seltsame Mischung von Stücken aus China, Italien, Amerika, Frankreich und England dennoch ein harmonisches Ganzes. «Dass überall Gleichklang herrschte, dass alles lebte und atmete, dass man hier nichts schmerzlich vermisste und dort nicht von einer Überfülle von etwas gepeinigt wurde – das lag fast ganz an Vater», schrieb er. «Er hatte diese kleine Welt gestaltet, und er sorgte dafür, dass sie sich weiterdrehte; wie sich die ästhetischen Bedürfnisse veränderten, so auch das Haus ... Es blieb niemals lange, wie es war.»

**DASS PUTZI SOLCHE SCHWIERIGKEITEN HATTE**, wieder zu seinem Geld zu kommen, mag seiner Begeisterung für die Bewegung einen Dämpfer verpasst haben, ganz und gar erstickt wurde sie jedoch nicht. Allmählich bekam er auch Zutritt zu Hitlers engstem Kreis. Bald besuchte er regelmässig den Montagabendstammtisch im Café Neumaier am Viktualienmarkt Ecke Petersplatz. Dort hielt Hitler Hof für seine Parteigänger der ersten Stunde. Unter all den Kleinbürgerpaaren meist mittleren Alters, die Hitlers Tiraden lauschten, während sie ihr einfaches Mahl verzehrten, fiel der Grossbürger Putzi ziemlich aus dem Rahmen.

Die Bewegung war derweil ständig in Geldnöten – die galoppierende Inflation sorgte dafür, dass ihr sämtliche Spendengelder wie Sand durch die Finger rannen. Hitler hielt unablässig Ausschau nach reichen Gönnern und

nahm Putzi häufig auf Bittgänge zur Geldbeschaffung mit. «Hitler glaubte anscheinend», so erinnerte er sich, «dass ich seinen Betteltouren einen Anschein von Ehrbarkeit verleihen würde, und wir unternahmen mehrere Fahrten in München und Umgebung und sprachen bei angesehenen Bürgern vor.»

Eine der ereignisreichsten Fahrten fand im April 1923 statt. In Hitlers altem Selve-Kraftwagen mit Fahrer Emil Maurice am Steuer machten sie sich auf nach Berlin. Als sie im nordsächsischen Delitzsch, einer Kommunistenhochburg, um eine Ecke bogen, stiessen sie auf eine Strassensperre, bewacht von bewaffneter kommunistischer Miliz – Todfeinde Hitlers und seiner Partei. Putzi zufolge rettete sie nur sein eigenes schnelles Handeln: Er stieg aus und zückte seinen vom Schweizer Konsulat ausgestellten Pass, mit dem er seinerzeit aus den Vereinigten Staaten ausgereist war.

«Hanfstaengl ... also Deutsch-Amerikaner», sagte der Milizionär, während er das Dokument gründlich musterte.

«Ja, mein Freund», bestätigte Putzi und gab sich mit dem schlimmstmöglichen amerikanischen Akzent als Papierfabrikant aus Milwaukee auf dem Weg zur Leipziger Messe aus.

«Und das», fügte er, mit dem Daumen auf Hitlerweisend, hinzu, «ist mein Diener Johann. Ich habe ihn und den Chauffeur in Hamburg eingestellt.»

Putzi hielt den Atem an, als der Milizionär Hitler in Augenschein nahm. Doch obwohl dessen Beschreibung landesweit verteilt worden war, erkannte er ihn nicht. Um die Sache zum Abschluss zu bringen, bot Putzi dem Posten eine Zigarre an, worauf er sie durchwinkte. Hitler war seinem Freund dankbar und erwähnte den Vorfall noch Jahre später, doch Putzi war nichtsdestotrotz überzeugt, dass er ihm den «Diener» niemals verzieh.

Der Berlinbesuch erwies sich als nicht sonderlich einträglich – entbehrte allerdings nicht einer gewissen Komik. Putzi wollte sich ungern in Hitlers Gesellschaft sehen lassen und übernachtete daher nicht unter einem Dach mit ihm. Während also Hitler, Maurice und Fritz Lauböck, ein 18-jähriger

Anhänger, der sich ihnen angeschlossen hatte, von einem Bewunderer organisierte Unterkünfte aufsuchten, verbrachte Putzi die Nacht im Evangelischen Hospiz hinter dem Staatstheater Unter den Linden.

Hitler hielt sich genauso bedeckt wie Putzi, und als sie am nächsten Tag zu ihren Terminen aufbrachen, benutzten sie einen geschlossenen Lieferwagen. Putzi mit seinem langen Gestell hockte mit angezogenen Beinen wie ein Grashüpfer im Fond. Er wusste eigentlich überhaupt nicht, warum Hitler ihn dabei haben wollte; vermutlich sollte er ihn einfach bei Laune halten. Die Werbetour liess sich nicht gut an. So blieb ihnen viel Freizeit, die sie unter anderem im Kaiser-Friedrich-Museum verbrachten. Putzi war entsetzt, wie wenig Hitler von Kunst verstand und wie hartnäckig er darauf pochte, Kunstwerke durch eine ideologische Brille zu beurteilen. Einen weiteren Einblick in Hitlers Charakter erhielt Putzi am Nachmittag, als er vorschlug, ein paar Stunden in einem Vergnügungspark totzuschlagen. Völlig gebannt startete Hitler in einer Schaubude, die Damenboxen bot, auf die spärlich bekleideten Kämpferinnen und bestand darauf, bis zum Ende der Vorstellung zu bleiben.

Am nächsten Abend nahm Hitler Putzi zu einem Abendessen bei den Bechsteins mit, die in Berlin eine imponierende Villa besaßen. Das Gespräch drehte sich natürlich um Politik und die Zukunft der nationalsozialistischen Partei, doch immer dann, wenn es auf die Geldfrage zusteuerte, wechselten die Gastgeber das Thema. Angesichts der riesigen Diamanten an Frau Bechsteins Fingern vergass Putzi vorübergehend seine Manieren und erklärte, schon eine Teilbeleihung dieser Preziosen könne die Partei monatelang am Leben erhalten. Erst später erfuhr er, dass sie genau dies mit anderen Schmuckstücken getan hatte. An diesem Abend jedoch schenkte sie Hitler lediglich einen teuren blassgrünen Filzhut als Ersatz für seinen breitkrempigen schwarzen Verschwörerhut.

Putzis wachsender Einfluss auf Hitler blieb nicht unbemerkt. Wie ein Artikel der *Münchener Post* 1930 behauptete, war dieser Umstand bereits 1923 ein «offenes Geheimnis». Derselbe Artikel schrieb Putzi auch das Verdienst zu, amerikanische Methoden in der Propaganda und der Presse eingeführt

zu haben. Zudem sei es Putzi gewesen, der den Anstoss zu zehn Massenkundgebungen pro Tag gegeben und die Idee zur massenhaften Verteilung von Flugblättern gehabt habe.

Gewisse Parteimitglieder jedoch sahen Putzis Nähe zu Hitler gar nicht gerne; manche hielten sein aristokratisches Gebaren für unangemessen in einer Partei, die um die Unterstützung der Arbeiterklasse buhlte; andere betrachteten seine Begeisterung für alles Amerikanische als unvereinbar mit dem strammen Nationalismus der Partei.

Graf von Treuberg, einer ihrer ersten adligen Förderer, nahm besonderen Anstoss an Putzis ausländischen Manierismen und seinem extravaganen Auftreten. Er drängte Hitler, ganz mit ihm zu brechen; im Grunde sei er doch ein «Hanswurst», wie er Hitler im Juli schrieb. Besonders ärgerlich fand der Graf, dass Putzi bei politischen Versammlungen als Einziger im Smoking erschien. Noch schlimmer sei, dass er bei Musikeinlagen wie ein Impresario die Bühne erklimmte und den Gesang dirigierte. Friedrich Plümer, ebenfalls altgedienter Parteigenosse, hieb in dieselbe Kerbe: Putzi nutze seinen Einfluss dazu, «die gesamte Operation völlig unnötigerweise zu amerikanisieren» – bis hin zum Format des *Völkischen Beobachters*. Hitler jedoch schenkte diesem Murren keinerlei Beachtung. Putzi war immer noch überaus nützlich für ihn.

## 6

**DER 8. NOVEMBER 1923** sollte als einer der bedeutendsten Tage in die Geschichte der Nazis eingehen, doch von den heraufziehenden dramatischen Ereignissen liess sich Putzi nicht den Appetit verderben. Er hatte sich mit Larry Rue, einem amerikanischen Reporter der *Chicago Tribune*, zum Mittagessen verabredet. Kaum war der erste Gang serviert, als Rue auch schon anfang, Putzi mit Hitlers prahlerischer Ankündigung aufzuziehen, er werde mit Hilfe der SA bald einen Staatsstreich inszenieren. Die «Sturmabteilung», auch «Braunhemden» genannt, war 1921 gegründet worden und bestand aus etwa 800 jungen Männern, die, wie Rue spöttisch bemerkte, «braune Hemden trugen, in militärischer Formation marschierten und mit Stöcken bewaffnet waren».

«Das stimmt», bestätigte Putzi Hitlers Ankündigung, während sich die beiden über Kaviar, Fasan, Himbeeren mit Sahne, Brandy und Kaffee her machten. Rue – oder vielmehr seine Zeitung – zahlte.

«Wann?», wollte Rue wissen.

«Das ist geheim», erwiderte Putzi. «Aber Sie tun gut daran, in der Nähe zu bleiben. Sie werden nicht enttäuscht werden.»

Rue kündigte an, er werde diesen Abend in den Bürgerbräukeller am Rande Münchens gehen, wo der bayerische Ministerpräsident Gustav Ritter von Kahr eine Rede halten sollte. Der Journalist lud Putzi ein, ihn zu begleiten.

«Ich kann Sie nicht begleiten, aber ich bin vielleicht dort», lautete die kryptische Antwort.

Putzi hatte eine Andeutung von dem, was bevorstand, erhascht, als er wenige Stunden zuvor Rosenbergs kleines, weiss getünchtes Büro aufgesucht



hatte, um die nächste Ausgabe des *Völkischen Beobachters* durchzusprechen. Es herrschten unruhige Zeiten; die wirtschaftliche Lage des Landes hatte sich in den beiden Jahren seit Putzis Rückkehr aus Amerika noch weiter verschlechtert. Deutschland war praktisch bankrott und wurde von einer galoppierenden Inflation gebeutelt. Im September 1923 kostete ein Laib Brot über eine Million Reichsmark; einen Monat später 58 Millionen. Der Londoner *Times* zufolge hatte die deutsche Währung «den Rubel im Rennen um die Wertlosigkeit hinter sich gelassen», was lebenslang Erspartes binnen weniger Stunden wertlos machte. Die Mittelschicht traf die Inflation besonders hart. Der Londoner *Observer* berichtete von steigenden Selbstmordraten und von einer «noch nicht dagewesenen Anzahl von Frauen, die in Irrenanstalten eingeliefert werden, entweder rasend oder verzweifelt oder in Apathie versunken, die Hände voller Papierblätter mit endlosen Nullen».

Es roch nach Umsturz. Die Unzufriedenheit der Massen drückte sich in Streiks und einer politischen Radikalisierung aus, von der sowohl die äusserste Rechte als auch die äusserste Linke profitierten. Im Monat zuvor war in Hamburg ein kommunistisch gelenkter Aufstand niedergeschlagen worden. Im Westen kursierten Aufrufe zur Proklamation einer Rheinischen Republik. Weitere Aufstände wurden ebenfalls unterdrückt. Auch in München brodelten seit Wochen Gerüchte über Verschwörungen und Gegenverschwörungen. Am 11. September warnte die *Times*, dass ein Versuch Bayerns, sich mit Waffengewalt von der Republik loszusagen, nicht ausgeschlossen sei, und nannte drei mögliche Anführer einer solchen Revolte: Dr. von Kahr, Dr. Heinrich Held, Chef der katholischen Bayerischen Volkspartei (BVP) und Herrn Adolf Hitler. Am wahrscheinlichsten, so die Zeitung, sei von Kahr.

Von Kahr, der 1920/21 die rechtsbürgerliche Regierung Bayerns geführt hatte, brauchte sich aber zu einer derartigen Aktion nicht herabzulassen. Am 26. September 1923 wurde er zum Generalstaatskommissar mit diktatorischen Vollmachten ernannt. Als überzeugter Monarchist und enger Freund des ehemaligen bayerischen Kronprinzen Rupprecht war von Kahr ein

Mann, an dem sich die Geister schieden. Nicht nur die Kommunisten hassten ihn, sondern auch die Sozialisten und sogar rechtskonservative Kreise. Bald zählte auch Hitler zu seinen Feinden: Als eine seiner ersten Handlungen liess von Kahr am folgenden Tag alle Naziversammlungen verbieten, einschliesslich der 14 für diesen Abend anberaumten. Hitler unternahm keinen Versuch, sich über das Verbot hinwegzusetzen, kochte jedoch vor Wut über von Kahrs Aktion. Zudem stand er unter dem Druck seiner zum Losschlagen bereiten SA-Leute. «Meine Organisation und ich werden unseren Weg weiter fortsetzen», erklärte Hitler ein paar Tage später in einem seiner ersten Interviews mit einer ausländischen Zeitung. «Dr. von Kahr weiss, wo er uns findet.»

Mitten hinein in die Diskussion von Putzi und Rosenberg in der Redaktion des *Völkischen Beobachters* platzte plötzlich Hitler, den Militärmantel eng geschnallt, die Peitsche in der Hand. Seine entschlossene Miene verriet, dass er entschieden hatte, die Initiative zu ergreifen.

«Zu keiner Menschenseele ein Wort, schwören Sie das», verlangte er. «Der Moment des Handelns ist gekommen. Sie, Parteigenosse Rosenberg, und Sie, Herr Hanfstaengl, gehören heute Abend zu meiner unmittelbaren Begleitung. Treffpunkt um sieben Uhr vor dem Bürgerbräukeller. Und vergessen Sie Ihre Pistolen nicht.»

Noch einige weitere waren eingeweiht; nur Anton Drexler, den Gründer der Partei und immer noch ihr Ehrenvorsitzender, hatte man im Dunkeln gelassen. Daran, dass Putzi zu den Eingeweihten gehörte, lässt sich ermes- sen, wie nahe er Hitler stand. Und wie sehr er dem Naziführer verfallen war, bewies seine Bereitschaft, bei einem derart irrwitzigen und gefährlichen Unternehmen mitzumachen.

Putzis erster Gedanke galt Helene, die ihr zweites Kind erwartete, und dem nunmehr zweieinhalbjährigen Egon. Ohne nähere Erklärungen forderte er seine Frau auf, ihre Sachen zu packen und noch am selben Nachmittag mit dem Zug zum Bauernhof der Familie in Uffing, das anderthalb Stunden von München entfernt lag, zu fahren. Ausser Rue lud er auch H.R. Knicker-

bocker, ebenfalls ein amerikanischer Journalist, zu der Versammlung im Bürgerbräukeller ein, verriet ihm aber nicht, warum.

Um sieben Uhr abends traf Putzi wie verabredet dort ein, fand aber das Gebäude von Polizei umstellt. Die Beamten verwehrten sowohl ihm als auch dem kleinen Trupp ausländischer Journalisten in seinem Schlepptau den Zutritt. Da standen sie nun etwa eine halbe Stunde, bis ein roter Mercedes heranfuhr und Hitler, Amann, Rosenberg und Ulrich Graf, Hitlers Leibwächter, ausstiegen. Einige Worte aus Hitlers Mund, und alle durften passieren.

Im Bierkeller drängten sich dicht an dicht fast 3'000 Menschen. Von Kahr, klein und dick, war schon weit gediehen mit seiner Ansprache, die genau auf den fünften Jahrestag der Novemberrevolution von 1918 fiel. An diesem Tag war auch der Kaiser zur Abdankung gezwungen worden – oder wie es von Kahr ausdrückte, «in der Nacht, in der die rote Internationale Deutschland eroberte». Seine Rede war einem zeitgenössischen Bericht zufolge «eine sehr lange, emotionale Apotheose der Werte der Mittelklasse und ein Manifest gegen den Geist des internationalen Sozialismus». Hitler stand mit einigen Gesinnungsgenossen an einer Säule etwa 25 Meter vom Rednerpult entfernt und versuchte, keinen Verdacht zu erregen. Putzi langweilte von Kahrs Tirade. So ging er zur Schanktheke und bestellte drei Mass Bier. Sowohl er selbst als auch Hitler nahmen einen tiefen Zug.

Etwa um 21 Uhr brach an der Eingangstür Tumult aus. An der Spitze eines Trupps schwerbewaffneter Braunhemden stürzte Göring in den Saal. Chaos brach aus. Die Leute sprangen auf die Stühle, um besser sehen zu können. Hitler trat hinter der Säule hervor und bahnte sich einen Weg zum Podium, begleitet von zwei bewaffneten Leibwächtern. Stühle fielen um, Masskrüge flogen. Um sich in all dem Lärm Gehör zu verschaffen, zog Hitler seine Pistole und schoss in die Decke.

«Die nationale Revolution ist ausgebrochen!», schrie er in die erstarrte Menge. «Der Saal ist von sechshundert Schwerbewaffneten umstellt! Keiner verlässt das Haus! Bewahren Sie Ruhe, sonst lasse ich ein Maschinengewehr auf die Galerie bringen. Die bayerische Regierung und die Reichs-

regierung sind abgesetzt! Eine provisorische Reichsregierung wird gebildet! Auf den Kasernen der Reichswehr und der Landespolizei flattert bereits die Hakenkreuzfahne. Reichswehr und Landespolizei stehen auf unserer Seite!»

Dann befahl er von Kahr, Otto von Lossow und Hans Ritter von Seisser, mit ihm zu kommen. Hitler hatte an alles gedacht: In seiner neuen Revolutionsregierung sollte er Kanzler sein, von Kahr bayerischer Landesverweser, von Lossow Reichswehrminister und von Seisser Polizeiminister. Hitlers Plan machte die drei Männer sprachlos, sie zögerten. Von Kahr gab sich besonders kühl. Als Hitler drohte, sie alle zu erschiessen – und dann sich selbst –, wenn sie sich mitzumachen weigerten, erwiderte von Kahr ruhig: «Herr Hitler, Sie können mich erschiessen lassen; Sie können mich selbst erschiessen. Aber ob ich sterbe oder nicht, ist ohne Bedeutung für mich.»

Doch Hitler gab nicht so leicht auf. Während die gefangenen Mitglieder seiner angeblichen künftigen Regierung in einem Hinterzimmer warteten, ging er zurück in den Saal und richtete einen leidenschaftlichen Appell an die Menge, ihn bei seinem kühnen Versuch einer «Lösung der deutschen Frage» zu unterstützen. «Der Morgen findet entweder in Deutschland eine deutsche nationale Regierung oder uns tot!», rief er aus. Seine Ansprache riss die Menge zu einem Begeisterungstaumel hin. Zweifellos trug auch dazu bei, dass er überzeugend den Eindruck zu erwecken verstand, von Kahr und die anderen hätten sich bereit erklärt, ihn zu unterstützen.

Unterdessen hatte sich noch jemand zu dem unglücklichen Trio hinzugesellt: Ludendorff, Oberbefehlshaber der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg. Er war nicht in den Plan eingeweiht gewesen, doch man hatte mit einem Wagen nach ihm geschickt, und so erschien er pflichtschuldigt im Bürgerbräukeller. Beim Anblick seiner glänzenden kaiserlichen Uniform brach die Menge in Jubel aus, doch er verzog keine Miene; sein Kopf über dem Stiernacken wandte sich nicht nach links und nicht nach rechts. Hitler hatte ihn zum Oberbefehlshaber der Streitkräfte ausersehen. Ludendorff war beleidigt, dass Hitler ihm keine wichtigere Rolle zgedacht hatte,

erklärte sich aber dennoch einverstanden. In einer improvisierten Ansprache drängte er die anderen umgehend zur Mitarbeit. Als Hitler versicherte, die Menge stünde hinter ihnen, gab sogar von Kahr zögernd seinen Widerstand auf.

Im Saal war Putzi unterdessen auf einen Stuhl gestiegen und improvisierte eine Pressekonferenz für Rue, Knickerbocker und die anderen ausländischen Journalisten. Sie scharten sich um ihn, und er gab bekannt, dass sich eine neue Regierung gebildet habe, die Ruhe und Ordnung in Deutschland wiederherstellen werde.

Rue empfand es zweifelsohne als Ironie, jetzt Gefangener derselben jungen Männer zu sein, über die er sich noch vor ein paar Tagen mokiert hatte, als er sie mit ihren Stöcken exerzieren sah. Diesmal allerdings hielten sie Maschinengewehre in den Händen. Rue hatte bald Redaktionsschluss, und Putzi gelang es, im hinteren Teil des Kellers ein Telefon aufzutreiben, von dem aus der Amerikaner seinem Kollegen John Clayton, der im Berliner Büro der *Chicago Tribune* wartete, seinen Bericht durchgeben konnte. In dieser von der Zeitung als «Augenzeugenbericht über die Hitler-Ludendorff-*Opera-Buffer*-Revolution in Bayern» angekündigten Story schilderte Rue das hysterische Geschrei und das Durcheinander auf der Versammlung. Hitler, so schrieb er, «wirkte bereit, auf jeden zu schießen, der sich ihm widersetze».

Nach ungefähr einer halben Stunde kehrten Hitler und seine immer noch zaudernden Mitverschwörer in den Saal zurück. Amüsiert sah Putzi, dass Hitler seinen Trenchcoat ausgezogen hatte und darunter einen schwarzen Gehrock mit Weste trug. Er sah ganz und gar nicht wie ein Berufsrevolutionär aus; er erinnerte Putzi vielmehr an einen «Steuereinnahmer im Sonntagstaat». Entschlossen, keine Zeit mehr zu vergeuden, gab Hitler nur kurz die Zusammensetzung der neuen Regierung bekannt. Die fünf Männer schworen einen feierlichen Eid und stimmten dann das Deutschlandlied an. Die Menge fiel mit einer Inbrunst ein, wie es Putzi noch nie erlebt hatte.

Gegen 22.30 Uhr löste sich die Versammlung auf, und die Verschwörer wie auch ihre Geiseln gingen getrennte Wege. «Nun wird eine bessere Zeit kommen», sagte Hitler zu Ernst Röhm, dem Anführer der Braunhemden,

und umarmte ihn. «Wir alle werden Tag und Nacht arbeiten für das grosse Ziel, Deutschland aus Not und Schmach zu retten.» Danach gab er eine Proklamation an das deutsche Volk und zwei Erlasse zur Einrichtung eines Sondergerichtshofs für politische Straftaten heraus.

Die Revolution hatte begonnen – und fing auch schon an, in sich zusammenzufallen. Hitler hatte den Fehler begangen, von Kahr und die anderen ohne Begleitkommando gehen zu lassen. Wie Putzi schrieb, erwies sich Hitler damit als «haarsträubender Revolutionsdilettant»; selbst eine oberflächliche Lektüre der Geschichtsbücher legte doch nahe, dass Umstürzler die Handlungen der Gestürzten strikt überwachen mussten. Putzi hatte vorgeschlagen, ein Hotel zu beschlagnahmen und die Gruppe um von Kahr dort über Nacht einzuquartieren, um sie im Auge zu behalten, doch Hitler befand das für unnötig.

Von Kahr war kaum den Fängen Hitlers entkommen, als er auch schon eine Erklärung herausgab, in der er seine im Bürgerbräu gemachte Bezeugung annullierte, da sie ihm mit Waffengewalt abgepresst worden sei. Nach einer scharfen Auseinandersetzung mit seinen Offizieren tat Lossow es ihm nach. Keiner von beiden unterrichtete Hitler von seinem Sinneswandel, doch als Mitternacht heranrückte und dieser immer noch nichts von ihnen gehört hatte, merkte er, dass etwas faul war. Anrufe im bayerischen Staatskommissariat, wo die Nazis von Kahrs Aufenthalt vermuteten, brachten kein Ergebnis. Unterdessen beglichen Hitlers Anhänger alte Rechnungen: Eine Abordnung mit Panzerwagen und Maschinengewehr bezog Stellung vor den Redaktionsräumen der sozialdemokratischen *Münchener Post*, die Randalierer warfen Scheiben ein, demolierten das Mobiliar und stahlen sämtliche Schreibmaschinen. Banden zogen durch die Strassen und stürmten auf der Suche nach Juden und reichen Schiebern die feinen Restaurants. Hitler verbrachte die Nacht im Bürgerbräukeller. Ihn verliess zunehmend der Mut, und er war kurz davor aufzugeben, doch Julius Streicher, einer seiner fanatischsten Anhänger und ein glühender Antisemit, überredete ihn durchzuhalten. Man setzte also für den folgenden Morgen eine Demonstra-

tion an. Putzi wurde losgeschickt, um die Stimmung auf der Strasse zu erkunden, bekam seinen Auftrag jedoch bald satt und verzog sich still und leise heim ins Bett.

Am nächsten Morgen fuhr ein Korrespondent der Londoner *Times* mit einem Gefolgsmann Hitlers in einem beschlagnahmten Wagen durch die Strassen Münchens. Überall wimmelte es von Nazis, und die Stadt schien fest in ihrer Hand. Plakate gaben die Einsetzung von Militärgerichten bekannt, die Plünderungen und andere Straftaten verhandeln sollten. Verurteilten drohte die standrechtliche Erschiessung.

Die Stimmung im Bürgerbräu erinnerte den Reporter an die ersten Tage des Ersten Weltkriegs: Uniformen, Lebensmittelrationen und Ausrüstung wurden ausgegeben; auf den verschiedenen Plätzen exerzierten kleine Verbände; von Zeit zu Zeit fuhren Lastwagenkonvois los, beladen mit Soldaten, Munition und Nachschub. Überall eitel Begeisterung und Aufbruchsstimmung. Hitler selbst hatte sich mit Ludendorff und einem halben Dutzend Offiziere in einem kleinen, fast leeren Raum im oberen Stock verschanziert. Der kleine Mann in seinem alten Kleppermantel, mit einem Revolver an der Hüfte, der Mächtegern-Herrscher Bayerns, war unrasiert, ungekämmt und so heiser, dass er kaum noch einen Ton herausbrachte.

Ludendorff, tatendurstig und in Gedanken ganz woanders, hatte genug von der Warterei. «Wir marschieren in die Stadt», verkündete er. So setzten sich gegen Mittag mehrere tausend Mann, Hakenkreuzbanner voran, in Bewegung, der General und Hitler unter ihnen. Sie zogen durch München. Das Gleichgewicht der Kräfte hatte sich jedoch aufgrund des gestrigen kleinen Augenblicks der Unachtsamkeit bereits massiv zu ihren Ungunsten verschoben. Von Kahr und Lossow hielten die Zügel wieder in der Hand. Fast zur selben Zeit traf aus verschiedenen umliegenden Kasernen Verstärkung von der Reichswehr ein. Ein kampfbereites Kommando mit einem Panzerwagen und Maschinengewehren bezog Stellung auf dem Odeonsplatz.

Hitlers Anhänger, viele in Unkenntnis der Vorgänge, marschierten an der Nationaloper vorbei und hinein in die engen, zu dem Platz führenden Gas-

sen. Dort erhielten sie den Befehl zum Halten. Sie gehorchten, doch dann knallte ein Schuss – woher war nicht auszumachen. Sofort folgte ein nur einminütiger Schusswechsel. Max Erwin von Scheubner-Richter, Ingenieur und Frühbekehrter, stürzte tödlich getroffen zu Boden. Im Fallen riss er Hitler mit sich und kugelte ihm dabei den Arm aus.

Am Ende lagen weitere 13 Anhänger und drei Polizisten tot oder sterbend am Boden. Viele andere, darunter Göring, wurden verletzt. Ludendorff, der sich einem Augenzeugen zufolge platt auf das Pflaster geworfen hatte, wartete darauf, vom kommandierenden Offizier in Haft genommen zu werden. Drexler, Wilhelm Brückner und mehrere andere folgten. Röhm, der mit seinen Männern in der Nacht das Armeehauptquartier besetzt hatte, ergab sich nach einem Feuergefecht.

Hitler nutzte das allgemeine Durcheinander zur Flucht. Er wollte schnellstens aus München heraus. Doch der Schmerz in seiner verletzten Schulter wurde unerträglich, und seinem Wagen ging das Benzin aus. Er wusste nicht, wo er Zuflucht suchen sollte. Da fiel ihm ein, dass Putzi ein Bauernhaus in Uffing besass, und machte sich auf den Weg dorthin.

Am Abend klopfte es zu Helenes Überraschung an die Tür. Putzis Frau war tags zuvor mit Egon und dem Dienstmädchen in Uffing angekommen. Draussen standen Hitler, Dr. Walter Schulze, ein Arzt der SA, und zwei oder drei weitere Männer.

Helene, die keine Ahnung von den dramatischen Ereignissen der vorangegangenen 24 Stunden hatte, liess ihn eintreten und bot ihm ein kleines Dachstübchen an, wo ihr Mann seine Bücher aufbewahrte. Der Arzt hielt Hitlers Schulter lediglich für ausgerenkt und versuchte, sie unter einem schrillen Schmerzensschrei Hitlers wieder einzurenken, allerdings vergeblich. Eine sorgfältigere Untersuchung ergab später, dass sich Hitler das Schlüsselbein gebrochen hatte. Er redete unzusammenhängendes Zeug, doch Helene konnte sich schliesslich zusammenreimen, was geschehen war. Hitler versicherte ihr, in einigen Stunden werde ihn ein Wagen abholen.



Putzi war nicht mitgekommen. Er hatte sich vielmehr um acht Uhr morgens wieder im Bürgerbräu eingefunden. Dort waren immer noch mehrere hundert SA-Leute versammelt; die meisten hatten seit dem Abend nichts mehr gegessen, und viele trugen trotz bitterer Kälte und gelegentlicher Schneeschauer nur dünne Hemden. Den ganzen Vormittag lang pendelte Putzi zwischen dem Bürgerbräukeller und dem Stadtzentrum hin und her, um Hitler über die Vorgänge auf den Strassen ins Bild setzen zu können. Er versuchte auch die ausländischen Journalisten, die sich gierig nach den neuesten Nachrichten vor dem Gebäude des *Völkischen Beobachters* drängten, ins Bild zu setzen. In der vom Odeonsplatz wegführenden Brienerstrasse, in der Nähe der Schiesserei, sah er eine Menschenmenge auf sich zuströmen. Nicht ohne kräftig zu übertreiben, berichtete man ihm über die Vorfälle. Als Putzi daraufhin eilig seiner Wohnung zustrebte, fuhren Hermann Esser, Max Amann, Dietrich Eckart und Heinrich Hoffmann, Hitlers Freund und Leibfotograf, in einem offenen Wagen an ihm vorüber. Sie waren unterwegs zu Hoffmanns nahe gelegener Wohnung, um dort das weitere Vorgehen zu beraten. Gemeinsam beschloss man, sich über die österreichische Grenze abzusetzen und sich dort neu zu formieren.

Doch Putzi hatte ein Problem. Er besass keinen Pass – ein weiteres Zeichen für die miserable Vorbereitung des Putsches. Glücklicherweise hatte Admiral von Hintze, einer der Mitverschwörer, gleich mehrere griffbereit und half ihm aus. Noch am selben Abend traf Putzi in Rosenheim ein. Er überschritt die Grenze und erreichte am folgenden Abend das österreichische Kufstein. Dort stiess er auf eine Gruppe von Nazianhängern, überwiegend Eisenbahner. Die Frau eines dieser Männer besass einen Blumenladen. Während Hitler in Putzis Dachstube in Uffing schlief, verbrachte Putzi die erste Nacht seines Exils auf dem nackten Ziegelboden unter einer Bank mit Chrysanthemen.

## 7

**AM ABEND DES 11. NOVEMBER 1923** goss es in Strömen. Durchnässt und missgelaunt beendete Wachtmeister Georg Schmiedel seine abendliche Runde durch Uffing. Alles war ruhig, als er um neun Uhr abends wieder in sein Häuschen im Dorf trat und sich zu einer Tasse Tee niedersetzte, die seine Frau ihm aufgebriht hatte. Plötzlich läutete es Sturm. Kommissar Mehringer, sein Vorgesetzter, wartete an der Türschwelle.

«Schmiedel», blaffte Mehringer, «kennen Sie einen Adolf Hitler? Könnte der hier sein?»

Schmiedel, 46 Jahre, 1,80 m gross, mit militärischem Kurzhaarschnitt und Schnurrbart, hielt einen Moment inne, bevor er gemächlich antwortete.

«Er war oft hier, bei den Hanfstaengls, Herr Kommissar. Wir könnten es dort versuchen. Aber warum fragen Sie?» Müde griff er nach Pistole und Säbel, die er gerade abgelegt hatte. Mehringer trieb ihn zur Eile an.

«Ist Ihnen noch nichts von dem Putsch in München zu Ohren gekommen?», fragte er. Schmiedel schüttelte den Kopf. Er hatte Hitler ein paar Mal reden gehört und ihn bei den Hanfstaengls ein und aus gehen sehen, doch das mit dem Putsch war ihm neu.

Als sie wieder hinaus in den strömenden Regen traten, kam sich Schmiedel wie im Film vor. Draussen standen zwei Lastwagen mit je 30 Münchner Polizisten. Zwei weitere assen in einem Zivilwagen. Schmiedel und Mehringer stiegen ein. Zuerst fuhren sie hinaus zu dem Bauerngehöft, das Putzis Mutter gehörte. Dort hielten sie sich etwa eine Stunde auf und durchwühlten das Heu in der Scheune mit ihren Bajonetten. Sie stöberten sogar einen

Mann auf, der sich dort versteckt hielt; als sie ihm mit der Taschenlampe ins Gesicht leuchteten, sahen sie, dass es nur der Gutsverwalter war. Also gingen sie zurück zu Putzis Haus im Dorf. Während es die 30 Mann umstellten, läuteten Schmiedel, die beiden Polizisten und der Kommissar. Das Dienstmädchen öffnete, und Schmiedel fragte, ob er mit Hitler sprechen könne.

Auf dem Weg zu Hitlers Stube sah Helene ihn mit einer Pistole in der Hand auf sich zukommen. Gleich darauf standen sie sich im Wohnzimmer gegenüber. Er fieberte und hatte immer noch starke Schmerzen. Er schien bereit, die Waffe gegen sich selbst zu richten.

«Das ist das Ende!», schrie er. «Mich von diesen Schweinen verhaften lassen – niemals! Lieber tot!»

Die unerschrockene Helene wollte das mit allen Mitteln verhindern: Ruhig ging sie auf Hitler zu und entwand ihm die Pistole. Er wehrte sich nicht und sagte kein Wort mehr.

«Was machen Sie denn da bloss?», sprach sie beschwichtigend auf ihn ein. «Da haben Sie nun all diese Menschen für Ihre Ideen zur Rettung des Landes gewonnen, und jetzt wollen Sie sich einfach das Leben nehmen und sie im Stich lassen? Die stehen doch alle hinter Ihnen, damit Sie weitermachen!»

Während die Schutzmänner draussen warteten, holte sie ein Notizbuch herbei. «Schauen Sie», fuhr sie fort, «alle ihre Mitarbeiter verlassen sich auf Sie. Die müssen doch wissen, was sie tun sollen. Sie werden für eine Weile ins Zuchthaus kommen, daran besteht kein Zweifel. Sagen Sie mir, welche Anweisungen Sie für jeden von ihnen haben, und ich werde es aufschreiben.»

Hitler beruhigte sich und begann zu diktieren. Er nannte nacheinander die Namen einer kleinen Schar Getreuer und die Aufgaben, die jeder erfüllen sollte. Als er geendet hatte, versteckte Helene das Notizbuch in einer Schublade und versprach, es Hitlers Rechtsbeistand in München zu übergeben.

Ob Hitler tatsächlich den Abzug betätigt hätte, lässt sich nicht feststellen. Auf die Frage nach diesem Zwischenfall einige Jahre später leugnete er,

dass ihn Helene vor dem Selbstmord bewahrt habe, fügte jedoch hinzu: «Natürlich war ich sehr bedrückter Stimmung – bereits die blossе Anwesenheit einer Frau mag mich von dem Gedanken abgehalten haben, meinem Leben ein Ende zu setzen.»

Wie auch immer es um Hitlers Gemütsverfassung gestanden haben mag, einige Minuten später öffnete das Dienstmädchen auf Helenes Geheiss die Tür.

«Herr Hitler ist hier und bittet Sie darum, keine Szene zu machen», erklärte sie dem Kommissar. «Er steht völlig zu Ihrer Verfügung.» Damit traten die vier Ordnungshüter ein. Hitler stand im Wohnzimmer, den verletzten Arm in der Schlinge. Er trug einen von Putzis Schlafanzügen und einen blauen Frotteebademantel.

Schmiedel stellte sich rechts neben Hitler. Einer der Polizisten trat links neben ihn und erklärte ihm, er sei verhaftet. Hitler erleichte und entgegnete nur: «Bitte, meine Herren.» Dann ging er zur Tür. Er stieg in den Wagen und wurde nach München geschafft.

Zwei Tage später wies ein Bericht der *New York Times* auf den merkwürdigen Umstand hin, dass Hitler, «Führer der Faschisten in Bayern», im Landhaus eines ehemaligen New Yorker Kunsthändlers verhaftet worden sei. Putzi, so die Zeitung weiter, «gilt in Berlin als einer von Hitlers finanziellen Förderern». Laut Francis Rogers, dem Geschäftsführer des Harvard Clubs, habe Putzi die Alliierten öffentlich verunglimpft und im März 1916 aus Protest gegen die deutschfeindliche Stimmung im Club seine Mitgliedschaft gekündigt. Sein ehemaliger Kompagnon Friedrich Denks behauptete, während des vergangenen Jahres nichts von ihm gehört zu haben.

Putzi hielt sich immer noch in Österreich auf, schlüpfte jedoch bald darauf zurück über die Grenze, um Hitler in München einen Besuch abzustatten. Dieser wartete dort in einer Zelle im Keller des Gerichtsgebäudes in der Blumenburgstrasse auf seinen Prozess. Zu Hitlers Freude brachte Putzi den dreieinhalbjährigen Egon mit. Später erinnerte sich dieser an einen hellen, gut möblierten, fast heiteren Raum; nur an den vergitterten Fenstern war zu erkennen, dass sie sich in einem Gefängnis befanden. Insbesondere die tiefe,

sonore Stimme Hitlers beeindruckte den Jungen. Eine weitere angenehme Erinnerung knüpfte sich an die Kekse, die Hitler aus einer Blechdose in seinem Schrank hervorzauberte und ihm anbot. Ein Gefängnispsychologe, der Hitler nach seiner Verhaftung aufsuchte, fand ihn in tiefer Depression. Putzi dagegen nahm kein Zeichen der Verzweiflung wahr, die Hitler an den Rand des Selbstmords getrieben hatte. Im Gegenteil, Hitler schien sich ausgesprochen auf die Gelegenheit zu freuen, die bayerischen Behörden mit Enthüllungen über das Ausmass ihrer Verbindungen zur radikalen Rechten vor Gericht blosszustellen.

«Was können sie mir schon tun?», prahlte Hitler. «Ich brauche nur ein wenig mehr auszupacken, vor allem über Lossow, und der grosse Skandal ist da. Das wissen die Eingeweihten genau.»

Der Prozess gegen Hitler und die anderen Putschisten begann am 26. Februar 1924 und zog sich etwas über einen Monat hin. Hitler verwandelte den Gerichtssaal in ein politisches Forum. Einmal sprach er sage und schreibe vier Stunden am Stück. Die Zeugen der Anklage befragte er ausführlich. Unterstützung erhielt er dabei vom Vorsitzenden Richter Georg Neithardt, der keinen Hehl aus seiner Sympathie für die Naziverschwörer machte. Luldendorff wurde freigesprochen. Alle anderen wurden für schuldig befunden; Hitler erhielt allerdings nur fünf Jahre Festungshaft mit Aussicht auf vorzeitige Begnadigung nach sechs Monaten. Dies war eine überaus milde Strafe, hatten die Putschisten doch versucht, die Macht im Staat an sich zu reißen, und dabei vier Polizisten getötet. Das Gericht verzichtete zudem auf die gesetzliche Möglichkeit, Hitler in sein Geburtsland Österreich abzuschicken. Er wurde zur Verbüßung seiner Strafe in das gut 50 Kilometer westlich von München gelegene Landsberg überstellt.

Die Nazis stellten Hitlers Haft später als eine Art Martyrium dar. In Wirklichkeit fehlte es ihm dort praktisch an nichts. «Landsberg», so schrieb die Londoner *Times*, «ist keineswegs ein unangenehmer Haftort. Die Gefangenen sind zumeist politische Straftäter und geniessen beträchtliche persönliche Freiheiten, dürfen Bücher lesen, sich besondere Mahlzeiten kommen lassen und Sport treiben; die einzige Beschränkung, der sie unterliegen, be-

steht praktisch darin, dass sie das Festungsgelände nicht verlassen dürfen.» Zahlreiche Sympathisanten unter den Aufsehern sorgten dafür, dass es Hitler noch bequemer hatte als die anderen.

Ihm wurde Zelle Nr. 7 zugewiesen, ein grosser, gut ausgestatteter Raum, der zuvor Graf von Arco auf Valley beherbergt hatte. Der rechtsgerichtete Adlige hatte im Februar 1919 den ehemaligen Journalisten und Ministerpräsidenten des kurzlebigen «Freistaats Bayern» Kurt Eisner ermordet. Von der Zelle aus hatte man eine beeindruckende Aussicht auf die bayerische Landschaft. Der Gefangene Hitler genoss viele weitere Privilegien. Beim Essen im grossen Gemeinschaftsraum sass er am Kopf eines seinen Anhängern vorbehaltenen Tisches unter einer Hakenkreuzfahne. Mitgefangene mussten seine Zelle putzen und aufräumen. Auch brauchte er weder an der Gefangenearbeit noch am -sport teilnehmen, und die Besuchsregeln wurden mehr als grosszügig ausgelegt, sodass er bis zu sechs Stunden täglich Besuch empfangen konnte.

Eine der wertvollsten Vergünstigungen war das Recht, Lebensmittelpakete zu empfangen. So strömten sie denn aus allen Ecken des Landes herbei, darunter auch welche von reichen Bewunderern wie Frau Bruckmann und den Wagners, die 1924 die Bayreuther Festspiele wiederbelebt hatten und dort für die «politischen Gefangenen» in Landsberg sammelten. Die Menge an Nahrungsmitteln überstieg bei Weitem das, was Hitler selbst zu verzehren vermochte, und so verteilte er sie freigebig unter den Wärtern und Mitgefangenen, was sein Ansehen natürlich noch weiter erhöhte. Putzi staunte bei einem seiner Besuche über die Fülle von Blumen und Früchten und Weinflaschen; man hätte meinen können, sich in einem Delikatessenladen und nicht in einem Zuchthaus zu befinden. Ihm kam das Ganze vor wie eine «phantastisch gut ausgerüstete Expedition zum Südpol». Verblüfft war er auch angesichts eines Rituals der Gefangenen: Immer wenn ein Paket eintraf, begrüssteten sie es mit «Heil Hitler!»

Bei einem seiner Besuche brachte Putzi ein Exemplar der Aprilausgabe des Satiremagazins *Simplicissimus* mit. Das Titelblatt zeigte Hitler hoch zu Ross beim Einzug durch das Brandenburger Tor, begleitet von fahnen-

schwenkenden Anhängern. Natürlich war das ein sarkastischer Aprilscherz über den fehlgeschlagenen Putsch. Putzi jedoch sah darin eine Vision, die eines Tages Realität werden konnte. In seinen Augen «wurde diese Karikatur uns allen zum geheimen Antrieb, das damals, im April 1924, unmöglich Scheinende möglich zu machen».

Im Juli begann Hitler mit der Niederschrift des ersten Bandes von *Mein Kampf*. Er trug den Titel *Die Abrechnung* und legte das krude politische Credo seines Verfassers dar. Hitler schrieb den Text in nur dreieinhalb Monaten herunter. Die meisten, die das Machwerk durchgeackert haben, haben nur ein höhnisches Lächeln für dessen Stil; es sei geschwollen, langatmig und weitschweifig. Die Erstaufgabe strotzte zudem vor grammatikalischen und stilistischen Fehlern – ein Ausdruck von Hitlers geringem Bildungsgrad. Dennoch zeigt sich darin schon sehr klar sein demagogischer Ansatz: Für jede der verschiedenen unzufriedenen Elemente in Deutschland war etwas dabei – die Antisemiten, die Ultranationalisten, die Antimarxisten und sämtliche anderen Gruppen und Grüppchen, aus denen sich Hitlers potenzielle Anhängerschaft rekrutierte. Zudem enthielt es eine Ideologie, in der man überdeutlich all das vorgezeichnet findet, was nach seiner Machtübernahme grausame Realität werden sollte: von der Wahnidee einer «arischen Herrenrasse» und der Schmähung der Juden als «Schmarotzer» bis hin zu der Behauptung, das deutsche Volk benötige «Lebensraum im Osten» auf Kosten der Slawen sowie der verhassten Bolschewiken.

Im Sommer sollte Putzi einen Beitrag für das Jahrbuch seines Harvard-Jahrgangs verfassen. «Ich glaube immer noch an Hitler und an die Zukunft seines Parteiprogramms», schrieb er daraufhin. «Ich bin überzeugt, dass er und sein Programm Deutschland retten werden.» Dass sich seine eigene Prophezeiung zu bestätigen schien, als er fast zehn Jahre später – Hitler näherte sich dem Höhepunkt seiner Macht – zum 25. Jubiläum seines Jahrgangs nach Harvard zurückkehrte und seine Zeilen wieder zu Gesicht bekam, muss ihn beeindruckt haben.

Hitlers Haft, seine «Universität auf Staatskosten», wie er sie nannte, war bald zu Ende. Ein Bericht des Gefängnisdirektors, angefordert vom Staatsanwalt im September 1924, pries den Gefangenen ob seiner guten Führung,

was dessen vorzeitige Entlassung praktisch sicherstellte. Und so wurde Hitler, trotz eines halbherzigen Abschiebungsversuchs aus dem Münchner Polizeipräsidium, am 20. Dezember auf freien Fuss gesetzt. Am Gefängnistor erwartete ihn nur eine kleine Gruppe von Freunden mit einem Wagen. Eine seiner ersten Handlungen war die Kontaktaufnahme zu Putzi. Der lud ihn ein, Heiligabend in seinem neuen, Hitler noch unbekanntem Hause zu verbringen. Dass dieser Weihnachten im Kreise von Putzis Familie verbringen sollte, unterstreicht nur, wie nahe sie sich standen.

**ES SCHNEITE**, und der kleine Egon freute sich auf weisse Weihnachten. Ebenso aufgeregt war er, weil er seinen Onkel Dolf wiedersehen sollte. Hitler traf um 17 Uhr in der Villa Tiefland ein. Er stampfte den Schnee von seinen Stiefeln und betrat den Raum, wo die anderen ihn bereits erwarteten. Als er Egon erblickte, steuerte er sofort auf ihn zu, nahm ihn auf den Arm und sagte: «Du bist aber gross geworden!» Beim Anblick des löwenköpfigen Lehnstuhls fragte er Egon wieder lachend, ob der sich denn in der letzten Zeit anständig benommen hätte. Der Junge hatte den Scherz natürlich mittlerweile vergessen, doch Hitler erinnerte ihn an die «Bestrafung» des Sessels in der Wohnung in der Gentsstrasse, als sich Egon das Knie daran angeschlagen hatte. Dann führte er dem Knaben vor, wie er richtig mit seinem Holzschwert auf und ab marschieren musste.

Später setzte sich Putzi an den Flügel und stimmte «Stille Nacht, heilige Nacht» an. Helene, Egon, die Köchin und das Dienstmädchen fielen ein, nicht jedoch Hitler. Dann liess Putzi verschiedene andere Stücke folgen, darunter einige seiner eigenen patriotischen Märsche. Einen davon hatte er zu Ehren Albert Leo Schlageters komponiert. Der ehemalige Freikorpsmann war von den französischen Ruhrgebietsbesatzungstruppen wegen Sabotage erschossen worden und galt als nationalsozialistischer Märtyrer. Ungeachtet der festlichen Atmosphäre an diesem Abend war Hitler düster gestimmt und wirkte müde und ausgezehrt. Trotz der entgegenkommenden Bedingungen



in Landsberg hatte ihm die Haft zugesetzt und ihn orientierungslos gemacht. Allem Anschein nach wusste er wirklich nicht, was er jetzt anfangen sollte.

«Was nun, Hanfstaengl?», fragte er.

«Sie werden weitermachen. Ihre Partei ist immer noch lebendig», erwiderte Putzi und überreichte Hitler als Weihnachtsgeschenk und Glücksbringer eine von Friedrich dem Grossen unterzeichnete Urkunde, bekanntermassen einer von Hitlers grossen Helden.

«Nach einer verlorenen Schlacht sass der Preussenkönig einmal verzweifelt auf einer beschädigten Trommel», fügte Putzi hinzu. «Doch heute ehren die Deutschen sein Andenken und preisen seine ruhmreichen Taten.»

Dann bat Hitler Putzi, ihm etwas auf dem Klavier vorzuspielen. Er wünschte sich den letzten Teil des dritten Aktes von *Tristan und Isolde*. Putzi erfüllte ihm die Bitte und spielte, wie er sich später erinnerte, «wie nie zuvor». Hitler dankte ihm und verabschiedete sich danach.

**MIT DER NAZIPARTEI** ging es während Hitlers Haftzeit bergab. Rosenberg hatte die Leitung übernommen, besass jedoch nicht die charismatische Führerpersönlichkeit Hitlers, sodass die Partei in rivalisierende Splittergruppen zu zerfallen begann. Hitler schien das Durcheinander nicht zu beunruhigen; vermutlich kam es ihm sogar zupass – je desolater der Zustand der Partei während seiner Abwesenheit, desto besser konnte er seinen Führungsanspruch nach seiner Entlassung durchsetzen. Als am 7. Dezember 1924 die zweiten Reichstagswahlen dieses Jahres stattfanden, gewann die gesamte völkische Bewegung zusammen nur drei Prozent der Stimmen – ein weitaus schlechteres Ergebnis als bei den ersten Wahlen im Mai. Die verschiedenen rechtsradikalen Parteien, darunter auch die Nazis, schienen im endgültigen Niedergang begriffen. Dies war einer der Beweggründe für die frühzeitige Entlassung Hitlers.

Das Putschdebakel war aber nicht die alleinige Ursache für die Wahlschlappe. Die verbesserte wirtschaftliche Lage im Lande entzog Hitlers

Hetzpropaganda zunehmend den Boden. Die galoppierende Inflation, die 1923 viele Angehörige der Mittelschicht in den Ruin getrieben hatte, war dank einer Währungsreform beendet. Die Arbeitslosigkeit, Ursache weiteren Elends, ging zurück. Ein Zufluss von amerikanischem Kapital setzte ein. Der Dawesplan von 1924 brachte eine Neuregelung der massiven Reparationszahlungen, die Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg auferlegt worden waren. Die Franzosen signalisierten Bereitschaft, die Besetzung des Ruhrgebiets aufzuheben; sie war im Januar 1923 wegen angeblich schleppender deutscher Kohlelieferungen erfolgt. In Deutschland kehrte zur allgemeinen Erleichterung wieder so etwas wie Normalität und Stabilität ein. Die bei ihrer Geburt so geschmähte Weimarer Republik gewann endlich ein gewisses Ansehen.

Putzi hielt in den Monaten nach Hitlers Entlassung Kontakt zu ihm und empfing ihn weiterhin in seinem neuen Domizil. Einmal erschien Hitler mit einem Packen Fahnenabzüge von *Mein Kampf* und bat um Hilfe bei der Korrektur. Putzi kam der Bitte zwar nach, war jedoch entsetzt über das, was er da zu lesen bekam, über die stilistischen Fehler nicht weniger als über die politische Ideologie. Doch trotz der Schwächen des Werkes glaubte Putzi fest an einen Verkaufserfolg. Er versuchte sogar seinen Bruder Edgar zu überreden, die Rechte für das familieneigene Verlagshaus zu erwerben. Edgar als überzeugter Liberaler und in Geschäftsdingen sehr konservativer Mann weigerte sich. Zwar hatte die Firma bereits mehrere politische Werke verlegt, doch Edgar hielt Hitler für einen gefährlichen Scharlatan und wollte wie viele andere Deutsche nichts mit ihm zu tun haben.

In Helene zeigte sich Hitler nach wie vor regelrecht vernarrt, wie er eines Abends bewies, als sie allein in dem riesigen Künstleratelier der Villa Tiefland auf einem Sofa sassen. Putzi hatte den Raum verlassen, um Hitler ein Taxi zu rufen. Das nutzte Hitler aus. Er sank plötzlich vor Helene auf die Knie, legte seinen Kopf in ihren Schoß und erklärte sich zu ihrem Sklaven.

«Wenn ich doch nur einen Menschen hätte wie Sie, der sich um mich kümmert», seufzte er.

Helene schalt ihn und forderte ihn auf, sich doch einfach eine Frau zu suchen.

«Ich kann niemals heiraten, denn mein Leben ist meinem Land geweiht», salbaderte Hitler.

In der Gewissheit, dass er sich nur in Szene setzte, befahl ihm Helene, sich zu benehmen. «Das geht so nicht, Herr Hitler», erklärte sie ihm gebieterisch. So erhob er sich gebührend zerknirscht und stand wieder auf den Füßen, bevor Putzi zurückkam.

Nachdem Hitler gegangen war, schilderte Helene peinlich berührt Putzi das Vorkommnis. «Nimm's nicht so tragisch», riet er ihr. Hitler hatte sich nicht zum ersten Mal einer Frau gegenüber so benommen.

Als sich Helene mehr als 40 Jahre später den Vorfall ins Gedächtnis rief, äusserte sie Zweifel, dass Hitler ernsthaft hatte zudringlich werden wollen. Er kam ihr einfach kindisch vor. Oder er spielte schlicht Theater. Allerdings war Hitler zweifelsfrei hingerissen von der statuenhaften Blonden, die ihn um mindestens drei Zentimeter überragte. «Sofern er sich überhaupt verlieben konnte, war ich vermutlich eine von denen, in die er verliebt war», räumte Helene ein. Seine Neigung wurde nicht erwidert: Zwar erlagen viele Frauen Hitlers durchdringenden blauen Augen oder seiner typisch österreichischen Galanterie, Helenes Typ aber war er nicht.

Doch trotz solcher peinlicher Auftritte setzten Helene und Putzi ihre fruchtlosen Bemühungen unverdrossen fort, Hitler «Manieren beizubringen». Auch seinen Horizont zu erweitern, mühte sich Putzi vergeblich. Reisen – im Idealfall nach Amerika oder wenigstens in europäische Länder – lehnte Hitler kategorisch ab. Bei einer anderen Gelegenheit schlug Putzi Hitler vor, Englisch zu lernen; so könne er die Vereinigten Staaten oder Grossbritannien besser verstehen.

«Völlig unnötig», erteilte ihm Hitler eine herbe Abfuhr. «Ich kenne die Briten, die Amerikaner, die Franzosen und die Russen. Ich habe sie alle als Gefangene gesehen. Ich kenne sie durch und durch.» Und damit setzte er zu einem haarsträubenden Monolog an, wonach die Zukunft der Welt auf den Schlachtfeldern Frankreichs entschieden würde. Putzi bereute zutiefst, dieses Thema angeschnitten zu haben.

Als noch groteskeres Unternehmen erwies sich Putzis und Helenes Versuch, Hitler zu Tanzstunden und Benimmkursen zu bewegen. Zu jener Zeit war zwar gerade der Charleston en vogue, doch Putzi glaubte, mit Walzertänzen könne Hitler «viel an innerer Harmonie und äusserem Schliiff gewinnen». Selbstredend wies dieser das Ansinnen als eines angehenden Staatsmannes unwürdig zurück. Vergebens wies ihn Putzi daraufhin, dass auch Napoleon, George Washington und Friedrich der Grosse gern einmal das Tanzbein geschwungen haben.

«Nein, nein, da mache ich nicht mit», knurrte Hitler. «Diese ganzen Ballveranstaltungen sind reine Zeitverschwendung, und ausserdem ist dieses Walzertanzen viel zu weibisch für einen Mann. Gerade diese Walzermanie hat mir Wien so verhasst gemacht, wie sie überhaupt mit dazu beigetragen hat, den Zerfall des Habsburger Reiches zu fördern.»

Putzi begann allmählich von Hitler abzurücken, und das nicht nur, weil der sich weigerte, sich aufs Tanzparkett zu begeben. Zu Putzis Entsetzen fiel Hitler wieder in seine alten Gewohnheiten zurück und umgab sich erneut mit seinen früheren Spiessgesellen. Rosenberg, der zuvor wegen Unfähigkeit als Chefredakteur des *Völkischen Beobachters* abgelöst worden war, erhielt seinen Posten zurück, als das Blatt ab dem 1. April erneut täglich erschien.

Ein Ärgernis war für Putzi auch der schädliche Einfluss von Rudolf Hess. Dieser hatte gemeinsam mit Hitler in Landsberg eingesessen, und die beiden waren sich sehr nahegekommen. Hess war als einer der wenigen mit Hitler per Du. In jener Zeit der Isolation und sexuellen Entbehrung hatte sich die Affinität zwischen den beiden Männern in ein Gefühl verwandelt, das Putzi zufolge «vielleicht ans Sexuelle grenzen mochte». Dieser Eindruck sollte sich zehn Jahre später noch verstärken, als Putzi erfuhr, dass Hess' Spitzname unter den Homosexuellen in der Partei «Fräulein Anna» lautete, und er dafür bekannt war, in Frauenkleidern Bälle zu besuchen. Auch wunderte sich Putzi, wie Hitler darüber jammerte, dass er bei seiner Entlassung kurz vor Weihnachten 1924 Hess hatte zurücklassen müssen: «Wenn ich mein Hesserli doch nur aus Landsberg herausholen könnte», klagte er immer wie-

der Putzi sein Leid. «Ich kann nicht vergessen, wie ihm die Tränen in die Augen stiegen, als ich die Festung verliess. Der arme Kerl.»

Hess kam schliesslich 1926 frei. Er begründete einen Personenkult um Hitler, sprach immer öfter von ihm als *der Chef oder der Führer* – offensichtlich in Anlehnung an *Il Duce* für Mussolini. Putzi merkte später an, dass sich etwa um diese Zeit herum auch der Gruss «Heil Hitler» in seiner kleinen Anhängertruppe einbürgerte. Putzi weigerte sich, die von ihm als blödsinnig erachtete Mode mitzumachen.

In den folgenden Jahren bemühte sich Hitler zum einen, die Partei neu aufzubauen, die 1925 immer noch weniger Mitglieder hatte als zum Zeitpunkt des Putsches. Zum anderen versuchte er sich als Anführer der gesamten völkischen Bewegung zu etablieren. Zugleich jedoch zog er sich persönlich weiter zurück, verbrachte immer mehr Zeit in den Bergen bei Berchtesgaden, wo er sich zunächst ein Haus mietete und später kaufte. Haus Wachenfeld sollte in den folgenden Jahren deutlich erweitert und zu dem als Berghofbekannten Komplex ausgebaut werden. Für die Nazis war das eine schwierige Phase. Mit der Wirtschaft ging es weiter bergauf; die Unzufriedenheit, die Wasser auf die Mühlen der Partei goss, liess nach. Industrieproduktion und Reallöhne stiegen über das Vorkriegsniveau; die ersten Zeichen einer modernen Konsumgesellschaft tauchten auf, immer mehr Menschen konnten sich Radio, Telefon und Auto leisten. Musik, Kunst und Architektur blühten auf. Zudem hatte Hitler in Bayern, Preussen und anderen deutschen Ländern Redeverbot.

Bei der durch den Tod von Friedrich Ebert, des ersten Präsidenten der Weimarer Republik, notwendig gewordenen Wahl 1925 stellte sich Hitler hinter Ludendorff. Dieser erhielt lediglich 1,1 Prozent der Wählerstimmen. Feldmarschall Hindenburg, ebenfalls Oberbefehlshaber der deutschen Armee im Ersten Weltkrieg, entschied schliesslich den ausschlaggebenden Wahlgang für sich. Das war jedoch kein so schwerer Schlag, wie es aussah. Diese Demütigung erledigte Ludendorff als Rivale Hitlers um die Führerschaft der völkischen Bewegung endgültig. Hindenburg, dem Hitler anfangs alles andere als geheuer war, sollte am Ende nichts anderes übrigbleiben, als sich mit ihm abzufinden.

Die radikale Rechte fand jedoch vorerst weiterhin nur marginalen Rückhalt – wie die Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928, bei denen nicht weniger als 32 Parteien antraten, drastisch offenbarten. Die Hauptgewinner waren die beiden linken Parteien, die Sozialdemokraten und die Kommunisten. Hitlers Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, die sich zum ersten Mal unter ihrem eigenen Namen zur Wahl stellte, bekam nur 2,6 Prozent, was nur 12 Sitze von 491 bedeutete. Hitler hatte seine österreichische Staatsbürgerschaft zwar aufgegeben, die deutsche aber noch nicht erhalten und durfte daher nicht in den Reichstag einziehen. Trotz der kämpferischen Töne von Goebbels und den anderen künftigen Abgeordneten schien die Bewegung ziemlich bedeutungslos.

Putzi ging unterdessen nicht nur auf Abstand zu Hitler, sondern zur Politik allgemein. Obwohl ihm sein Bruder Steine in den Weg legte, wo er nur konnte, griff er immer wieder in geschäftliche Entscheidungen ein. 1928 erwies er sich der französischen Regierung gegenüber als geschickter Verhandlungsführer und erhielt die Genehmigung, sämtliche Bilder im Louvre und im Musée du Luxembourg zu reproduzieren. Sein Herz gehörte jedoch dem Schreiben und der akademischen Welt. Jeden Morgen schwang er sich zu Hause auf sein altes, schweres, britisches Swift-Fahrrad, das sein Vater während des Burenkriegs erworben hatte, und radelte durch den Englischen Garten bis zur Bibliothek in der Ludwigstrasse. Auf diesem breitrahmigen Fahrrad sass er wenigstens nicht zusammengekrümmt wie ein Affe auf dem Schleifstein. Trotzdem fiel er auf, wenn er so durch die Stadt fuhr. Noch Jahre später, als er schon nach Berlin gezogen war, benutzte er dieses Fahrrad – andere führende Nazis kutschierten schon längst mit grossen, protzigen Mercedes-Benz-Limousinen herum. Putzi hielt sich etwas darauf zugute, dass er niemals ein Auto besessen hatte; er steckte sein Geld lieber in Klaviere, Bücher und Segelboote.

Die Musik war und blieb ebenfalls eine tonangebende Leidenschaft: Volle vier Stunden täglich übte er Klavier, wahrscheinlich so lange wie sonst nie mehr in seinem Leben. Er begann meist ganz solide mit Bach, um sich richtig aufzuwärmen, und ging dann über zu einigen der schwierigeren

Etüden und Préludes von Chopin, seinem Lieblingskomponisten. Sonst war sein musikalischer Geschmack recht bunt gewürfelt: Gabriel Fauré, Richard Strauss und Rossini wechselten sich ab mit einem Kampflied des Footballteams von Harvard oder «Londonderry Air». Putzi ging auch häufig ins Konzert, wobei er Egon oftmals mitnahm.

Im Februar 1928 promovierte Putzi an der Universität München mit einer Dissertation über Bayern und die österreichischen Niederlande im 18. Jahrhundert. Damit besass er nun das Anrecht auf die Anrede «Herr Doktor», keine Kleinigkeit im titelversessenen Deutschland. Er beschloss zudem, das Werk als Buch herauszubringen. Es erschien im September 1930 im Südost-Verlag Adolf Dresler in München unter dem Titel *Amerika und Europa von Marlborough bis Mirabeau*. Es umfasste mehr als 490 Seiten einschliesslich eines umfangreichen Anmerkungsapparates und stellte eine ernst zu nehmende wissenschaftliche Arbeit dar. Einen Probedruck schickte Putzi an den Historiker Oswald Spengler, den er vor kurzer Zeit in München kennengelernt hatte. Spengler schrieb ihm voll des Lobes zurück, sein Werk sei «das erste Beispiel originären historischen Denkens seit zwei Jahrzehnten». Putzi war hochofrenet, schien es doch möglich, sich tatsächlich einen Namen als Geschichtswissenschaftler zu machen.

Leider überschattete eine persönliche Tragödie seinen akademischen Erfolg. Sein zweites Kind, die 1924 geborene Hertha, war chronisch krank. Sie litt an Morbus Hirschsprung, einer angeborenen Dickdarterweiterung, welche sie zu einem langen, qualvollen Siechtum verurteilte. Im Juli 1929 musste Putzi bei seiner Rückkehr von einer Geschäftsreise nach Paris erfahren, dass sie gestorben war. Trotz ihrer fünf Jahre hatte sie nur noch zehn Kilo gewogen. Es war nur ein Aberglaube, und dennoch konnte sich Putzi einer gewissen Reue nicht erwehren, dass er die Familientradition gebrochen und ihr keinen Namen auf E gegeben hatte. Er komponierte ihr zum Gedenken einen Trauermarsch.

Putzi traf sich gelegentlich immer noch mit Hitler, der sich seinerseits weiterhin in der Villa Tiefland einfand, wenn auch weit seltener als früher.

Zu den anderen Besuchern zählten Hermann Esser, dem Putzi bei seinen Reden half, und Göring, der eine besondere Beziehung zu Egon anknüpfte und zuweilen im Haus übernachtete. Görings Frau Karin schloss ebenfalls eine enge Freundschaft mit Helene.

Auch Joseph Goebbels, der in der Nazi-Partei rasch aufstieg, begann vorbeizuschauen. Eines Abends im November begleiteten er und Göring Putzi nach einem Theaterbesuch nach Hause. Während Göring bald auf dem Sofa schnarchte, sassen Goebbels und Putzi am Kamin und redeten über Politik. Goebbels hielt Putzi für intelligent und geistreich, stiess sich jedoch an dessen Kritik an Hitler und Rosenberg. «Aber sonst: ein belesener Mann, mit dem schon eine Bekanntschaft lohnt», notierte er in seinem Tagebuch.

Zuweilen diente Putzis grosse Bibliothek als Besprechungszimmer der Führungsriege der Partei; neben Hitler waren dann Hess, Goebbels, Röhm und gelegentlich Heinrich Himmler anwesend. Sie sassen in dem prächtigen Raum und diskutierten stundenlang über Wahlkampfstrategien. Egon, der von einem Stuhl in der Ecke aus zuschauen durfte, erlebte staunend mit, wie vermeintlich unantastbare Prinzipien wie Antisemitismus und Antikommunismus mit eiskalter Berechnung und ohne Rücksicht auf ihre ideologische Unverletzbarkeit auf ihre politische Aussenwirkung hin abgeklopft wurden. In dem ganzen Streitgespräch schien es den Anwesenden nur darum zu gehen, sich vor Hitler mit den besten Argumenten zu präsentieren. Der hörte sich alles an und verkündete dann seine jeweilige Entscheidung. Als einer von wenigen widersprach Putzi Hitler offen – und provozierte ihn damit zu lautstarken Wutausbrüchen.

Ab und zu blieb Hitler noch, nachdem die anderen gegangen waren, und gab Putzi die Gelegenheit, sein Lieblingsthema anzuschneiden: das Risiko Rosenberg. Eindringlich warnte Putzi Hitler, der Balte habe keine Ahnung von Russland und seine fehlgeleitete politische Stossrichtung werde das Land unweigerlich in den Krieg führen. Hitler hörte sich die Ausführungen seines Gastgebers an, unternahm aber nichts.



**DURCH EREIGNISSE AN DER WALL STREET** erhielten die Nazis neuen Auftrieb. Am 25. Oktober 1929, dem Schwarzen Freitag, brach die Börse zusammen, und die darauf folgende Depression hatte katastrophale Folgen für Deutschland. Das oftmals kurzfristig angelegte Auslandskapital, mit dessen Hilfe sich das Land seit Mitte der 1920er Jahre wirtschaftlich wieder erholte, wurde rasch zurückgezogen, die Exporte gingen drastisch zurück, und die Weltmarktpreise für landwirtschaftliche Produkte fielen ins Bodenlose. Die deutschen Aktienpreise wurden von den amerikanischen mitgerissen, und die Betriebe reagierten mit Entlassungen. Die Arbeitslosenzahl schnellte hoch und hatte im September 1930 drei Millionen erreicht.

Die Krise in Deutschland war aber keine rein ökonomische. Anders als in den Vereinigten Staaten oder in Grossbritannien nahm sie rasch eine politische Dimension an, welche die immer noch nicht vollends anerkannte Weimarer Republik in ihrer Existenz bedrohte. Die grosse Koalition unter dem Sozialdemokraten Hermann Müller-Franken stand ohnehin bereits unter Druck. Im März 1930 zerbrach sie an der relativ nebensächlichen Streitfrage der Erhöhung der Arbeitgeberbeiträge zur Arbeitslosenversicherung. An die Stelle Müllers trat Heinrich Brüning von der Zentrumsparlei. Brüning verschmähte einen Kompromiss und löste stattdessen den Reichstag auf. Für September wurden Neuwahlen angesetzt. Die Nazis hätten kaum auf günstigere Voraussetzungen hoffen können.

Trotz Hitlers Zurückhaltung hatte die Partei seit Mitte der 1920er Jahre durch den Zulauf von Menschen, an denen die Goldenen Zwanziger vorbeigegangen waren, wieder an Stärke gewonnen. Es gelang den Nazis zwar nur mit sehr begrenztem Erfolg, Arbeiter von den Kommunisten und Sozialdemokraten wegzulocken, doch unter den kleinen Geschäftsleuten und Landarbeitern fanden sie immer mehr Gefolgsleute. Im Oktober 1928 hatte die Mitgliederzahl der Partei trotz deren erbärmlichen Abschneidens bei den Wahlen 100'000 erreicht und sich damit gegenüber dem Vorabend des Putsches vor fünf Jahren verdoppelt. Anfang 1927 hoben zuerst Sachsen und dann Bayern das Redeverbot für Hitler auf; Preussen zog schliesslich im

Herbst 1928 nach. Überdies arbeitete die Partei an einem verjüngten, dynamischeren Image: Baldur von Schirach, der 1931 die Führung der Hitlerjugend übernehmen sollte, warb Mitglieder unter den Studenten und anderen jungen Leuten. Die Partei war nun weitaus straffer organisiert und betrieb einen systematischen Personenkult um Hitler, der mehr denn je ihr unangefochtener Führer war. Etliche kleinere rivalisierende Gruppen der Rechten hatten sich entweder aufgelöst oder waren in der NSDAP aufgegangen.

1929 erfuhren die Nazis einen Auftrieb durch einen mächtigen Bündnispartner: Alfred Hugenberg, ehemaliger Krupp-Direktor und Zeitungsbaron. Was die verschiedenen ultrarechten Gruppierungen zusammenhielt, war der Widerstand gegen den Youngplan. Dieses von einer internationalen Sachverständigenkonferenz unter Vorsitz des amerikanischen Bankiers Owen D. Young getroffene Abkommen regelte die Reparationszahlungen neu. Obwohl der Youngplan gegenüber dem bislang geltenden Dawesplan eine Verbesserung für Deutschland bedeutete, wurde aufseiten der nationalistischen Rechten der Protest dagegen zur Glaubenssache. Hugenberg und seine Bündnisgenossen inszenierten eine Kampagne für einen Volksentscheid gegen den Youngplan. Dabei konnte Hitler auf die Zeitungen Hugenbergs zurückgreifen und so eine landesweite Leserschaft erreichen. Mit seinem Versprechen, Deutschland wieder zu alter Grösse zu verhelfen, zielte er vor allem auf die untere Mittelschicht und die erneut arbeitslos gewordenen Massen. Der Schulterschluss mit Hugenberg öffnete darüber hinaus Putzi die Türen und Geldbeutel anderer Industrieller, die in der NSDAP ein Bollwerk gegen den Kommunismus sahen. Viele handelten in der naiven Überzeugung, Hitler liesse sich als Marionette zur Durchsetzung ihrer Eigeninteressen benutzen.

Der Feldzug gegen den Youngplan endete mit einer demütigenden Niederlage: Bei dem Referendum am 22. Dezember erzielte die Partei nur 14 Prozent der Stimmen. Hitler brach mit Hugenberg und seinen konservativen Verbündeten, da er sie für das Debakel verantwortlich machte. Die Kampagne erzielte dennoch die gewünschte Wirkung; für Hitler war jede Werbung gute Werbung.

Die neue Geldspritze für die Partei trug dieser 1929 Erfolge bei verschiedenen Kommunal- und Landtagswahlen ein. Die Nazis erzielten regelmässig vier bis fünf Prozent; das war zwar nicht viel, doch immerhin fast doppelt so viel wie bei den Reichstagswahlen im Mai des Vorjahres. Im Oktober, noch bevor der Schwarze Freitag das Heer der Unzufriedenen anschwellen liess, bekamen die Nazis in Baden sieben Prozent; in Lübeck zwei Wochen später stieg ihr Anteil auf über acht Prozent. Im Dezember erhielten sie in Thüringen über elf Prozent, und Wilhelm Frick wurde zum Innenminister ernannt. Damit war er der erste nationalsozialistische Minister einer Landesregierung.

Die Reichstagswahl von 1930 sollte der erste wirkliche Probelauf für Goebbels, den kürzlich ernannten Reichspropagandachef werden. Die zwei- bis dreitausend Absolventen der Naziparteischulen wurden zur Agitation ins ganze Land ausgesandt. In den beiden letzten Tagen des Wahlkampfes führten die Nazis allein in Berlin zwei Dutzend Aufmärsche durch. Ihr Aktionismus und ihre Begeisterung hoben sie deutlich von den etablierten Parteien ab, von denen viele einen schwung- und phantasielosen Wahlkampf führten. Seinen eigenen Propagandafeldzug begann Hitler mit einer Massenkundgebung in Weimar. Danach brach er zu einer Reise durchs ganze Land auf. Die Nazis verfügten weder über ein Programm, noch hatten sie konkrete Lösungen für die wirtschaftlichen Probleme anzubieten. Doch Hitler wusste genau, wer Schuld an den Nöten Deutschlands trug: die Marxisten, die Juden, die Alliierten und die korrupten, unfähigen Politiker der Weimarer Republik. Zudem brachte er seine Thesen in Form von schlagkräftigen politischen Parolen unter die Leute. In einem Brief an einen Förderer vom 2. Februar jenen Jahres sagte er «mit nahezu hellseherischer Gewissheit» voraus, dass seine Bewegung «in höchstens zweieinhalb bis drei Jahren» siegreich sein würde.

## 8

**DIE WAHLERGEBNISSE** vom 14. September 1930 waren eine politische Sensation. Die Nazis bekamen 6,5 Millionen Stimmen und 107 von 577 Sitzen im Reichstag. Zwei Jahre zuvor hatten sie nur 800'000 Stimmen und magere 12 Mandate errungen. Putzi verschlug es die Sprache; er hatte der Partei höchstens 40 Sitze zugetraut. Ausserdem ärgerte er sich über sich selbst, dass er sich eine solche Chance hatte entgehen lassen. In den vorausgegangenen Monaten hatte er sich in seine historische Arbeit vertieft und kaum noch Umgang mit Hitler und seinem engeren Zirkel gepflegt. Göring hatte ihm zwar im Vorfeld der Wahl nahegelegt, wieder in den Schoss der Partei zurückzukehren, und ihm sogar einen der vorderen Listenplätze und damit einen Sitz im Reichstag in Aussicht gestellt. Putzi hatte jedoch nicht auf ihn gehört, und jetzt war es zu spät.

Tags darauf klingelte in seinem Haus in der Pienzenauerstrasse das Telefon. Es war Rudolf Hess.

«Herr Hanfstaengl, der Führer möchte Sie dringend sprechen», sagte er. «Wann können wir bei Ihnen vorbeikommen?»

Putzi war überrascht, wunderte sich jedoch auch über Hess' höflichen, ja liebenswürdigen Ton. *Was habe ich schon zu verlieren?*, dachte er bei sich und erwiderte: «Ja sicher, kommen Sie vorbei, wann immer Sie wollen.»

Eine halbe Stunde später standen die beiden in Putzis Bibliothek. Hitler führte das Wort, während Hess stumm den treuen Diener seines Herrn gab. Putzi setzte sofort zu Glückwünschen zu ihrem Triumph an, doch Hitler schnitt ihm das Wort ab.

«Jetzt sind wir nicht mehr aufzuhalten!», posaunte er und stolzierte im Raum auf und ab. «Hanfstaengl, ich ersuche Sie, den Posten des Auslandspressescheffs der Partei zu übernehmen. Sie kennen England und Amerika. Beobachten Sie, was man dort über uns sagt. Und sorgen Sie dafür, dass man erfährt, was wir tun; vielleicht wacht man dann auf und erkennt, welche grossen Dinge wir erreichen wollen.»

Putzi fühlte sich geschmeichelt. Hitler betrachtete ihn offensichtlich immer noch als das einzige Mitglied seines Gefolges, das über die nötige Erfahrung, Kultiviertheit und Sprachkenntnis verfügte, um Hitler der Weltöffentlichkeit zu präsentieren. Aber Putzi schwante auch Böses. In Hitlers Kielwasser war auch sein Erzfeind Rosenberg in den Reichstag gespült worden, und das verschaffte ihm ein noch besseres Forum zur Verbreitung seiner irrsinnigen und gefährlichen Ideen. Doch Hitler redete weiter auf Putzi ein, versuchte dessen Bedenken mit dem Versprechen zu beschwichtigen, den Einfluss Rosenbergs und des *Völkischen Beobachters* zu beschneiden, wenn die Nazis an die Macht kamen. Schliesslich willigte Putzi ein, jedoch nur unter der Bedingung, das Amt als freier Mitarbeiter auf Probe und ohne Bezahlung zu übernehmen, damit er weiterhin seine anderen Interessen verfolgen könne.

Hitler dankte ihm überschwänglich. «Hanfstaengl, Sie gehören in meine nächste Umgebung», verkündete er.

Unwillkürlich ging Putzi Theodore Roosevelts Definition von Politik als der Entscheidung für das kleinere Übel durch den Kopf. Unter anderem dieser Ausspruch hatte Putzi seinerzeit dazu bewogen, sich Hitler anzuschliessen. Und wie damals hoffte er auch jetzt, Einfluss auf Hitler und seine Politik ausüben zu können. Doch wie er bald merken sollte, liess sich Hitler nicht einmal zu regelmässiger, systematischer Arbeit anhalten.

Bereits der Tag nach dem Wahlsieg gab Putzi einen Eindruck davon, welche Herausforderung vor ihm lag. Der braune Mob hatte auf der Berliner Prachtstrasse Unter den Linden randaliert und reihenweise Fensterscheiben eingeworfen.

«Das geht nicht an», sagte Putzi zu Hitler. «Die Welt erwartet jetzt von Ihnen, dass Sie Verantwortung für diesen Staat übernehmen. Wir sind die zweitstärkste Partei im Reichstag, und jetzt zerdeppern wir Fensterscheiben. Das macht sich gar nicht gut in der Weltpresse.» Doch zu Putzis Bestürzung schüttelte Hitler nur den Kopf und stritt die Vorfälle einfach ab.

Wie Putzis Arbeit praktisch aussehen sollte, war völlig unklar. Kein Wort über ein Büro oder Mitarbeiter. Das besserte sich im Januar 1931, als die Partei in München ihr neues Hauptquartier im Palais Barlow in der Brienner Strasse bezog. Das Gebäude hatte zuvor einer reichen britisch-deutschen Witwe gehört und wurde nun in einen pompösen, pseudoklassizistischen Protzpalast verwandelt; man schmückte es mit Hakenkreuzflaggen, braunen Adlern und ähnlichem Waffenprunk und nannte es fortan «Braunes Haus». Putzi erhielt ein Zimmerchen im dritten Stock. Neben ihm residierte Heinrich Himmler; er war mit der Aufstellung einer Leibwache für Hitler betraut worden, aus der später die SS werden sollte.

Putzi fand Gefallen an seiner neuen Aufgabe und wusste sie bald zu seinem persönlichen Vorteil zu nutzen. Seine Rolle als Hitlers «Vorzimmerdame» verschaffte ihm gegenüber der wachsenden Anzahl Leute, die sich mit dem Naziführer gut stellen wollten, eine starke – und potenziell einträgliche – Position. Doch andererseits war sie auch sehr nervtötend. Hitler hielt nichts davon, wochenlang täglich 20 oder mehr Stunden zu arbeiten, sondern war chaotisch und undiszipliniert und ein notorischer Zuspätkommer. Er blieb nachts lange auf, weshalb er oft erst um elf Uhr vormittags oder mittags im Braunen Haus auftauchte. Termine mit Journalisten, die Putzi für ihn vereinbart hatte, liess er regelmässig platzen. Um ein Uhr sollte zu Mittag gegessen werden, doch Hitler kam unweigerlich anderthalb bis zwei Stunden zu spät und trieb damit seinen dicken, lustigen Küchenchef Artur Kannenberg fast zur Verzweiflung. Wenn Putzi wirklich einmal Rücksprache mit Hitler halten musste, blieb ihm nichts anderes übrig, als diesem kreuz und quer durch München hinterherzuhetzen. Oft spürte er ihn dann

im Café Heck auf, wo er jeden Tag um vier Uhr nachmittags bei einem Stammtisch mit seinen Getreuen Hof zu halten pflegte.

Putzis persönliche Beziehung zu Hitler bekam wieder etwas von ihrer früheren Vertrautheit, als dieser infolge eines tragischen Ereignisses wieder die Nähe seiner alten Freunde suchte. Seine geliebte Nichte Geli Raubal hatte sich das Leben genommen. Die hochgewachsene, hübsche Zwanzigerin war mit ihrer Mutter, Hitlers Halbschwester, zu ihrem Onkel in dessen luxuriöse Neun-Zimmer-Wohnung am Münchner Prinzregentenplatz gezogen. Finanziert wurde dieses Domizil mit dem Geld, das Hugenberg und andere Industrielle in die Partei gepumpt hatten. Hitler himmelte seine Nichte schon seit Längerem an, und als sie, in teure Kleider und Pelze gehüllt, an seiner Seite in der Öffentlichkeit zu erscheinen begann, löste das erheblichen Unmut unter den einfachen Parteigenossen aus, hatte man ihnen doch eingetrichtert, die ideale nationalsozialistische Frau kleide sich schlicht. In Putzis Augen bestand zwischen Onkel und Nichte eindeutig eine irgendwie geartete erotische Beziehung, allerdings eine ziemlich einseitige. Während Hitler einen «Blick wie ein Mondkalb» hatte, zeigte Geli keinerlei Zuneigung zu ihm. Bei einem gemeinsamen Abendessen zu viert erhaschte Putzi einen angewiderten Ausdruck in Gelis Gesicht, als Hitler eine Bemerkung mit einem Schlag seiner unvermeidlichen Hundepeitsche unterstrich. Dazu passte, was eine Freundin Putzi anvertraute. Geli habe gesagt: «Mein Onkel ist ein Ungeheuer. Kein Mensch kann sich vorstellen, was er mir zumutet.»

Helene nahm Gesangsunterricht bei derselben Lehrerin wie Geli. Wenn die beiden Frauen zusammen den Englischen Garten durchquerten, fiel auch Putzis Frau auf, dass Geli Hitler im Grunde verabscheute. Die junge Frau vertraute ihr an, sie fühle sich schikaniert, und beklagte sich, Hitler hindere sie daran, zu leben, wie sie es wollte. «Ich hatte immer den Eindruck, er versuchte ihr vorzuschreiben, wie sie zu leben hatte, und tyrannisierte sie», erinnerte sich Helene später. «Sie hatte keinen Umgang mit Leuten nach ihrem Geschmack.»

Am Abend des 18. September 1931– Hitler war nicht in der Stadt – schloss sich Geli in ihr Schlafzimmer ein und erschoss sich mit seinem Re-

volver. Am nächsten Morgen fand man ihre Leiche. Obwohl sie sich offensichtlich in einer seelischen Krise befunden hatte, blieb der Auslöser für ihre Selbsttötung zunächst unklar. Erst sechs Jahre später sollte Bridget Hitler, die aus Irland stammende Exfrau von Hitlers Halbbruder Alois, Putzi eine interessante, durchaus wahrscheinliche Erklärung geben: Ihr zufolge hatte sich Geli umgebracht, weil sie von einem jungen jüdischen Maler und Zeichenlehrer, den sie in Linz kennengelernt hatte, schwanger gewesen sei.

Die Nazis setzten alles daran, die Affäre zu vertuschen. Putzi jedoch war überzeugt, dass der Tod der einzigen Frau, die Hitler je geliebt hatte, sich einschneidend auf dessen Charakter auswirkte. «Die Beziehung, in welcher Form von Intimität auch immer, bot ihm zum ersten und einzigen Mal in seinem Leben ein Ventil für seine nervöse Anspannung, die ihren endgültigen Ausdruck nur allzu bald in Skrupellosigkeit und Barbarei finden sollte», behauptete er. Hitlers spätere Beziehung zu Eva Braun sollte sich als magerer Ersatz erweisen. Mit Gelis Tod war «der Weg frei für Hitlers endgültige Verwandlung in einen Satan», glaubte Putzi. Ausserdem flammte Hitlers Schwärmerei für Helene wieder auf.

Putzi verbrachte unterdessen immer mehr Zeit im Braunen Haus. Ende 1931 wandelte er seinen Posten auf Probe in eine bezahlte Vollzeitstelle um. Der Grund dafür war seine prekäre finanzielle Lage. Der Unterhalt eines grossen Hauses und die Kosten für das sonstige Drum und Dran eines grossbürgerlichen Lebens lasteten auf ihm, doch die Wirtschaftskrise liess seine Einkünfte aus dem familieneigenen Verlag drastisch schrumpfen. Er hätte lieber dort als Geschäftsführer gearbeitet, doch ein entsprechendes Ansinnen wies sein Bruder schroff zurück. «Von mir aus kannst du mit deiner Familie ins Wasser gehen», herrschte der ihn während einer besonders heftigen Auseinandersetzung an. Putzi war völlig perplex und ausser sich vor Zorn.

Tags darauf ging Putzi schnurstracks zu Hitler und redete ihm ein, dass er einen Auslandspressechef mit einer vollen Stelle brauche. Wie Putzi seinem Sohn erzählte, war es ihm alles andere als angenehm, um einen derartigen Gefallen zu bitten. «Hätte der Ettl [Rufname Edgars] mir die Mitarbeit



in der Firma möglich gemacht, wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, mich der Partei anzubieten.»

Etwa um dieselbe Zeit trat Putzi auch endlich offiziell in die NSDAP ein. Seit er Hitler kennengelernt und begonnen hatte, ihm mit Geld und Rat zur Seite zu stehen, waren zwar fast zehn Jahre vergangen, doch bislang hatte Putzi von einer formellen Mitgliedschaft abgesehen. Am 1. November korrigierte er dieses Versäumnis und erhielt die Mitgliedsnummer 668 027. Ungefähr um diese Zeit trat auch Hanns Heinz Ewers ein, Putzis skandalumwitterter Schriftstellerfreund aus New Yorker Tagen; sie hatten den Kontakt auch nach Putzis Rückkehr nach Deutschland aufrechterhalten.

Wie Putzi war Ewers zur Nazibewegung gekommen, nachdem er Hitler hatte reden hören. Es war jedoch nicht klar, ob man ihn aufnehmen würde, denn die strammeren Parteigenossen nahmen Anstoss an seinen unerhörten Büchern und wollten seinen Namen nicht mit der Bewegung in Verbindung gebracht sehen. Doch Putzi legte bei Hitler ein gutes Wort für Ewers ein. Für die Aufnahme des Schriftstellers sprach zudem, dass er ein Buch über Horst Wessel zu schreiben plante. Der junge SA-Agitator war im Januar des vorigen Jahres getötet und von den Nazis zum Märtyrer hochstilisiert worden. Die Aufnahmezeremonie für Putzi und Ewers leitete Hitler persönlich; anwesend waren daneben Rudolf Hess und Ernst Röhm.

Zur gleichen Zeit erwog auch Hitler selbst einen bedeutsamen symbolischen Schritt. Trotz seiner politischen Erfolge war er immer noch österreichischer Staatsbürger und durfte daher in Deutschland kein Amt bekleiden. Dieses Problem liess sich möglicherweise dadurch umgehen, dass man ihm eine Professur an der Technischen Universität Braunschweig verschaffte. Diese war automatisch mit der deutschen Staatsbürgerschaft verknüpft. Putzi fand dies überaus amüsan. Hitler als Schulabbrecher hatte Bildung stets so sehr verachtet und war immer mit so ätzendem Spott über die «Professorentypen» hergezogen, dass Putzi nicht anders konnte, als ihn ein wenig aufzuziehen.

«Na, jetzt werden Sie doch selber bald Professor», witzelte er.

Das war zuviel für Hitler. Ausserdem bestand die Gefahr von Studentenprotesten gegen seine Ernennung. So entschied er sich schliesslich, im Februar 1932 die Staatsbürgerschaft durch Ernennung zum Regierungsrat des Freistaates Braunschweig zu erhalten.

**IM AUSLAND** weckte der politische Aufstieg Hitlers immenses Interesse. Die meisten Ausländer bewegte eine ganz einfache Frage: Bedeutete Hitler Krieg? An manchen Tagen erhielt Putzi mehr als hundert Anrufe von Journalisten, die um Erläuterungen zu Hitlers Reden baten. Gelegentlich vereinbarte Putzi Interviews, insbesondere mit Amerikanern und Briten, wenn Hitler nicht zu müde war.

Die amerikanischen Deutschlandkorrespondenten bildeten eine beachtliche Gruppe. Sie betrachteten es als ihre Aufgabe, ihr sich abschottendes Heimatland über die Aussenwelt aufzuklären. Die meisten waren helle Köpfe, wussten sich gewandt auszudrücken, sprachen Deutsch, kannten sich im Land aus und verfügten über Quellen, die mindestens genauso verlässlich waren wie die der Diplomaten, mit denen sie verkehrten. Viele von ihnen hielten sich seit mehreren Jahren in Berlin auf und konnten daher die Machtübernahme der Nazis aus eigener Anschauung schildern – einschliesslich der Personen und Ereignisse, die Europa und die Welt unausweichlich auf den Krieg zutrieben. Die 1930er Jahre, so schrieb John Gunther, der aus mehreren europäischen Ländern für die *Chicago Daily News* berichtete, «waren die Glanzzeit der amerikanischen Auslandsberichterstattung in Europa ... Die meisten von uns waren ununterbrochen auf Achse, trafen sich ständig, tauschten Informationen aus, sofften, kümmerten sich abwechselnd um die Wäsche und waren selbst als schärfste Konkurrenten die dicksten Freunde.»

Trotz – oder vielleicht wegen – seiner exzentrischen Art hinterliess Putzi bei den Englisch sprechenden Korrespondenten einen guten Eindruck. Manchmal wirkte er mit seinem fließenden Englisch und seiner intimen Kenntnis der amerikanischen Lebensart fast wie einer von ihnen. Ausserdem mochten sie ihn nicht nur, weil er ein leutseliger Zeitgenosse war, sondern

auch, weil er sie vorab von den Plänen der Nazis in Kenntnis setzte. Edgar Mowrer, der Berlin-Korrespondent der *Chicago Daily News*, war nicht der Einzige, den Putzi vor ein Rätsel stellte und der sich fragte, was dieser überhaupt bei den Nazis zu suchen hatte: «Gross, dunkelhaarig, gesegnet mit einer kultivierten Mutter aus Neu-England, schon in frühem Alter von der amerikanischen Gesellschaft geprägt, hätte er eigentlich nazisischer sein müssen», schrieb er. Und war es doch nicht. Putzi schien zwar wenig Wert auf die Naziideologie zu legen, doch nichtsdestotrotz «gelang es ihm sehr gut, die abstossenden Elemente des Nazismus für Gastkorrespondenten herunterzuspielen».

Putzis Pressekontakte waren in der Tat beeindruckend. Als besonders nützlich erwies sich seine Freundschaft mit William Randolph Hearst. Der amerikanische Zeitungsbaron, Vorbild für Orson Welles' *Citizen Kane*, hatte Putzis Mutter gekannt und mit seinem Vater Geschäfte gemacht. Hearst liess als Erster führende ausländische Politiker in seinen Zeitungen schreiben. Ihre Artikel erschienen zumeist sonntags in der Rubrik «Gang der Ereignisse». Mussolini – und seine Geliebte und Ghostwriterin Margherita Sarfatti – unterzeichneten im April 1930 einen Exklusivvertrag über zwölf Artikel für jeweils 1'500 Dollar. Der Präsident Argentiniens, General José Félix Uriburu, sowie der Führer Mexikos, Emilio Portes Gil, schrieben ebenfalls für Hearst.

Der dramatische Stimmengewinn der Nazis bei der Wahl von 1930 überzeugte den Pressemogul, dass Hitler der kommende Mann sei. So verpflichtete er ihn ebenfalls. Hitlers erster Artikel erschien am 28. September, zwei Wochen nach dem Urnengang. Er wurde in sämtlichen Zeitungen Hearsts eine ganze Woche lang vorangekündigt und war überschrieben mit: «Adolf Hitlers eigene Geschichte: Er erklärt, was Deutschland fehlt und wie er es zu heilen gedenkt.» Den Artikel illustrierte ein Foto von Hitler im Ledermantel. Putzi hatte die Sache eingefädelt, und zu seiner Freude gab ihm Hitler ein Drittel seines Honorars. In den folgenden Monaten schrieb Hitler weitere Artikel für Hearst, erwies sich jedoch als unzuverlässiger Lieferant. Zwar trieben die Hetztiraden des Naziführers die Auflage in die Höhe, aber

er hielt keinen Termin ein und lieferte zugesagte Exklusivartikel häufig überhaupt nicht. Oft gab er politische Erklärungen lieber auf öffentlichen Reden ab, als sie in Hearsts Blättern zu veröffentlichen. Doch dank Putzi gelang es dem Zeitungsbaron, einen Kanal zu ihm offenzuhalten.

Viele Presseleute rissen sich um ein Interview mit Hitler. Zu ihnen gehörte auch Putzis ehemalige Geliebte Djuna Barnes. Sie war mittlerweile eine bekannte Journalistin und Schriftstellerin. Im Oktober 1931 besuchte sie München in Begleitung ihres neuesten Partners, Charles Henri Ford. Djuna Barnes und Putzi waren trotz ihrer unerfreulichen Trennung in New York vor 15 Jahren in Verbindung geblieben. Die Barnes fand sich mehrmals in Putzis Haus ein, wo sie auch einmal Oswald Spengler traf. Putzi führte seine amerikanischen Gäste bei den Wittelsbachern ein und zeigte ihnen die Schlösser König Ludwigs II. Natürlich spielte er ihnen auch auf dem Klavier vor. Schliesslich drängte Barnes auf das Interview mit Hitler, das sie *Hearst's International-Cosmopolitan* anbot. Um Weihnachten herum telegrafierte die Zeitschrift zurück und bekundete Interesse. Dann jedoch eröffnete Putzi Djuna Barnes, Hitler wolle zwei Dollar für jedes gedruckte Wort – eine absurde Summe. Er liess allerdings im Dunkeln, wie viel er selbst einzustreichen gedachte. Sie musste dankend ablehnen.

Etliche andere Zeitungen jedoch waren bereit, Hitler oft bis zu 2'000, 3'000 Dollar pro Artikel zu zahlen. Damit verschafften sie ihm eine wichtige Einkommensquelle und finanzierten im Endeffekt seinen Wahlkampf. Hitler brauchte das Geld dringend. Wenn er im Hotel Kaiserhof logierte, war sein Mitarbeiterstab so gross, dass er oft ein ganzes Stockwerk mieten musste. Zusammen mit den Kosten für die Mahlzeiten konnte so bei einem einwöchigen Aufenthalt eine Rechnung von mehr als 10'000 Reichsmark auflaufen.

Obwohl Hitler auf die von Putzi vermittelten Einkünfte angewiesen war, gerieten sie doch häufig in Streit über die finanzielle Seite solcher Abmachungen. Hitler beklagte sich später, sein Auslandspressechef sei so versessen auf sein eigenes Honorar gewesen, dass er die Presseveröffentlichungen

des Naziführers nur als Geldbeschaffungsmassnahme statt als Forum politischer Ideen behandelt habe. Einmal bat Hitler ihn, einen zeitsensiblen Artikel so rasch wie möglich in der internationalen Presse zu lancieren. Doch Putzi verlor wertvolle Zeit mit dem Versuch, ein möglichst hohes Honorar dafür herauszuschlagen. Schliesslich gelang es ihm, den Text für 1'000 Pfund an einen Auslandskorrespondenten zu verkaufen, doch Hitler kochte vor Zorn über die Verzögerung und sagte den Deal ab.

«Hanfstaengl, machen Sie sich nicht rasend mit Ihrem Geiz! Wenn es mir darauf ankommt, dass der Artikel in der ganzen Welt gelesen wird, spielen finanzielle Überlegungen die geringste Rolle.»

Und Putzi sass da und fragte sich, wie er nun ohne die schon fest eingeplanten 1'000 Pfund über die Runden kommen sollte.

**EINER SOLCHEN EINLADUNG** konnte kein Journalist widerstehen: Im Dezember 1931 erhielt Louis P. Lochner, der kleine, kahlköpfige Leiter des Berliner Büros der Associated Press, das Angebot, Hitler im Hotel Kaiserhof zu treffen. Die Einladung war so formuliert, dass Lochner erwartete, mit dem Naziführer unter vier Augen sprechen zu können. Entsprechend verblüfft war er, als er bei seinem Eintreffen 25 bis 30 Kollegen aus mindestens einem Dutzend Ländern in dem Raum vorfand. Putzi bewies, dass er bereits einiges vom Handwerk eines PR-Managers verstand: Kein Journalist kann einem Exklusivangebot widerstehen.

Gleich zu Beginn der Pressekonferenz merkte Lochner, dass Hitler von Putzi sorgfältig auf die brennenden Fragen der Aussenpolitik vorbereitet worden war. Noch bevor überhaupt eine Frage gestellt werden durfte, hatte Putzi selbst eine in den Raum geworfen. «Einige Stunden danach», erinnerte sich Lochner später, «strotzte die internationale Presse vor zackigen, markigen, unmissverständlichen Sprüchen des Mannes, der bislang als Irrer und politischer Amokläufer gegolten hatte.»

Dank Putzis geschickter Regie konnte sich Hitler jetzt der Aufmerksamkeit sowohl der ausländischen Regierungen als auch der Zeitungsleser sicher

sein. Zu denen, die auf eine persönliche Begegnung mit dem Naziführer brannten, gehörte Dorothy Thompson, Journalistin, verheiratet mit dem Schriftsteller Sinclair Lewis, und eine der damals bekanntesten amerikanischen Reporterinnen. Sie hatte Hitler 1923, als dieser sich nach dem Putsch in Putzis Haus in Uffing geflüchtet hatte, interviewen wollen, war jedoch zu spät gekommen; die Polizei hatte Hitler kurz zuvor verhaftet. Nun hielt sie sich im Auftrag von *Hearst's International-Cosmopolitan* erneut in Europa auf und beschloss angesichts des erstaunlichen Wahlerfolgs der Nazis, einen weiteren Versuch zu unternehmen. Putzi kam ihrem Wunsch gerne nach.

Beiden Seiten war klar, dass sie das Interview nicht auf die leichte Schulter nehmen durften. Thompson war im Begriff, in Amerika zu einer äusserst einflussreichen Persönlichkeit zu werden, und die Nazis zeigten sich, wie sie feststellte, plötzlich sehr interessiert, im Ausland einen guten Eindruck zu hinterlassen. Hitler «ist in die allerhöchsten Kreise vorgedrungen», schrieb sie im *Cosmopolitan*. «Er verkehrt mit Industriellen. Er nimmt an Teegesellschaften von Prinzessinnen teil... verfügt über Propaganda- und Organisationsmittel von geschätzten 8'000 Dollar pro Tag». Dennoch wunderte sich Thompson über die hektischen Vorbereitungen für ihr Treffen, das, wie sie meinte, «nicht so ganz das war, was man von einem Mann erwarten würde, für den die Tat alles ist». Scharf zog sie auch über den homoerotischen Zug der Nazibewegung her – die «ondulierten Schwuchtel», wie sie sich ausdrückte, die «rosawangigen Mittelmässigkeiten», welche die Tugend der Kameradschaft zum Fetisch erhoben und «über die Aufgabe der Frau schwadronierten, dem Staat *Söhne* zu gebären».

Obwohl Putzi ihr das Interview verschafft hatte, fand Thompson für ihn keineswegs freundlichere Worte. Sie beschrieb ihn als «einen riesigen, nervösen, sprunghaften Clown ... Hektisch. Amüsant. Der merkwürdigste aller vorstellbaren Pressechefs für einen Diktator.» Ihre schärfsten Worte behielt sie sich jedoch für Hitler vor. Ihr erster Eindruck, als sie ihn quer durch die Hotelhalle eilen sah, begleitet von einem an Al Capone erinnernden Leib-

wächter, lautete: «Ein Mann, der eine Armee besitzt. Ein Mann, der Angst und Schrecken verbreitet.» Sie war so nervös, dass sie daran dachte, zu Riechsalz zu greifen.

Das Interview war gelinde gesagt eine Enttäuschung. Thompson fand Hitler schüchtern, fast peinlich berührt, und unfähig zu einem normalen Gespräch; er benahm sich wie auf einer Massenkundgebung und liess seiner verzweifelt bemühten Interviewerin kaum eine Chance, ihre Fragen anzubringen.

«In jeder Frage sucht er einen Aufhänger, um anschliessend vom Leder zu ziehen», klagte sie. «Dann fixieren seine Augen eine weit entfernte Ecke des Raums, etwas Hysterisches schleicht sich in seine Stimme, die sich manchmal zu einem Schreien steigert. Er vermittelt den Eindruck eines Mannes in Trance. Er schlägt auf den Tisch.»

Das in der Aprilnummer 1932 von *Hearst's International-Cosmopolitan* veröffentlichte Interview war eine vernichtende Kritik:

*«Als ich schliesslich Adolf Hitlers Salon im Hotel Kaiserhof betrat, war ich überzeugt, dem künftigen Diktator von Deutschland gegenüberzutreten. Nach nicht einmal fünfzig Sekunden war ich ganz sicher, dass dem nicht so war. Mehr Zeit brauchte es nicht, um die verblüffende Bedeutungslosigkeit dieses Mannes, der die Welt in Spannung versetzt hat, zu ermessen. Er ist konturlos, fast gesichtslos, ein Mann mit einem Ausdruck wie eine Karikatur, ein Mann, dessen Skelettaus Knorpel und nicht aus Knochen zu bestehen scheint. Er redet zusammenhanglos, hat eine schlechte Haltung, ist unsicher. Er ist der Inbegriff des kleinen Mannes ... Bei Hitlers Anblick sah ich ein ganzes Panorama deutscher Gesichter, Männer, die dieser Mann glaubt, künftig zu beherrschen. Und ich dachte: Mr. Hitler, Sie kriegen vielleicht bei der nächsten Wahl die fünfzehn Millionen Stimmen, die Sie erwarten. Aber fünfzehn Millionen Deutsche KÖNNEN sich irren.»*

Die verächtlichen Sätze über den Interviewten, die auch das Ausgangsmaterial des 1932 veröffentlichten Büchleins mit dem Titel *I saw Hitler* bildeten, hingen Thompson ewig an. Besonders bei ihren amerikanischen Kolle-

gen stiessen sie auf Kritik. William L. Shirer sah in ihnen «ein sehr überraschendes Urteil für eine derart erfahrene und scharfsinnige Berlin-Korrespondentin». John Gunther von der *Chicago Daily News* drückte sich noch schärfer aus; er bezeichnete ihren Bericht als «komisch-schrecklichen Faux-pas».

Als Thompsons Artikel erschien, hatten sich die Dinge für Putzi bereits dramatisch weiterentwickelt. 1932 würde *das* Wahljahr für Deutschland werden. Hindenburgs siebenjährige Amtszeit war abgelaufen, sodass ein neuer Reichspräsident bestimmt werden musste. Darüber hinaus standen Wahlen zu verschiedenen Länder- und Regionalparlamenten an. Ausserdem fanden zwei Reichstagswahlen statt – ein Zeichen der wachsenden politischen Instabilität, die der Demokratie in Deutschland bald den Garaus machen sollte. Der Aufstieg der Nazis einerseits und die anhaltend starke öffentliche Präsenz der Kommunisten andererseits sowie die Unfähigkeit der bürgerlichen Parteien, ihre Differenzen beizulegen, machten es unmöglich, eine stabile demokratische Regierung auf die Beine zu stellen. Im Laufe des Jahres verschlimmerte sich die Lage immer mehr. Vor dem Hintergrund der sich verschärfenden Wirtschaftskrise mit einer Arbeitslosenquote von fast 30 Prozent war für Hitler der Weg frei, der Weimarer Republik den Todesstoss zu versetzen.

In der ersten Wahl des Jahres 1932 am 13. Mai ging es um den Präsidentenposten. Hitler nahm seinen Wahlkampf mit dem für ihn typischen Sendungsbewusstsein in Angriff und begab sich auf eine umfangreiche Tour durch das ganze Land, um seine Botschaft unter die Leute zu bringen. Seine Mannschaft wechselte, doch bestimmte Männer waren immer dabei: sein Adjutant Wilhelm Brückner, ein bulliger, ehemaliger Hauptmann, Julius Schaub, ein weiterer Veteran mit einem Holzbein, der Hitler als Hausdiener, Sekretär und Mädchen für alles diente, Sepp Dietrich, Leibwächter und späterer SS-General, sowie Heinrich Hoffmann, der sich gerade ein lukratives Monopol auf Fotos von Hitler sicherte. Putzi gehörte schon zum Inventar, obwohl er die Wahlreisen als langweilig und chaotisch zugleich empfand.

In der ersten Zeit reiste der Trupp in einem grossen Autokonvoi.



Am Stadtrand nahm ihn jeweils ein Lotse in Empfang und führte ihn über Seitenstrassen zum Kundgebungsort, wo Hitler eine flammende Rede hielt. Diese Fahrten waren nicht ungefährlich; oft wurde die Kolonne von den örtlichen Kommunistensympathisanten angegriffen. Einmal falsch abgebogen, und sie landeten unversehens in einer Strasse voller roter Fahnen, durch die sich Hitler und seine Anhänger buchstäblich hindurchkämpfen mussten. In Nürnberg beispielsweise landete in einem ihrer Autos eine Bombe; in Bamberg durchsiebten Kugeln ein paar Windschutzscheiben. Hitler hatte stets einen Stadtplan zur Hand, um im Notfall rasch fliehen zu können. Bei einer Gelegenheit in Braunschweig hatte Emil Maurice versäumt, einen zu besorgen, worauf Hitler zu schimpfen begann. Erfreut sah Putzi, dass Emil sich davon nicht beeindruckt liess.

«Herr Hitler, wozu die Aufregung?», meinte sein langjähriger Fahrer. «Trösten Sie sich doch einfach mit Christoph Kolumbus!»

Darauf Hitler: «Was meinen Sie damit?»

«Na, Kolumbus hatte auch keine Karte, was ihn jedoch nicht hinderte, Amerika zu entdecken.»

Kommunisten und andere Gegner waren nicht das einzige Problem, mit dem sich die Truppe auf ihren ersten Fahrten herumschlagen musste. Hitler verbrachte beträchtliche Zeit damit, hinter verschlossener Tür das Hickhack zwischen den örtlichen Parteiflügeln – wie der Name schon sagte, gab es von Anbeginn die beiden Fraktionen der Nationalisten und der Sozialisten – zu überbrücken. Das ärgerte ihn oft: «Ich weiss genau, warum diese Gauleiter mich immer um meine Reden bitten. Sie mieten den grössten Saal der Stadt, können ihn selber aber nie füllen. Das besorge ich dann bis unters Dach, und sie stecken die Einnahmen in die Tasche, um ihre Schulden zu zahlen. Finanziell sind sie alle fertig, und ich muss nun in ganz Deutschland wie ein Irrer herumrasen, damit sie nicht bankrott gehen.»

Das Ganze lief ähnlich wie eine Musiktournee ab. Hitler traf in einer Stadt ein, gab seine Vorstellung, packte sein Bündel und zog weiter zum nächsten Schauplatz. Putzi ging die öde Geistlosigkeit dieses Herumziehens ziemlich auf die Nerven. Ergab sich unterwegs ein Treffen mit einer Person,

die für die Bewegung von Nutzen sein konnte, nahm Hitler diese Gelegenheit allein war. Er hielt nichts mehr davon, sich mit seinen Helfern zusammenzusetzen und eine Wahlkampfstrategie auszuarbeiten; er hörte lieber jeden einzeln an und traf dann seine Entscheidung.

Die ganze Zeit verfolgte Hitler, wie Putzi bemerkte, immer ausschliesslicher sein einziges Ziel: die alleinige, unumschränkte Macht. Anders als andere Politiker in den turbulenten letzten Tagen der Weimarer Republik gab er sich nicht damit ab, taktische Bündnisse oder Koalitionen mit anderen Parteien anzuknüpfen. Er war sich völlig im Klaren, welche Macht er mit seinen rednerischen Fähigkeiten über die Massen ausüben vermochte. Sie würden ihn, wenn er nur oft genug öffentlich auftrat, schliesslich ins Amt heben.

Putzi sah sich unterdessen wieder in die vertraute Rolle des Hofmusikers erhoben. Wenn Hitler wieder einmal einen Tag mit Reden und Besprechungen mit den örtlichen Gauleitern hinter sich hatte, verlangte er gegen Mitternacht oft erschöpft, Putzi solle etwas vorspielen. Putzi blieb in jenen Tagen keine Zeit zum Üben, dennoch spielte er dann etwa eine Stunde lang auf. Er begann etwa mit ein bisschen Bach oder Chopin oder einem seiner eigenen Märsche, hörte aber unweigerlich mit *Tristan und Isolde* und den *Meistersingern* auf. Er versuchte, Hitler auch modernere Stücke nahezu bringen, etwa das Klavierkonzert Nr. 2 von Rachmaninoff, doch dem starken Mann der Nazis war das zu gewagt. Allerdings entwickelte er eine unerwartete Leidenschaft für das Werk von Irving Berlin und verlangte von Putzi immer wieder die Klavierfassung von dessen russischem Wiegenlied. Putzi fand nicht den Mut, ihm zu sagen, dass Berlin Jude war. Wenn Putzi spielte, sass Hitler wie dösend da, vor Vergnügen buchstäblich glucksend, und seine Entourage wagte nicht zu stören. Solche Momente bildeten aber nur kurze Atempausen im Tourenstress.

Trotz seiner intensiven Wahlpropaganda war das Ergebnis der Präsidentschaftswahl für Hitler enttäuschend. Nach der Stimmenauszählung hatte er nur 30,1, Hindenburg dagegen 49,6 Prozent auf sich vereinigt. Der kommunistische Kandidat Ernst Thälmann war mit 13,2 Prozent auf dem dritten

Platz gelandet. Obwohl Hitler mit deutlichem Abstand geschlagen worden war, hatte er immerhin die absolute Mehrheit des greisen Präsidenten knapp verhindert und somit einen zweiten Wahlgang nötig gemacht. Dieser sollte am 10. April stattfinden.

Entschlossen, die enorme Lücke zu Hindenburg zu schliessen, beschloss Hitler, die Taktik zu ändern. Bislang war er mit Auto und Zug gereist, hatte daher höchstens zwei Versammlungen pro Abend bestreiten können. Nun entschied er sich trotz seiner tiefen Abneigung gegen das Fliegen, seinen Wahlkampf per Flugzeug zu führen. Man empfahl ihm den Lufthansa-Flugkapitän Hans Baur als erstklassigen Piloten, der in das Büro des Naziführers im Braunen Haus eingeladen wurde. Baur nahm die Herausforderung nur allzu gern an: Der erste Deutschlandflug wurde für den 3. April festgesetzt; nach dem Burgfrieden über Ostern war dies der erste Tag der Wiederaufnahme des Wahlkampfs. Zu Putzis Entsetzen musste auch er mitfliegen. Flugzeuge waren ihm noch weniger geheuer als Autos.

Die für den ersten Tag vorgesehene Route legte das hektische Tempo vor, das es die ganze Woche lang durchzuhalten galt. Zuerst flogen sie von München nach Dresden, wo Hitler eine halbstündige Ansprache hielt, dann weiter nach Leipzig, wo er in der berühmten Messehalle eine Kundgebung bestritt. Drei Viertelstunden später waren sie wieder in der Luft, diesmal mit Ziel Chemnitz. Die letzte Etappe führte sie nach Plauen, wo Baur eine erfolgreiche Nachtlandung durchführte. Am Ende des Tages nahm Hitler den grössten der Blumensträusse, die er tagsüber erhalten hatte, und überreichte ihn dem Piloten. Hitler hatte früher heftig unter Reisekrankheit gelitten; auf Baus Empfehlung hatte er sich diesmal nach vorne gesetzt und nicht die geringsten Probleme gehabt.

«Baur, Sie haben Ihre Sache gut gemacht», sagte Hitler zu ihm. «Von jetzt ab bin ich von Flugreisen begeistert.»

Putzi hatte darauf bestanden, dass ein Sitzplatz im Flugzeug immer einem Journalisten, oft einem ausländischen, vorbehalten blieb. Das hatte er sich von Franklin D. Roosevelts Wahlkämpfen abgeschaut. Diese Massnahme

diente angeblich der Berichterstattung über die Bewegung. Einige der eingeladenen Reporter hegten jedoch den Verdacht, ihre Anwesenheit sollte Putzi zu einer etwas belebteren Gesellschaft verhelfen. Der erste dieser Passagiere war Denis Sefton «Tom» Delmer. Er schrieb für den *Daily Express*, ein führendes britisches Boulevardblatt mit einer Auflage von zwei Millionen. Delmer sprach fließend Deutsch und war einer der scharfsinnigsten jungen Reporter seiner Generation. Er hatte Putzi beharrlich umworben und sogar eigens einen Bechstein-Flügel für seine Wohnung gemietet, um Putzi zum Vorbeikommen zu bewegen. Dieser Flug war seine Belohnung.

Putzi und Delmer fanden sich am 5. April als Erste am Flughafen Tempelhof ein. Es war ein grauer, regnerischer Morgen, als sich Hitlers Wahlkampftruppe auf dem Rollfeld um die gecharterte dreimotorige JU 52 sammelte. Heinrich Hoffmann, der offizielle Fotograf mit seinem ausgeprägten Hang zum Alkohol, war ebenfalls zur Stelle. Eingefunden hatte sich auch Prinz August Wilhelm von Preussen, der «spazierte», wie Delmer spöttisch bemerkte, «so kinnlos und X-beinig umher wie eh und je, scherzte und gab sich leutselig gegen jedermann». Dann fuhr Goebbels in einem nagelneuen, erst diesen Morgen gelieferten beige-braunen Mercedes-Cabrio vor. Ihn begleitete seine schöne, junge Frau Magda, «überaus attraktiv, unproletarisch und sehr wenig nazihaft in ihrem schwarzen Persianermantel und der kleinen Persianerkappe, die flott auf ihrem weizenblonden Haar sass». Ein paar Minuten später kamen zwei schwarze Mercedes-Limousinen heran und entliessen Hitler und sein SS-Begleitkommando auf das Rollfeld.

Magda Goebbels eilte zu Hitler, nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinüber zu ihrem neuen Auto.

«Mein Führer», rief sie aus. «Sie müssen ihn einfach ausprobieren. Er ist traumhaft.» Also fuhr der Chauffeur der Goebbels' mit Hitler, dem grossen Automobilkenner, ein paar Runden auf der Rollbahn. Er kehrte gebührend beeindruckt zurück und bezeichnete den Wagen als «wundervoll». Und damit erklimmte er nach allen Seiten lächelnd und grüssend die Gangway und bestieg das Flugzeug. Delmer, Putzi und die anderen folgten.

Im Heck gleich an der Tür sassen Sepp Dietrich, der Chef der Leibwache, und vier oder fünf seiner Männer. Diese waren zweifelsohne harte Kerle, doch einige wirkten in Delmers Augen für Leibwächter seltsam zart und feminin. Noch verblüffter war er, als sie Fotos aus ihren Brieftaschen hervorholten und unter Ausrufen wie: «Ist er nicht süß?» herumzeigten. Delmer sah in ihrer Abordnung die Handschrift Ernst Röhms, des schillernden SA-Führers, dessen Homosexualität ein kaum verhohlenes Geheimnis war.

Zu den weiteren Passagieren des Flugzeugs neben Hitler und Goebbels gehörten Brückner, Schaub und Willi Krause, ein Reporter der von Goebbels herausgegebenen Zeitung *Der Angriff*. Am anderen Ende der Kabine sass der Prinz. Er hatte eine grosse Schachtel Pralinen mitgebracht, die er herumgehen liess. Trotz seiner legendären Vorliebe für Süsses lehnte Hitler als Einziger ab. Dem Prinzen gegenüber sass Goebbels Sekretär, der bärtige Karl Hanke. Putzi hatte hinter ihm Platz genommen. Er war zwar verpflichtet mitzukommen, fand das Ganze jedoch äusserst unbequem, brachte er doch seinen langen Körper nur unter Schwierigkeiten in der beengten Kabine unter. Wie Hitler neigte er zur Reisekrankheit und sprenkelte sich reichlich Yardleys Lavendelwasser über Hände und Gesicht, um den Gestank von Flugbenzin und heissem Gummi zu übertünchen. Jedes Mal, wenn Delmer sich umdrehte, sah er Putzi sich die Hände reiben und an die Nase halten.

Für Hitler war das zu viel. «Hanfstaengl, dieses Zeug, was Sie da haben, riecht schlimmer als das Zimmer einer Bordellwirtin», beschwerte er sich. «Stecken Sie's weg.» Danach musste Putzi mit Riechsalz vorliebnehmen – und seine Kameraden waren sich nicht zu fein, gelegentlich verstohlen auch eine Nase voll zu nehmen. Es wäre «sehr unnationalsozialistisch» gewesen, wie Putzi spöttisch bemerkte, reisekrank zu werden.

Obwohl sich Putzi wenigstens ab und an mit Gesprächspartnern wie Delmer unterhalten konnte, bedrückte ihn das Unternehmen doch ziemlich. Seiner Mitreisenden war er bald überdrüssig – ein «dummer, amüsischer, unzi-

vilisierter Haufen». Auch störte ihn, dass sie viele Städte besuchten, ohne sich Zeit für das örtliche Museum oder die Besichtigung historisch bedeutender Bauwerke zu nehmen. Manchmal konnte man Putzi auf dieser unendlichen Reise über ein paar Bildpostkarten von Goethes Arbeitszimmer in Weimar brüten sehen, die er in der Hosentasche mit sich trug.

Hitler sass derweil auf dem Mechanikersitz neben dem Piloten, der schnell zu seinem Stammplatz werden sollte. Und dort blieb er den ganzen Flug lang, döste – oder tat so – oder blickte aus dem Fenster oder in seine Landkarte. In die Ohren hatte er sich Watte gestopft. Delmer zufolge buhlten alle – mit Ausnahme seiner selbst, Putzis und der Leibwächter – um Hitlers Aufmerksamkeit. Sie zeigten ihm Zeitungsartikel oder liessen Bemerkungen vom Stapel, die ihren Eifer für die nationalsozialistische Sache beweisen sollten. Hitler zeigte sich von nichts und niemandem beeindruckt; er sprach kaum ein Wort, und wenn irgendein Parteimitglied ihn ins Gespräch zu ziehen suchte, zog er sich hinter eine Zeitung oder ein anderes Schriftstück zurück.

Delmer vermochte diesen stillen, teilnahmslosen Mann im Flugzeug kaum mit dem Hitler in Einklang zu bringen, den er gerade auf der Rollbahn erlebt hatte. Hitler erinnerte ihn an einen «müden und nicht sehr erfolgreichen Handelsvertreter, der mit seinen Mustern zu einem Kunden flog, welcher keine grosse Lust hatte, sie anzusehen.» War dies etwa der wahre Hitler, so fragte sich Delmer, und der andere, vertrautere, nur «das Produkt einer unglaublichen Anstrengung von Wille und Phantasie»?

Nach der Landung im ostdeutschen Stolpe, ihrer ersten Station, kam wieder der altbekannte Hitler zum Vorschein. Der Wahlkampf war eine hektische Angelegenheit; der Trupp verliess das Flugzeug und fuhr eilends zu einer leerstehenden Fabrikhalle, wo schon seit einigen Stunden die Massen warteten. Weil Putzi darauf bestand, sprang Delmer aus dem Auto und rannte Hitler hinterher, um sich einen guten Platz in der überfüllten Halle zu sichern. Sie mussten sich durch einen Pulk aus ausgestreckten Armen und jubelnden Bewunderern hindurchkämpfen. Wie ein amerikanischer Football-Spieler beim Blocken setzte Putzi seine Körpermasse ein, um sich

im Getümmel zwischen die Anhänger und Hitler zu quetschen. Nachdem dieser geendet hatte, verliess er so schnell wie möglich die Bühne, und für Putzi, Delmer und die übrige Gefolgschaft begann wieder dieselbe wilde Hetzjagd zum Flugzeug. Und so ging es die nächsten Tage weiter – ein fliegender Zirkus kreuz und quer durch Deutschland.

In diesem zweiten Wahlgang bewies Hitlers neue Wahlkampfstrategie ihren Wert. Hindenburg siegte zwar mit 53 Prozent der Stimmen, doch Hitler hatte seinen Anteil auf 37 Prozent erhöht – das waren 13 Millionen Stimmen und damit zwei Millionen mehr als im ersten Wahlgang. Thälmann bekam nur noch gut zehn Prozent.

1932 waren die Nazis endgültig keine obskure, anrühige Sekte mehr, sondern eine Massenpartei, die auf die Unterstützung eines Drittels der Bevölkerung zählen konnte. Zum Feiern blieb jedoch wenig Zeit: Für den 24. April waren in Preussen, Bayern und mehreren anderen Ländern Wahlen angesetzt, und wieder bestieg Hitler das Flugzeug. Nach einigen Tagen charterte die Partei eine zweite Maschine für Sepp Dietrich und einen der beiden Journalisten. Diese flogen voraus und informierten Hitler bei seiner Ankunft über die Lage, bevor sie zur nächsten Station abflogen.

EINES TAGES, als Hitlers Maschine wieder zu Hause auf dem Münchner Oberwiesenfeld gelandet war, wartete auf Putzi ein Telefongespräch. Am Apparat war Randolph Churchill, der Sohn des künftigen britischen Premierministers. Winston Churchill sass zu dieser Zeit nicht in der Regierung, sondern als Hinterbänkler im Parlament. Putzi hatte einen guten Draht zu Randolph; der damalige Berichterstatter für die *Daily Mail* war schon ein paar Mal in Hitlers Flugzeug mitgeflogen.

«Meine Mutter und mein Vater sind da, und es wäre schrecklich nett, wenn Sie und Ihr Chef heute Abend zu einem kleinen Souper ins Hotel Continental kämen», lud ihn Randolph Churchill ein.

«Natürlich wäre das schön», erwiderte Putzi. «Ich werde mein Möglichstes versuchen, aber natürlich ist Hitler sehr beschäftigt.»

Hitler war bereits in die Stadt gefahren. Deshalb nahm Putzi ein Taxi und raste ins Braune Haus. Er warf rasch seine Tasche in sein winziges Büro und ging Hitler suchen. Er fand ihn in seinem erheblich grösseren Eckbüro bei der Lektüre eines Stapels Zeitungen.

«Es hat sich etwas sehr Wichtiges ergeben», eröffnete ihm Putzi. «Winston Churchill ist hier. Das ist der Vater von dem jungen Mann, der mit uns geflogen ist. Sein Sohn hat ihm schon viel erzählt.» Es sollte ganz leger zugehen, versicherte Putzi Hitler. Winston Churchill habe seine Familie mitgebracht, sodass man nicht auf politische Diskussionen beschränkt sei. Man könne sich über Albrecht Dürer, Richard Wagner und alle anderen Helden der deutschen Walhalla unterhalten. Churchill senior sei auch ein guter Sänger; er könne, von Putzi auf dem Klavier begleitet, schottische Lieder zum Besten geben.

Hitler jedoch lehnte ab: Er müsse noch Akten durchgehen. «Nein, ich habe zu viel zu tun», behauptete er.

Doch Putzi liess sich nicht so leicht abwimmeln. Winston Churchill sei der kommende Mann, so betonte er, und dies sei eine Jahrhundertchance, der erste Schritt hin zu einer künftigen britisch-deutschen Allianz, von der Bismarck nur hätte träumen können.

«Ich flehe Sie an», fuhr er fort. «Gehen Sie nach Hause, rasieren Sie sich, ziehen Sie ein ordentliches Hemd an und kommen Sie heute Abend mit mir. Wir werden uns sehr gut unterhalten. Er ist ein echter englischer Gentleman. Und seine Frau ist bezaubernd. Sie freuen sich wirklich sehr darauf, Sie kennenzulernen.»

Doch Hitler beharrte, er habe zu viel Arbeit. Und wer war schon dieser Churchill? Nur ein Hinterbänkler ohne wirkliche politische Macht.

In seiner Verzweiflung über diese womöglich vergeudete Gelegenheit schlug Putzi einen Kompromiss vor. Hitler solle doch einfach nach dem Essen zum Kaffee vorbeischaun. Doch der liess sich nicht erweichen. Putzi schrieb das Hitlers Minderwertigkeitskomplex zu. In seinem Element war der Naziführer nur, wenn er eine Menschenmasse zu Wachs in seinen Hän-



den machen konnte. In persönlichen Begegnungen jedoch, insbesondere mit so profilierten Politikern wie Churchill, fühlte er sich äusserst unwohl.

Putzi begab sich später trotzdem ins Hotel Continental, entschuldigte sich für Hitler und behauptete, dieser werde vielleicht später erscheinen. Offensichtlich in Erwartung ihrer Begegnung mit dem Naziführer hatten die Churchills in einem Nebenraum decken lassen. An der langen Tafel nahm ausser den Gastgebern etwa ein halbes Dutzend Personen Platz. Bald kam das Gespräch auf Politik. Putzi umriss die Ansichten der Nationalsozialisten; das bolschewistische Russland sei die Hauptgefahr für Deutschland. Churchill hörte Putzi an, kritisierte jedoch Hitlers Antisemitismus. Putzi mühte sich, diesen Aspekt in möglichst sanftem Licht erscheinen zu lassen, doch Churchill genügte das nicht.

«Sagen Sie Ihrem Chef, Antisemitismus mag für den Anfang taugen, nicht aber auf Dauer», antwortete er.

Die Atmosphäre blieb dennoch herzlich, als mit den Zigarren Kaffee und Cognac serviert wurden. Dann, gegen zwei Uhr morgens, lehnte sich Churchill in seinem Sessel zurück und fragte Putzi hinter vorgehaltenem Cognacschwenker in fast verschwörerischem Ton, was Hitler von einem Bündnis zwischen Britannien und Deutschland halte. Der Gedanke durchzuckte Putzi wie ein Blitz: Ein solches Bündnis würde Hitler nicht nur Ansehen im Ausland verschaffen, sondern ihn auch in Schach halten und vor seinen eigenen, zuweilen absurden und gefährlichen Ideen schützen.

«Was halten Sie von Italien?», fragte Putzi zurück.

«Nein, nein, wenn ein Club allzu viele Mitglieder hat, ist es kein Club mehr», wehrte Churchill ab.

Das Essen verlief ganz nach Putzis Erwartungen, aber Hitler kam natürlich nicht. So gab Putzi vor, seine Frau anrufen zu müssen, ging in eine Telefonzelle in der Hotelhalle und rief im Braunen Haus an. Hitler war nicht da. Zu Hause war er auch nicht, wie seine Haushälterin Anny Winter versicherte. Kaum war Putzi enttäuscht aus der Kabine getreten, als er wenige Schritte vor sich Hitler auf der Treppe erblickte. Bekleidet mit einem grünen

Hut und einem schmutzigen hellen Trenchcoat verabschiedete er sich gerade von Görings holländischem Freund und Gönner der Nazipartei.

«Was tun Sie hier, Herr Hitler?», zischte Putzi ihm zu. «Ist Ihnen denn nicht klar, dass die Churchills im Restaurant sitzen und Sie gesehen haben könnten? Sie erwarten Sie zum Kaffee und würden dies als gezielten Affront ansehen!»

Hitler begann wieder Ausflüchte zu machen, er sei nicht rasiert und müsse deshalb nach Hause fahren. Putzi wollte behaupten, er habe mit Hitler telefoniert und dieser werde in etwa einer Stunde kommen. «Ich werde Klavier spielen und sie wenn es sein muss bis zum Frühstück hier festhalten», knurrte er.

Trotz Hitlers Widerwillen hatte er die Hoffnung noch nicht ganz aufgegeben und betrat wieder das Separee. Er setzte sich ans Klavier und hämmerte los – «Londonderry Air» und eine Auswahl schottischer Lieder sowie ein paar seiner eigenen Football-Märsche. Der Cognac löste Churchills Zunge, und bald sang er mit, ebenso wie Putzi in seinem besten Hasty-Pudding-Falsett.

Zu Churchills Enttäuschung und Putzis Empörung liess sich Hitler nicht blicken. Als Putzi in den frühen Morgenstunden nach Hause kam, fand er eine Nachricht vor, dass man um sieben Uhr zu einem wichtigen Treffen nach Nürnberg abfahren werde. Der wichtige Gesprächspartner war Julius Streicher, Herausgeber des antisemitischen Hetzblattes *Der Stürmer*.

Der Wagen mit Maurice am Steuer hielt um Punkt sieben draussen vor der Tür. Hitler sass bereits auf dem Beifahrersitz, doch Putzi wollte ihn wegen seines gestrigen Fernbleibens nicht so einfach davonkommen lassen.

Er lehnte sich vor und sagte: «Sie hätten dabei sein sollen. Er hat mir unter anderem ein Bündnisangebot unterbreitet mit der Bitte, Sie sollten es sich überlegen. Ausserdem die besten Wünsche für die Wahl.»

Falls Hitler eine Anwandlung von Reue empfand, zeigte er es nicht. «Pah, was spielt Churchill denn schon für eine Rolle?», knurrte er. «Er sitzt in der Opposition, und keiner kümmert sich um seine Ansichten.»

«Von Ihnen könnten heute manche dasselbe behaupten», gab Putzi scharf zurück.

Und damit war die Diskussion beendet. Die Churchills blieben noch ein paar Tage länger in München, doch Hitler versuchte nicht, mit ihnen Kontakt aufzunehmen. In Putzis Augen hätte dieses Treffen, hätte es denn stattgefunden, den Lauf der Geschichte verändern können. Zumindest, so glaubte er, wäre eine solche Begegnung eine «Freude für die Historiker» gewesen.

**HITLERS MASSIVE WAHLPROPAGANDA** zahlte sich aus. Bei den Landtagswahlen am 24. April 1932 wurden die Nazis in Preussen die mit Abstand stärkste Partei und erhöhten die Zahl ihrer Landtagsmandate von nur sechs im Jahr 1928 auf unglaubliche 162. In Bayern erhielten sie 32,5 Prozent und damit nur 0,1 Prozent weniger als die regierende BVP. In Anhalt erzielten sie sogar 40,9 Prozent.

Dann rückte mit dem 31. Juli die erste der beiden Reichstagswahlen dieses Jahres heran – wieder eine Chance für die Nazis. In Deutschland regierte seit 1930 eine Koalition unter Führung von Kanzler Heinrich Brüning von der katholischen Zentrumspartei. Brüning hatte für die strenge Sparpolitik, die er durchsetzen wollte, keine stabile Parlamentsmehrheit gefunden. Reichspräsident Hindenburg setzte die üblichen demokratischen Regeln ausser Kraft und erlaubte Brüning, mit Notverordnungen zu regieren. Ende Mai 1932 jedoch erschien Brüning dem Reichspräsidenten nicht mehr fügsam genug. Er ersetzte ihn durch den nationalistischen Franz von Papen, einen weltmännischen ehemaligen Diplomaten. Doch auch Papen erhielt im Reichstag wenig Rückendeckung und bat Hindenburg, kraft seiner verfassungsgemässen Befugnisse das gerade neugewählte Parlament aufzulösen. Hindenburg kam Papens Wunsch nach.

Doch statt die wachsenden Probleme Deutschlands zu lösen, machte die Juliwahl alles nur schlimmer. Die Nazis gewannen 230 der 608 Sitze und waren damit die bei Weitem stärkste Partei im Reichstag. Obgleich Hitler die erhoffte absolute Mehrheit nicht erreicht hatte, konnte er dennoch erwar-

ten, zum Kanzler ernannt zu werden. Doch Hindenburg misstraute Hitlers Absichten zutiefst und verweigerte die Ernennung. Wie er Papen gestand, war er darauf gefasst, «den böhmischen Gefreiten» in der Regierung zu sehen, konnte ihn jedoch als Kanzler nicht gutheissen. Hitler wollte sich allerdings mit nichts Geringerem zufriedengeben. Die Vorstellung des Naziführers als Vizekanzler in einem von den bürgerlichen Parteien beherrschten Kabinett war mit Goebbels' Worten «zu grotesk, um ernst genommen zu werden».

Eine neue Krise erschütterte also das politische System. Papen blieb zwar Kanzler, doch die Nazis und ihre kommunistischen Erzfeinde verfügten zusammen über eine Mehrheit im Reichstag, die alles blockieren konnte. Papen und seine Berater sahen als einzigen Ausweg, das Parlament erneut aufzulösen, die Neuwahlen so weit wie möglich hinauszuzögern und der Regierung weitreichende Sondervollmachten zu erteilen. Dazu war Hindenburg schnell bereit. Das Ergebnis wäre ein autoritärer, aber wenigstens nicht von den Nazis beherrschter Staat gewesen.

Doch von Papen verlor die Nerven. Als der Reichstag am 12. September zusammentrat, unterstützten die Nazis und mehrere andere Parteien ein von den Kommunisten eingebrachtes Misstrauensvotum. Unter dem Vorsitz des neugewählten Parlamentspräsidenten Hermann Göring musste die Regierung eine demütigende Abstimmungsniederlage von 512 zu 42 hinnehmen, noch bevor Papen das Auflösungsdekret bekanntgeben konnte. Bei der zwei Tage später stattfindenden Kabinettsitzung herrschte die Einsicht, zu diesem Zeitpunkt dürfe man sich keinesfalls ein nicht verfassungsgemässes Vorgehen leisten, und so beschloss man als letztmöglichen Termin für die Neuwahlen zum Reichstag den 6. November festzulegen.

Hitler warf sich mit Elan in den fünften und letzten Wahlkampf des Jahres. Wieder setzte er auf das Flugzeug, um seine Ideologie unter die Leute zu bringen. Am heftigsten wettete er gegen Papen und den kleinen Kreis der «Reaktionäre», die ihn an der Macht hielten – in Hitlers Augen eine empörende Schande, da die Reichstagswahl vom September doch den man-

gelnden Rückhalt der Regierung Papen in der Bevölkerung bewiesen habe. Die Wähler waren nach all den Abstimmungen wahlmüde und die Kasse der Nazis nach den zahlreichen Propagandaschlachten dieses Jahres leer. Doch Hitler peitschte sein mörderisches Programm von Kundgebungen und Reden durch. Putzi war wieder an seiner Seite.

In den letzten Tagen des Wahlkampfs hatte Putzi eine weitere unerwartete Begegnung. Er hielt sich gerade mit Hitler und anderen Parteigenossen im Hotel Kaiserhof in Berlin auf, als er die Nachricht erhielt, ein Amerikaner namens John Franklin Carter wolle ihn sehen. Der Name sagte Putzi überhaupt nichts, doch aus Neugier willigte er ein.

Carter, ein sympathischer junger Journalist Anfang 30, erklärte, er überbringe Putzi Grüße von seinem ehemaligen Harvardkommilitonen Franklin Delano Roosevelt. Roosevelt schlug gerade die letzten Schlachten gegen Herbert Hoover um das Weisse Haus. Er habe Putzi nicht vergessen und erinnere sich gerne an dessen frühmorgendliche Klavierkonzerte im Harvard Club in New York, wie Carter erzählte. Darauf folgte ein seltsames Ansinnen: Laut Carter wusste Roosevelt, dass Hitler der kommende Mann in der deutschen Politik sei, hoffte jedoch, dass Putzi als sein Berater in Auslandsangelegenheiten sein Möglichstes tue, um ihn vor Unbesonnenheit oder Hitzköpfigkeit zu bewahren.

«Denken Sie an Ihr Klavier und versuchen Sie, das Pianopedal zu betätigen, wenn die anderen zu grob in die Tasten hauen», riet ihm Carter. «Bitte setzen Sie sich gleich mit unserem Botschafter in Verbindung, damit wir beizeiten Mittel und Wege finden, um Schlimmeres zu verhüten.»

Doch entgegen Roosevelts Besorgnis schien es, als hätten die Nazis den Gipfel bereits überschritten. In den Tagen vor der Wahl vom 6. November verlor die Partei erheblich an Zulauf, und selbst Hitler fiel es schwer, die Säle zu füllen. Die Führung stellte sich insgeheim schon auf eine Schlappe ein – auch wenn die Propagandamaschinerie weiter auf vollen Touren lief.

Als die Stimmen nach der Wahl ausgezählt wurden, bestätigte sich, dass der scheinbar unaufhaltsame Aufstieg der Nazis gebrochen war. Sie erhielten zwei Millionen Stimmen weniger als im Juli; ihr Anteil war von 37,4 auf 33,1 Prozent zurückgegangen. Die Anzahl ihrer Sitze im Reichstag fiel von 230 auf 196. Viele Deutsche waren der Propaganda Hitlers offensichtlich überdrüssig und hatten sich wieder den klassischen «bürgerlichen» Parteien zugewandt. Auch die Kommunisten hatten stärkeren Zulauf; sie brachten es auf 100 Sitze, 11 mehr als im Juli.

Das Ergebnis nützte Kanzler von Papen aber nichts. Er klammerte sich mit aller Macht an sein Amt und brachte erneut eine breite nationalistische Koalition mit Hitler als Juniorpartner ins Spiel. Doch dieser wollte davon nichts wissen. Obendrein sägte Papens eigener Reichswehrminister von Schleicher an dessen Stuhl. Dem einflussreichen General hing der völlig verdiente Ruf eines Meisters der Intrige an, und er stand Hindenburg seit Langem nahe. Papen sah sich mangels Unterstützung ausserstande, eine stabile Regierung zu bilden, und trat zurück – nur, um erbost erleben zu müssen, dass am 3. Dezember Schleicher zum Kanzler ernannt wurde.

Als ein nach eigenem Bekunden «sozial eingestellter General» machte sich Schleicher daran, ein Bündnis mit den sozialdemokratischen Gewerkschaften zu schmieden, und nahm Geheimgespräche mit Gregor Strasser auf. Der beliebte und einflussreiche Linke der Nazipartei war einer der wenigen echten Rivalen Hitlers. Putzi als unbeteiligter Beobachter all dieser Intrigen erhielt Insiderinformationen über Schleichers Ansichten von Tom Delmer vom *Daily Express* und gab sie an Hitler weiter. Der bezichtigte Strasser wutentbrannt des Verrats.

Schleichers Strategie ging nicht auf. Seine Zugeständnisse an die «Gewerkschaftsachse» brachten nicht wie erhofft die Sozialdemokraten auf seine Seite, sondern nur die Unternehmerschaft gegen ihn auf. Auch die Grossgrundbesitzer protestierten wütend gegen die geplante Siedlungspolitik Schleichers. Auch Strasser wies die Avancen Schleichers zurück, allerdings erst nach einer erbitterten Kraftprobe mit Hitler, der ihm seinen Verrat

niemals verzieh. Der bekannte Hang des Generals zu Komplotten verstärkte nur das Misstrauen, das viele ihm entgegenbrachten.

Papen unterdessen sann auf Rache an Schleicher und war fest entschlossen, Hitler dafür einzuspannen. Bei mehreren Treffen ab Mitte Dezember räumten die beiden Männer ihre Differenzen aus und vereinbarten, gemeinsam eine Koalitionsregierung zu führen. Durch die Unterstützung prominenter Industrieller wie Alfried Krupp und Fritz Thyssen ermutigt, traten sie an Präsident von Hindenburgs Sohn Oskar heran und gewannen ihn als Kontaktmann zu seinem Vater.

Schleicher schwante viel zu spät, wie kritisch seine Lage war. Am 23. Januar sprach er beim Präsidenten vor. Er gestand ein, dass er für seine Regierung keine Mehrheit finden können, und bat um die Ermächtigung, den Reichstag aufzulösen, den Notstand zu erklären und sowohl die Nazis als auch die Kommunisten zu verbieten. Diesmal weigerte sich Hindenburg. Als die Nachricht von Schleichers Absichten an die Presse durchsickerte, gab es einen öffentlichen Aufschrei.

In den Tagen darauf drehte sich das Intrigenkarussell immer schneller. Papen suchte im nationalistischen Lager nach Bündnisgenossen für die von ihm geplante Koalition, Schleicher machte einen letzten Versuch, sich durchzusetzen, und Hindenburg vermied es tunlichst, irgendeiner Seite nachzugeben. Am 28. Januar konnte der Präsident eine Entscheidung nicht länger hinauszögern. In einer der schicksalhaftesten politischen Weichenstellungen des 20. Jahrhunderts gab er trotz aller Skepsis seine Zustimmung zu dem von Papen und Hitler ausgeheckten Plan.

Zwei Tage später wurde Hitler zum Reichskanzler und von Papen zu seinem Vize sowie zum Ministerpräsidenten von Preussen ernannt. Nur ein Jahrzehnt nachdem Putzi den damals unbekanntem Hitler in einem Münchener Brauhauskeller zum ersten Mal erblickt hatte, war dieser zum mächtigsten Mann Deutschlands geworden – und Putzi sollte an seiner Seite sein.

## **Teil 3**

### **DIE STIMME SEINES HERRN**



## 9

**DIE MELODIE VON «JUNGE HELDEN»**, einem von Putzis Märschen, begleitete den Fackelzug der dichtgedrängten Reihen von SA und SS durch die Wilhelmstrasse im Herzen Berlins. Am 30. Januar 1933 marschierten 25'000 uniformierte Gefolgsleute Hitlers von 19 Uhr bis Mitternacht durch das Brandenburger Tor und an der Reichskanzlei vorüber. In den Strassen wogte ein Meer von Fahnen und Fackeln; Triumph und Jubel herrschte allerorten. Hinter einem geschlossenen Fenster seines Palais blickte Reichspräsident von Hindenburg, angetan mit seinem üblichen schwarzen Rock, mit grimmiger, unbewegter Miene über die Szenerie. Er stand kerzengerade und bewegungslos, nickte den Marschierern kaum zu. 50 Meter weiter in der Reichskanzlei stand der Mann, dem die Verehrung der Massen galt: Adolf Hitler. Der Widerschein der Fackeln spielte auf ihm; eine Zeitung schilderte diesen Anblick als «Gloriole aus Licht für den Mann, den das junge Deutschland als seinen Erlöser betrachtet». Von Zeit zu Zeit beugte sich Hitler über das Geländer, die rechte Hand zum Nazigruss erhoben.

Die Menge war bereits am Nachmittag zusammengeströmt. Göring war als Erster aus der Reichskanzlei herausgetreten, um die Neuigkeit von Hitlers Ernennung zum Reichskanzler zu verkünden. Nur Augenblicke später fuhr dieser selbst in einem offenen Wagen aus dem Tor; er stand aufrecht und wurde mit Beifall überschüttet. Putzi hatte einen Grossteil der Feierlichkeiten versäumt, da er ständig am Telefon hing und den Informations hunger ausländischer Journalisten stillte. Zudem meldeten sich Dutzende vergessener Bekannter von früher; angeblich waren sie mit Putzi zur Schule

gegangen oder schon seit jeher eng mit der Familie befreundet. Dennoch gelang es ihm schliesslich, sich loszueisen und sich zu den Zuschauern zu gesellen, die sich erwartungsvoll in der ersten Etage des Kaiserhofs drängten und darauf warteten, dass Hitler von seiner Unterredung mit dem Präsidenten zurückkehrte.

«Jetzt sind wir so weit», verkündete dieser, als er schliesslich aus dem Fahrstuhl trat und seine Anhänger sich um ihn scharten. Sogar die Kellner und Zimmermädchen drängten sich in seine Nähe, um ihm die Hand zu schütteln.

Putzi behauptete später: «Der Lärm und die Aufregung des 30. Januar 1933, an dem die NSDAP an die Macht kam, erregten mich eigentlich merkwürdig wenig.» Immerhin musste er schmunzeln, als er Joachim von Ribbentrop erblickte. Der ehemalige Weinimporteur hatte in die Familie Henckell eingeheiratet und war gerade erst zu den Nazis gestossen. Jetzt stolzierte der Leiter der Berliner Niederlassung des Sektherstellers mit «Bismarckschem Gehabe» umher. Göring, in seiner glänzendsten Uniform, war überall zugleich. Putzi erlaubte sich sogar einen kleinen Scherz auf Hitlers Kosten: «Nun, Herr Reichskanzler», sprach er Hitler an, «jetzt brauche ich Sie wenigstens nicht mehr mit Herr Regierungsrat anzureden.»

Gemessen an den Regelungen der Verfassung bliesen der Fackelzug und der ganze übrige Nazipomp die Bedeutung des Ereignisses übertrieben auf. Genau besehen war am 30. Januar lediglich eine offenbar instabile Regierungskoalition durch eine andere ersetzt worden – ein nur allzu häufiger Vorgang in der Weimarer Republik. Hitler war zwar Kanzler geworden, doch darüber hinaus verfügten die Nazis nur über zwei weitere Kabinettsposten: Wilhelm Frick war Innenminister, der hochdekorierte Fliegerheld Göring Reichskommissar für Luftfahrt sowie Reichskommissar für das preussische Innenministerium. Papen sollte aufgrund seiner besonderen Beziehung zu Hindenburg weiterhin eine herausragende Rolle in der Regierung spielen. Seine Anhänger und er gratulierten sich sogar dazu, dass sie Hitler vor ihren Karren gespannt und ihn zu einer Marionette der Industriellen und Landjunker gemacht hätten. Auch die erfahrenen konservativen

Minister der Ressorts Aussenpolitik, Finanzen, Wirtschaft, Arbeit und Landwirtschaft blieben im Amt.

Die amerikanische und britische Presse teilte grösstenteils Papens Ansicht, war jedoch vielfach bereit, den neuen Reichskanzler nach der Maxime «im Zweifel für den Angeklagten» zu beurteilen. «Hitler hat die Macht nicht ergriffen wie Mussolini, sondern er hat sie angenommen. Das ist ein Unterschied», schrieb der *Daily Express* in einem Leitartikel mit der Überschrift «Hitlers Stunde» und fragte: «Was wird er jetzt tun?... Scharlatan oder Held? Viele haben Hitler das eine und das andere genannt. Der Gang der Ereignisse wird zeigen, welche Bezeichnung die Geschichte ihm bestimmt.» Die Londoner *Times* wiederum fand es beruhigend, dass Aussenminister Konstantin Freiherr von Neurath und Finanzminister Graf Schwerin von Krosigk im Amt geblieben waren.

Die *New York Times* irrte sich noch mehr: In ihrem Leitartikel vom selben Tag sagte sie voraus, jeder Versuch des neuen Kanzlers, «die wütenden und wirren Worte seiner Wahlkampfreden in politische Taten umzusetzen», werde auf den Widerstand seiner Kabinettskollegen, der organisierten Arbeiterschaft und vor allem Präsident Hindenburgs stossen, der «Hitler so rasch absetzen könnte, wie er ihn eingesetzt hat». Es sei daher «nicht gerechtfertigt, gleich alarmiert zu sein», schrieb die Zeitung weiter. «Es könnte sein, dass wir den ‚gezähmten Hitler‘ erleben werden, von dem einige Deutsche so hoffnungsvoll sprechen.» Auch die Wall Street verdaute die Ereignisse spielend: Die Reichsmark verlor gegenüber dem Dollar fünf Cent, deutsche Aktien notierten zum Börsenschluss nur geringfügig schwächer.

Die Meinungen aus anderen, weniger weit von Berlin entfernten Hauptstädten klangen nicht so optimistisch. Edouard Daladier, der sich in Frankreich gerade um die Bildung eines neuen Kabinetts bemühte, äusserte Besorgnis. Die Polen, beunruhigt durch Hitlers Forderungen nach einer Revision der deutsch-polnischen Grenze, reagierten mit einer demonstrativen Flugschau ihrer Luftwaffe über Warschau. Die Zeitungen in Mussolinis Italien bekundeten erwartungsgemäss Freude.

Hitler begann umgehend, Deutschland seinen Willen aufzuzwingen. Um Verfassungsänderungen durchzusetzen, die die Macht vollständig in seine Hände legten, brauchte er eine Zweidrittelmehrheit im Reichstag, über die er zum jetzigen Zeitpunkt selbst mit der Unterstützung von Papens Nationalisten nicht verfügte. Die einzige Lösung war eine erneute Wahl, doch die Befugnis zur Auflösung des Reichstags besass Hindenburg, nicht Hitler. Als Schleicher einige Tage zuvor dieselbe Forderung erhoben hatte, hatte der Präsident sie abgelehnt. Damit hatte er das Schicksal des Generals besiegelt und den Weg für Hitler freigemacht. Als nun dieser die Auflösung verlangte, gab Hindenburg sofort nach. Für den 5. März wurden Neuwahlen anberaumt, und der Reichstag wurde aufgelöst, noch bevor er zusammenzutreten und über die neue Regierung abstimmen konnte.

Putzi war neben dem Überschwang des Sieges auch in Sorge, was Hitlers Absichten anging. Seine Befürchtungen bestätigten sich bald. Da die scheidenden Minister ihre Amtsräume in der Reichskanzlei noch nicht geräumt hatten, residierte Hitler weiterhin im Kaiserhof. In einem der dortigen Hotelzimmer wurde Putzi zufällig Zeuge eines Gesprächs zwischen Hitler und Frick. Rosenberg, in Putzis Augen der Urheber einiger der gefährlichsten aussenpolitischen Vorstellungen Hitlers, sollte Staatssekretär im Ausenministerium werden. Putzi war entsetzt – nicht zuletzt, weil er sich hintergangen fühlte. Hitler wusste nur zu gut, wie sehr Putzi Rosenberg verabscheute, und hatte ihm versichert, den Balten nach der Machtübernahme kaltzustellen. Und jetzt sollte er auf einen wichtigen Posten gehoben werden – den Putzi überdies gerne selbst gehabt hätte.

Putzi eilte zu von Neurath. Der deutschnationale Berufsdiplomate war im vergangenen Juni zum Ausenminister ernannt worden und war sowohl unter Papen als auch unter Schleicher tätig. Putzis Neuigkeit schreckte ihn gehörig auf: Die Aussicht auf einen so üblen Nazi als Vize, der womöglich noch an seinem Stuhl sägte, liess von Neurath postwendend handeln. Er verhinderte die Ernennung. Rosenberg musste sich mit der Leitung des ei-

gens eingerichteten Aussenpolitischen Amtes der NSDAP zufriedengeben, erhielt jedoch zum Trost eine luxuriöse Villa im Tiergartenviertel. Von Neurath war Putzi dankbar für seinen Tipp. Obwohl sich die beiden Männer zuvor nie begegnet waren, wurden sie nun enge Verbündete. Im Sommer begleitete Putzi Neurath zur Weltwirtschaftskonferenz nach London.

Putzi bekam einige Büroräume im Verbindungsstab von Hess, schräg gegenüber der Reichskanzlei. Später zog er in ein Gebäude an der Ecke Wilhelmstrasse/Unter den Linden um. Seine Mitarbeiter durfte er selbst auswählen: Sein Stellvertreter Harald Voigt war Parteimitglied, alle anderen nicht. Zu seiner Sekretärin machte er Agnetha von Hausberger, eine in den Vereinigten Staaten aufgewachsene Quäkerin. Putzi hatte wenig übrig für den, wie er sagte, «oberflächlichen Naziquatsch». In seiner Dienststelle hiess es «Guten Morgen» oder «Guten Tag» und nicht «Heil Hitler», während der Nazigruss in Deutschland rasch um sich griff. Putzis Büro sollte zu einer «zivilen Insel im Meer der Uniformen» werden.

Obwohl Putzis Arbeitsvolumen sprunghaft anschwell, erhielt er immer noch dieselbe Aufwandsentschädigung wie zuvor. Nach Abzug von Parteibeitrag, Lohnsteuer und Versicherung blieben ihm noch 850 Reichsmark monatlich, auch damals nicht eben viel. Sein Posten war organisatorisch gesehen kein Parteiamt: Er war nur Hitler unterstellt; andere Parteigrössen hatten ihm nichts zu sagen und umgekehrt. Seine Stelle tauchte auch nicht im Organisationsverzeichnis der Partei auf. Putzis Gehalt kam nicht von einem Konto der Partei, sondern von einem der Sonderkonten Hitlers. Solche Besonderheiten hatten mehr als nur theoretische Bedeutung. Als sich Putzi nach dem Zweiten Weltkrieg im Zuge der Entnazifizierung für seine Tätigkeit rechtfertigen musste, berief er sich genau darauf. Die genannten Punkte sollten seines Erachtens Beweis dafür sein, dass er nicht als Täter einzustufen war. Als Teilhaber der Firma Hanfstaengl verfügte er über weitere, allerdings ebenfalls nicht ausreichende Einkünfte. Immerhin beteiligte er sich nie an kriminellen Machenschaften, um über die Runden zu kommen. Umso ärgerlicher fand er es, dass Rosenberg weit besser bezahlt wurde als er selbst.

Putzis Pflichten waren relativ eng umschrieben. Er hatte in erster Linie Gesprächstermine für Hitler mit ausländischen – überwiegend amerikanischen und britischen – Journalisten sowie mit prominenten Persönlichkeiten zu arrangieren. In seiner Eigenschaft als Auslandspresseschef musste er zudem bei den zahlreichen diplomatischen Dinern und Empfängen der verschiedenen Botschaften Flagge zeigen. Dazu brauchte man Putzi allerdings nicht erst lange zu überreden. Als von Natur aus geselliger Mensch liebte er Partys und genoss den Kontakt zu ausländischen Korrespondenten und Diplomaten; er verbrachte seine Zeit viel lieber in ihrer kultivierten Gesellschaft statt mit der von ihm so bezeichneten *Chaffeureska*, den alten, ungebildeten Parteihautdegen, mit denen sich Hitler nach wie vor umgab.

Um seine Pressekontakte zu pflegen, suchte Putzi häufig Die Taverne auf. Das Lokal an der Ecke Kurfürstenstrasse diente als Treffpunkt für Auslandskorrespondenten, führende Jungnazis und SA-Leute. Zu ihnen gesellten sich Schauspieler, Tänzer, Sänger und andere Stammgäste des alten Nachtlebens der Weimarer Republik. Mit Letzterem allerdings hatte das neue Regime in der Hitze des ersten ideologischen Gefechts kurzen Prozess gemacht: Es hatte aufgehört zu existieren.

In der Taverne mit ihren niedrigen Decken und ihrer von Rauch-, Wein-, Bier- und Kaffeedunst geschwängerten Luft standen lange Holztische mit Holzbänken, auf denen die selbsterklärten «gut informierten Kreise» des neuen Regimes bis in die frühen Morgenstunden Vertraulichkeiten austauschten. Kurzum, das Lokal war eine Börse für sämtlichen politischen Klatsch in Deutschland, und infolgedessen wimmelte es dort von Spionen. Obwohl Indiskretionen teilweise von einem Orchester, das den neuesten amerikanischen Jazz schmetterte, übertönt wurden, hätte nur der ahnungslose Neuling laut und vernehmlich gesprochen oder sich nicht zuerst nach möglichen Lauschern umgesehen.

Die Taverne war aber mehr als eine blosse Tratschbörse. Die dort verkehrenden ausländischen Journalisten teilten unter nobler Missachtung der sonstigen persönlichen Konkurrenz sämtliche Informationen miteinander;

in jenen schlimmen Anfangstagen der NS-Herrschaft hatte die gemeinsame Aufgabe, die Welt ungeschminkt über die Vorgänge in Deutschland zu unterrichten, Vorrang vor dem Wettlauf um die bessere Story. Ein Augenzeuge schilderte die Lage so: «Einer allein bekam kaum etwas mit: Fünf, zehn, zwanzig erfahrene Leute, die das Land kannten, jeder mit Kontakten zu einem halben Dutzend Diplomaten und Unmengen Deutscher aller Klassen und Couleur, durchschauten die Situation sehr wohl.» Die Nazis schäumten vor Wut und versuchten die «elenden Spitzel» dingfest zu machen; sie schmuggelten deutsche Zeitungsleute ein, die Licht in das Beziehungsgeflecht bringen sollten, jedoch ohne Erfolg.

Putzis Arbeit erwies sich als mühsam. In den letzten Wahlkämpfen hatten sich die ausländischen Reporter gnadenlos an Hitlers Fersen geheftet, und nun hatte der die Nase gestrichen voll von ihnen. Als Putzi den Vorschlag eines französischen Journalisten – eine Versöhnungsfeier deutscher und französischer Soldaten an der gemeinsamen Grenze aus Anlass des Sieges der Nazis – an Hitler weitergab, wies dieser das Ansinnen empört zurück. Putzi war tief enttäuscht: Das wäre *die* Gelegenheit gewesen, den Ruf der neuen Machthaber bei einem wichtigen Nachbarn aufzubessern. So blieb die französische Presse bei ihrem einfachen, wenn auch letztlich richtigen Schlagwort: «*Hitler, c est la guerre*» (Hitler bedeutet Krieg). Auch konnte Putzi dem Führer nicht begreiflich machen, dass er die Auslandskorrespondenten nicht so schikanieren konnte wie Göring die deutsche Presse: Es habe keinen Sinn, kritischen Presseleuten mit der Ausweisung zu drohen, da sie ihren Lebensunterhalt genauso gut in einem anderen Land bestreiten konnten.

Bald hatte Putzi den ersten einer ganzen Reihe künftiger Zusammenstöße mit Hitler und seinen Schleppenträgern. Ihm war zu Ohren gekommen, im Columbia-Haus auf dem Tempelhofer Feld würden Menschen gefoltert. Die SA nutzte das Haus als Gefängnis und Verhörzentrale. Graf Schönborn, einer von Putzis Bekannten, bestätigte ihm dies und berichtete Einzelheiten. Als Putzi Göring zur Rede stellte, wick dieser aus und verlangte den Namen seines Informanten.

Nichtsahnend nannte ihn Putzi. Der unglückliche Adlige landete dann selbst im Columbia-Haus, bis Putzi ihn herausholen konnte. Daraufhin nahm er sich vor, diesen Fehler kein zweites Mal zu begehen.

Als das Kabinett am 2. Februar zum ersten Mal zusammentrat, ging es fast nur um Hitlers Wahlvorbereitungen. Jeder seiner taktischen Schachzüge war von da ab nur noch auf den 5. März ausgerichtet. Goebbels nannte ihn schon vorweg den «Tag der erwachenden Nation». Hitler begann seine Kampagne mit einer grossen Rede im Berliner Sportpalast. In den folgenden Wochen reiste er kreuz und quer durchs Land, häufig wieder per Flugzeug mit Baur am Steuerknüppel. Dank Goebbels nutzte Hitler zusätzlich ein hochwirksames neues Propagandawerkzeug: den Rundfunk. In jeder Stadt, die er besuchte, übertrug der örtliche Radiosender seine Rede. Unterstützung erhielt der neue Kanzler auch von Hindenburg, der mehrere Notverordnungen unterzeichnete, sodass Hitler Versammlungen gegnerischer Parteien sowie ihre Zeitungen und andere Publikationen verbieten konnte. Überdies unternahmen die Nazis Vorstösse in die Verwaltungsbürokratie: Göring setzte seine eigenen Leute im Polizeiapparat ein und verwandelte eine untergeordnete Abteilung im Polizeipräsidium in die berühmte Geheime Staatspolizei, kurz Gestapo.

Putzi begleitete Hitler auf vielen seiner Wahlkampftouren. In den letzten Tagen vor der Wahl wurde das Tempo hektisch. Am 26. Februar kehrte Putzi nach einer zwölfstündigen Flugreise durch drei Hunderte Kilometer voneinander entfernte Städte nach Berlin zurück. Er war todmüde, fieberte und hatte geschwollene Mandeln. Doch wie es sich für ein Mitglied der guten Gesellschaft gehörte, zwang er sich, an diesem Abend noch eine Verabredung einzuhalten: Prinz Viktor zu Wied und seine Gattin hatten zu einem Diner in ihrem luxuriösen Haus in der Kurfürstenstrasse geladen. Der Prinz gab ihm beim Abschied eine Flasche Aquavit mit, um mit dessen Hilfe sein Fieber auszuschwitzen. Putzi war zu müde, um das Rezept noch am selben Abend auszuprobieren, doch am nächsten Nachmittag streifte er mehrere Pullover über und zog sich mit dem Schnaps ins Bett zurück. Schauplatz



seiner Rosskur war das Zimmer in der ersten Etage des Reichspräsidentenpalais gegenüber dem Reichstag, das ihm Göring fürs Erste überlassen hatte.

Am selben Abend war Putzi in das Haus der Goebbels' am heutigen Theodor-Heuss-Platz eingeladen. Doch wegen seiner Erkältung liess er sich telefonisch entschuldigen, obwohl auch Hitler dort erwartet wurde. Putzi hatte sich kaum ins Bett verkrochen, als das Telefon schrillte. Es war ein Adjutant Hitlers.

«Der Führer besteht darauf, dass Sie heute Abend zu den Goebbels' kommen. Sie sollen ihm auf dem Flügel vorspielen.» Putzi erklärte ihm, dazu fühle er sich zu krank.

Er hatte sich gerade wieder die Decken über den Kopf gezogen, als das Telefon erneut klingelte. Diesmal war es Magda Goebbels. Er würde ihnen den ganzen Abend ruinieren, wenn er nicht käme. Putzi blieb standhaft und ging wieder zu Bett, nicht ohne den Hörer neben die Gabel zu legen. Er wollte endlich seine Ruhe haben.

Als er so dösend in den Kissen lag, bemerkte er plötzlich einen hellen Lichtschein. Zuerst glaubte er, die Schreibtischlampe im Nebenzimmer brenne noch. Doch die war nicht so hell und flackerte auch nicht. In diesem Augenblick stürmte die Haushälterin Frau Wanda herein.

«Herr Doktor!», schrie sie. «Der Reichstag brennt!»

Augenblicklich vergass Putzi sein Fieber, sprang aus dem Bett und rannte ans Fenster. Das Reichstagsgebäude war in seinen Augen ein hässlicher Klotz – wie ein monströses Gaswerk. Und tatsächlich: Der Reichstag stand lichterloh in Flammen.

Er eilte zum Telefon und rief bei den Goebbels' an, wo das Essen in vollem Gange war: Forelle für alle ausser den Vegetarier Hitler, dem man Eier und Gemüse vorsetzte. Der Gastgeber nahm selbst ab, und Putzi verlangte Hitler zu sprechen. Goebbels wollte wissen, was es so Dringendes gäbe. Am Ende verlor Putzi die Beherrschung

«Sagen Sie ihm, der Reichstag brennt», rief Putzi aufgebracht.

«Hanfstaengl, soll das ein Witz sein?», fragte Goebbels kurz angebunden. Die Frage war gar nicht so abwegig. Um Hitler zu amüsieren, hatte

Goebbels erst vor vier Tagen Putzi einen telefonischen Streich gespielt. Jetzt hegte er den Verdacht, Putzi wollte ihm das heimzahlen.

«Wenn Sie das glauben, dann kommen Sie doch her und sehen Sie es sich selbst an!», konterte Putzi und legte auf. Dann rief er Tom Delmer vom *Daily Express* an. Delmer war bereits unterwegs zum Reichstag, denn er hatte von einem Tankwart, der zu seinem Informantennetzwerk gehörte, einen Hinweis erhalten. Da Delmer seinen Wagen in eine Werkstatt gebracht hatte und kein Taxi in Sicht war, musste er die dreieinhalb Kilometer von seinem Büro zum Reichstag laufen. Trotzdem traf er nur 40 Minuten nach dem ersten Alarm dort ein. Lochner von Associated Press erhielt ebenfalls einen Anruf von Putzi.

Dieser hatte kaum aufgelegt, als das Telefon schon wieder klingelte. Es war nochmals Goebbels. Er war so überzeugt davon, dass Putzi ihn hereinlegen wollte, dass er Hitler nichts gesagt hatte. Der unterhielt sich derweil mit Magda und einem blonden, eigens zu seinem Vergnügen eingeladenen Filmsternchen im Nebenraum. Doch nach einigen weiteren Anrufen keimte in Goebbels endlich der Verdacht, es könnte vielleicht tatsächlich ein Brand ausgebrochen sein.

«Ich habe gerade mit dem Führer gesprochen, und er will wissen, was wirklich los ist», sagte Goebbels. «Keine Scherze mehr!»

Putzi riss allmählich der Geduldsfaden. Goebbels schien immer noch zu glauben, er wolle sich für den Streich neulich rächen. «Kommen Sie gefälligst selber her und überzeugen Sie sich, ob ich Unsinn rede oder nicht!», erwiderte er unwirsch. «Das ganze Gebäude steht in Flammen, und die Feuerwehr ist auch schon da.»

Dann verlangte er, Goebbels solle Hitler ans Telefon holen. Der gab endlich nach, doch auch Hitler schenkte Putzi zunächst keinen Glauben.

«Was ist los, Hanfstaengl? Ha, hören Sie auf. Leiden Sie an Halluzinationen? Oder haben Sie zu viel Whisky getrunken? Was? Sie sehen die Flammen von Ihrem Zimmer aus?»

Hitler liess sich zu Putzis Genugtuung schliesslich überzeugen. Damit glaubte Putzi, genug getan zu haben; er musste am nächsten Tag mit Hitler

nach Breslau fahren und wollte seine Kur zu Ende bringen. Obwohl der Reichstag nur einen Katzensprung entfernt lag, ging Putzi wieder zu Bett.

Hätte er beschlossen, die Strasse zu überqueren, hätte er gesehen, dass der Reichstag – ein Ort von enormer historischer Bedeutung – ein Bild der Zerstörung und Verwüstung bot. Göring, massig wirkend in seinem Kamelhaarmantel, war bereits vor Ort. Kurz danach rasten die schwarzen Mercedes-Limousinen von Hitler und Goebbels mit hundert Stundenkilometern von der Charlottenburger Chaussee heran. Göring führte die beiden sofort durch die Brandstätte, zwischen Löschwasserpfützen, verkohlten Trümmern und stinkenden Rauchwolken hindurch.

«Dies ist unzweifelhaft das Werk der Kommunisten, Herr Reichskanzler», tönte Göring mit vor Erregung gerötetem Gesicht. «Zwanzig Minuten vor dem Ausbruch des Feuers hielten sich mehrere kommunistische Abgeordnete im Reichstag auf. Es ist uns gelungen, einen der Brandstifter zu verhaften.»

«Wie heisst er?», wollte Goebbels wissen.

«Wir wissen es noch nicht», entgegnete Göring mit einem unheilvoll entschlossenen Zug um seinen schmallippigen, empfindsamen Mund. «Doch wir werden es schon aus ihm herausquetschen, zweifeln Sie nicht daran.»

Das Feuer schwelte noch, als sie eine gelb gestrichene Tür öffneten, die zum eichengetäfelten Plenarsaal führte. In der Nähe der angesengten Vorhänge bückte sich Göring und hob einen benzingetränkten Lappen auf. Er zeigte ihn Hitler. «Hier, sehen Sie selbst, Herr Reichskanzler, wie sie das Feuer gelegt haben», sagte er zu Hitler.

Delmer, der sich mit Hitlers Erlaubnis der Gruppe hatte anschliessen dürfen, staunte sehr, mit welcher Selbstverständlichkeit Göring davon ausging, dass mehr als eine Person an dem Anschlag beteiligt war. Obwohl augenscheinlich keinerlei Beweise für eine Verschwörung vorlagen, griff Hitler diese Theorie sofort auf. Im Weitergehen blieb er etwas hinter den anderen zurück und nahm den Journalisten beiseite.

«Gebe Gott, dass dies das Werk der Kommunisten ist», raunte Hitler ihm zu. «Sie werden jetzt Zeuge des Beginns einer grossen neuen Epoche der deutschen Geschichte, Herr Delmer. Dieser Brand ist ihr Anfang.» Dann fügte er hinzu: «Sie sehen dieses brennende Gebäude. Wenn dieser kommunistische Geist auch nur für zwei Monate von Europa Besitz ergreifen würde, stünde es bald genauso in Flammen wie dieses Gebäude.»

Diese Worte wiederholte Hitler Papen gegenüber, als dieser wenige Augenblicke später erschien. Der Vizekanzler kam direkt aus dem Herrenclub von einem Abendessen zu Ehren Hindenburgs und wirkte in seinem Frack mit dem gutgeschnittenen grauen Tweedmantel darüber sehr aristokratisch. «Dies ist ein von Gott gesandtes Signal», sagte Hitler zu ihm. «Wenn dieses Feuer, wie ich glaube, das Werk der Kommunisten ist, dann müssen wir die Mörderpest mit eiserner Faust zerschlagen.» Papen fühlte sich sichtlich unwohl in seiner Haut.

Dann forderte Hitler Papen auf, gemeinsam mit ihm und Göring sofort über Massnahmen zu entscheiden. Der Vizekanzler, dem schwante, was kommen würde, lehnte dies mit dem Einwand ab, er müsse zuerst Hindenburg Bericht erstatten.

Den einzigen mutmasslichen Täter identifizierte die Polizei bald als Marinus van der Lubbe, einem angeblichen holländischen Anarchisten. Er trug trotz der Eiseskälte nur Schuhe und Hosen, war in Schweiss gebadet und schrie: «Protest! Protest!» Bald stellte sich heraus, dass er als Brandstifter bekannt war, der bereits mehrfach sowohl in Deutschland als auch in seinem Geburtsland Holland Feuer zu legen versucht hatte. Er gestand fast sofort, den Anschlag auf den Reichstag begangen zu haben. Man hüllte ihn in Decken und brachte ihn zum Verhör in das Präsidium der politischen Polizei am Alexanderplatz. Van der Lubbe blieb beharrlich dabei, dass er – und er allein – den Reichstag angezündet habe, überdies aus eigenem Antrieb und ohne jede fremde Hilfe. Sein Ziel sei gewesen, die Arbeiter Deutschlands dazu anzustacheln, «etwas gegen Hitler zu tun», bevor es zu spät sei. Die Ermittler zögerten, ihm zu glauben, denn sie standen unter erheblichem Druck, der offiziellen Linie zu folgen, wonach eine kommunistische Ver-

schwörung dahintersteckte. Und so verhaftete man den Fraktionsführer der KPD Ernst Torgler, der das Gebäude vor dem Brand als Letzter verlassen hatte, sowie drei bulgarische Kommunisten namens Blagoi Popow, Wassil Tanew und Georgi Dimitrow. Alle vier Männer konnten Alibis vorweisen.

Doch wäre ein einziger Mann überhaupt physisch in der Lage gewesen, so viel Schaden in einem so weitläufigen Gebäude anzurichten? Oder hatten die Nazis den Brand gezielt gelegt, um die Kommunisten in Verruf zu bringen, wie Hitlers Gegner sofort behaupteten? An dieser Frage scheiden sich die Geister der Historiker noch heute: Immer wieder wurden die Aussagen von Augenzeugen geprüft, und neuere Analysen ziehen die Behauptungen zeitgenössischer Fachleute, wonach ein einzelner Mann den Brand gelegt haben konnte, in Zweifel.

Delmer äusserte sich verächtlich über die seiner Meinung nach unbeholfenen Versuche der Kommunistischen Partei Deutschlands, die Brandstiftung den Nazis zuzuschreiben, insbesondere da sie ihren Vorwurf weitgehend auf gefälschte Dokumente stützte. «Ich vermute vielmehr, dass es tatsächlich nur einer war, der dieses Feuer gelegt hat – der geisteskranke van der Lubbe», schrieb er 1939. In einem Artikel von 1961 vermutete er dies dann nicht mehr, sondern behauptete, sich dessen *sicher* zu sein.

Putzi selbst war nicht imstande, auf die eine oder andere Art Licht in die Angelegenheit zu bringen. In seinen in den 1950er Jahren verfassten Memoiren verwies er auf einen etwa 130 Meter langen Tunnel, der vom Keller des Palais, in dem er geschlafen hatte, unter der Friedrich-Ebert-Strasse hindurch zum Reichstag führte. Er habe jedoch nichts bemerkt, das eine verbreitete Verschwörungstheorie bestätigt hätte, wonach der SA-Führer Röhm eine Gruppe von Nazibrandstiftern durch den Tunnel in das Parlamentsgebäude geschleust hatte.

Andererseits hatte er fiebernd im Bett gelegen; das Gebäude war riesig, und Röhm hätte sich mit seinem Trupp leicht hineinschleichen können, ohne dass irgendjemand, am wenigsten Putzi, etwas bemerkt hätte. Die Reaktion von Goebbels jedenfalls fand er sehr interessant.

Der Mann war zwar laut Putzi «bekanntlich ein vollendeter Lügenbold», doch seine misstrauische und ärgerliche Reaktion auf seinen Anruf hatte echt gewirkt und nicht wie reines Theater. Womöglich hatte Göring mit Wissen Hitlers das Ganze ausgebrütet, den ihm verhassten Goebbels aber absichtlich nicht eingeweiht.

Welche Rolle auch immer Hitler und die anderen Naziführer bei dem Brandanschlag gespielt haben mochten, sie waren zweifellos entschlossen, ihn weidlich für ihre Zwecke auszunutzen. Kurz nach 23 Uhr nahm Hitler an einer Sitzung im Preussischen Innenministerium teil, auf der die Auswirkungen auf die innere Sicherheit besprochen wurden. Dann suchte er zusammen mit Goebbels das Berliner Büro des *Völkischen Beobachters* auf. Dort sass man gerade an einem neuen Aufmacher, einem Bericht über die dramatischen Ereignisse des Abends. Göring ordnete sofort eine Razzia gegen die Kommunisten an; binnen anderthalb Stunden nahmen Hunderte Kriminalbeamte in Zivil, begleitet von Polizisten mit Maschinenpistolen, Verhaftungen vor. Das Feuer, das gegen 21 Uhr 45 ausgebrochen war, wurde anderntags gegen 12 Uhr 30 endlich unter Kontrolle gebracht. Zwei Pressebüros brannten immer noch, doch es bestand keine Gefahr mehr, dass sich der Brand weiter ausbreitete. Die Kuppel des Gebäudes war geborsten und eingestürzt.

Am nächsten Morgen warteten die Zeitungen mit dicken Schlagzeilen über die «kommunistische Verschwörung» auf. Hitler suchte Hindenburg auf und legte ihm den Text zweier Verordnungen zur Unterschrift vor. Diese «Reichstagsbrand-Verordnung» setzte bestimmte, durch die Weimarer Verfassung garantierte Grundrechte – etwa freie Meinungsäußerung, Versammlungs- und Pressefreiheit sowie Post-, Brief- und Fernmeldegeheimnis – bis auf Weiteres ausser Kraft. Die Reichsregierung ermächtigte sich überdies selbst dazu, im ganzen Land die «zur Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung nötigen Massnahmen» zu ergreifen und beseitigte damit faktisch die Autonomie der einzelnen Länder.

Ausserdem berief Hitler eine Kabinettsitzung ein. Die Zeit sei gekommen, so sagte er, um mit der kommunistischen Partei aufzuräumen. Der

Kampf gegen die Kommunisten dürfe nicht mit «juristischen Erwägungen» geführt werden. In den beiden folgenden Wochen wurden allein in Preussen schätzungsweise 10'000 Menschen verhaftet.

**IN DEN LETZTEN TAGEN VOR DER WAHL** setzte Hitler den Wahlkampf unvermindert fort, und meist war Putzi an seiner Seite. Der Propagandafeldzug erreichte seinen Höhepunkt mit einer gigantischen Kundgebung am 4. März in Königsberg, aus dem nach dem Zweiten Weltkrieg das russische Kaliningrad werden sollte. Hitler beendete seine Ansprache mit einem Appell an das deutsche Volk: «Trage dein Haupt jetzt wieder hoch und stolz! Nun bist du nicht mehr versklavt und unfrei, Du bist nun wieder frei ... durch Gottes gnädige Hilfe.» Er hatte kaum geendet, als eine Hymne ertönte, in die sich das Geläut der Kathedrale mischte. Sämtliche Radiosender hatten die Anordnung erhalten, die Kundgebung live zu übertragen; im ganzen Land marschierten SA-Kolonnen, und entlang der Grenzen wurden so genannte Freiheitsfeuer entzündet.

Das Wahlergebnis fiel entsprechend dramatisch aus: Die Nazis steigerten ihren Stimmenanteil auf 43,9 Prozent und sicherten sich damit 288 der 647 Reichstagsmandate. Ihr Erfolg ging aber nicht ausschliesslich auf die scharfe Repression gegen die kommunistische und andere linke Parteien zurück, auch wenn sie unzweifelhaft eine gewichtige Rolle spielte. Die Nazis stiessen auf beträchtlichen Widerhall im Volk. Deutschland war tief gespalten, und Hitler konnte auf eine ausgeprägte Angst vor den Sozialisten und Marxisten setzen, insbesondere unter den Katholiken.

Goebbels sprach von einem «glorreichen Triumph» für die Nationalsozialisten, der jedoch kleine Schönheitsfehler hatte. Trotz Massenhysterie und Einschüchterung konnten die Sozialdemokraten immer noch 18,2 Prozent und die Kommunisten 12,3 Prozent der Stimmen verbuchen. Zwar ging Hitler erheblich gestärkt aus der Wahl hervor, doch er verfügte noch immer nicht über die absolute Mehrheit und blieb abhängig von seinen nationalistischen

sehen Koalitionspartnern, die mit acht Prozent das Zünglein an der Waage bildeten.

Von dieser fehlenden Mehrheit liess sich Hitler allerdings nicht über Gebühr bremsen. Auf einer Kabinettsitzung am 7. März bezeichnete er das Wahlergebnis als «Revolution». In den folgenden Tagen inszenierte er in jedem einzelnen Freistaat Deutschlands praktisch einen Staatsstreich. SA-Leute marschierten durch die Strassen und umstellten öffentliche Gebäude; Kommunal- und Landesregierungen wurden zum Rücktritt gezwungen und durch «nationale» Kabinette ersetzt. Fünf Tage später besuchte Hitler München; dort hatte der ehemalige Freikorpsführer und Generalmajor Franz von Epp faktisch die Macht an sich gerissen und den «ersten Teil des Kampfes», die «Gleichschaltung» von Staat, Partei und Volk, für abgeschlossen erklärt.

Der 21. März, als der neugewählte Reichstag zum ersten Mal zusammentrat, stimmte auf den Stil des neuen Regimes ein. Die Nazis nannten ihn den «Tag der nationalen Erhebung». In der Potsdamer Garnisonskirche zelebrierten sie am Grab Friedrichs des Grossen einen pompösen Festakt, inszeniert von dem geschickten Propagandameister Goebbels. In jedem Detail abgeseignet von Hitler, knüpfte die NS-Führung mit der Zeremonie scheinbar an die grosse Tradition der preussischen und deutschen Reichsgeschichte an. Sämtliche Repräsentanten des Deutschlands vor bzw. nach Weimar waren zugegen – die «Reaktion in vollem Kriegsschmuck», wie es Putzi durch den Kopf schoss. Dieser Tag markierte offenbar auch einen Wendepunkt in Hitlers ideologischen Anschauungen. Als er von der «heroischen Weltanschauung, welche Deutschlands Ideale in der Zukunft bestimmen wird», sprach, kam es Putzi vor, als wende sich Hitler von der alterhergebrachten christlichen Ethik ab und etwas Neuem, Primitiverem zu. Putzi hörte aus seinen Worten Nietzsche heraus. Trotz des Schauplatzes schien es, als sei der Preussenkönig als Hitlers Held abgelöst. Napoleon war an seine Stelle getreten. «Der ausgeprägte Sinn für die Kunst des Möglichen, der den grossen Preussenkönig gekennzeichnet hatte, ging in der grenzenlosen Machtgier des Korsen unter», erinnerte sich Putzi später.



Zwei Tage später kamen die Abgeordneten zu ihrer ersten – und wenn es nach den Nazis ging, einzigen – Arbeitssitzung zusammen. Nun waren die Weichen gestellt für die Verabschiedung des «Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich». Dieses Ermächtigungsgesetz verschaffte Hitler die rechtliche Grundlage für seine Diktatur. Da der Reichstag in Trümmern lag, versammelten sich die Abgeordneten in der Krolloper. Eine gigantische Hakenkreuzfahne bedeckte den Bühnenhintergrund; SS-Einheiten riegelten das Gebäude ab; innen waren überall SA-Braunhemden postiert. In einer zweieinhalbstündigen Rede legte Hitler dar, warum die Regierung unumschränkte Macht benötige – und warnte zum Schluss all seine Gegner, dass Widerstand gefährlich sei.

Trotz des stehend dargebrachten Beifalls nach seiner Ansprache konnte Hitler nicht automatisch mit der benötigten Zweidrittelmehrheit rechnen. Das Zentrum schwankte zunächst, doch während einer Sitzungspause gelang es den Nationalsozialisten, die katholischen Abgeordneten mit leeren Versprechungen von Garantien bürgerlicher und politischer Freiheiten zu ködern. Die kommunistischen Abgeordneten waren sämtlich untergetaucht oder verhaftet, sodass nur die Sozialdemokraten die Stimme gegen Hitlers Pläne erhoben. Ihr Widerstand war mutig, aber vergebens. Hitlers Vorlage ging durch, mit 441 Stimmen gegen 94; die erforderlichen drei Lesungen nahmen nur ein paar Minuten in Anspruch. Göring gab das Ergebnis bekannt; die Nazis rannten jubelnd nach vorne und stimmten das «Horst-Wessel-Lied» an – seit Kurzem ihre Hymne. Am selben Abend noch passierte das Gesetz den bereits vollständig von den Nazis kontrollierten Reichsrat: einstimmig.

Der Reichstag hatte sich selbst abgeschafft. «Ein historischer Tag», kommentierte der *Völkische Beobachter*. «Das parlamentarische System kapituliert vor dem neuen Deutschland ... Das grosse Unternehmen nimmt seinen Anfang. Der Tag des Dritten Reiches ist gekommen!»

Praktisch alle verfassungsmässigen Beschränkungen für Hitler waren beseitigt. Dennoch verfügte er noch nicht über die absolute Macht, obgleich

die anderen politischen Parteien verboten und die Gewerkschaften zerschlagen worden waren. Putzi beruhigte sich wie zahlreiche andere ähnlich gesinnte Konservative damit, dass viele Säulen der alten Ordnung – Reichswehr, Auswärtiges Amt, Beamtenschaft – immer noch existierten; ebenso Reichspräsident von Hindenburg. Gutgläubig erwartete Putzi nunmehr, die «Agitation» werde abflauen, und vertraute auf die wenigen noch vorhandenen Sicherungen. Doch nicht zum ersten Mal schätzte er Hitlers Absichten völlig falsch ein. Statt langsamer zu machen, trieb der «Führer» seine «Revolution» immer schneller und schneller voran und schenkte denjenigen seiner Helfer, die zur Mässigung rieten, keinerlei Gehör mehr. Putzi fühlte sich wie beim *Grand National* – alle rasen über eine Hürde nach der anderen, und kein Jockey hört, was ein anderer ihm zuruft.

In den folgenden Wochen und Monaten vollzogen die Nazis die Gleichschaltung sämtlicher politischer und gesellschaftlicher Institutionen. Die Gewalt gegen die Juden und Kommunisten wurde noch intensiviert. Am 22. März, dem Tag vor der Plenarsitzung des neuen Reichstags, wurde in Dachau das erste Konzentrationslager errichtet. Das Lager war alles andere als geheim: Himmler berief sogar eine Pressekonferenz ein, auf der er das KZ als Schutzhaftlager für kommunistische Funktionäre und andere linke Regimegegner darstellte. Die Nazis bauten zügig ihren Terrorapparat auf.

## 10

**DAS ABENDESSEN** war für den 27. April um 20 Uhr in der Berliner Wohnung von Louis P. Lochner festgesetzt. Der in Illinois geborene Leiter des Berliner Büros der grössten amerikanischen Nachrichtenagentur Associated Press legte grossen Wert darauf, enge Beziehungen zu einflussreichen Vertretern des neuen Regimes herzustellen. Er und seine adlige deutsche Frau Hilde klammerten sich zudem an die reichlich naive Hoffnung, das Verhältnis der Nazis zur gehobenen Gesellschaft liesse sich verbessern, wenn diese erst erkannte, dass die von ihr so geschmähten Leute in Wirklichkeit ehrliche, rechtschaffene Bürger wären. Aus diesem Grund luden die Lochners zu Abendgesellschaften ein, auf denen sich die Angehörigen der beiden Gruppen beschnuppern konnten.

Zum ersten Naziversuchskaninchen für sein Experiment hatte Lochner Putzi auserkoren. Lochner – oder Louis P, wie er bei seinen Kollegen hiess – ging damit kein grosses Risiko ein: Putzi war ein denkbar untypischer Vertreter des Regimes und verfügte bereits über einen grossen amerikanischen, britischen und sonstigen des Nazitums unverdächtigen Freundeskreis. Auf der Gästeliste standen ausser ihm General Wilhelm Groener – er hatte als Reichsinnenminister unter Brüning die Auflösung der Braunhemden befürwortet und war den Nazis verhasst –, der bekannte jüdische Bankier Kurt Sobernheim sowie der ehemalige Aussenminister und Kabinettskollege Brünings Julius Curtius. Die Tischrunde wurde komplettiert vom amerikanischen Generalkonsul George Messersmith.

Putzi liebte solche Einladungen. Da der Zugang zu dem neuen Reichskanzler für die Presse über ihn führte, war er ein mächtiger

Mann. Und er genoss den Status, den seine Position mit sich brachte. Bei Essen wie diesem verband sich für ihn das Angenehme aufs Trefflichste mit dem Nützlichen. Es gab nur ein Problem: Was sollte er anziehen? Deutschland trug zunehmend Braun; allein in den ersten Monaten des Jahres 1933 traten mehr als eine Million Menschen in die Partei ein und tauschten ihre Zivilkleidung gegen die NS-Uniform. Wohl oder übel gelangte Putzi zu der Einsicht, es sei angebracht, dies ebenfalls zu tun. Doch wie so oft setzte er diesen Entschluss nach seiner eigenen Fassung um. Hitler hatte ihm erlaubt, Hemden und Hosen aus der Kleiderkammer der Partei zu beziehen, doch Putzi fand die graubraune SA-Uniform hässlich. So liess er sich ein Stück besten schokoladenbraunen Tuchs von einem Londoner Schneider kommen und daraus eine Uniform mit diskreten mattgoldenen Epauletten anfertigen. Bei diesem Abendessen wollte er sie zum ersten Mal offiziell tragen.

Die Generalprobe der Uniform stand für den Nachmittag desselben Tages an. Im Hotel Adlon holte Putzi seinen alten Freund Hamilton Fish Armstrong ab, den Herausgeber von *Foreign Affairs*, und begleitete ihn zu einem Interview mit Hitler. Bei Putzis Anblick verschlug es Armstrong fast die Sprache.

«Mann, Putzi!», rief er aus. «Ich habe dich noch nie in Uniform gesehen. Phantastisch!»

«Ja, sie ist wirklich toll, nicht wahr?», erwiderte Putzi. «Erzähl's keinem, aber es ist englisches Tuch. Das merkt man einfach.»

Hitler dagegen war alles andere als begeistert. «Sie sehen aus wie eine türkische Hure», meinte er abfällig.

Putzis Auftritt an diesem Abend verlief weitaus dramatischer. Es war um Abendkleidung gebeten worden; nacheinander trafen die Gäste ein, die Männer im Frack, die Frauen im bodenlangen Abendkleid. Die Groeners, Curtius' und Sobernheims pflegten nicht mit Nazis zu verkehren. Lochner hatte sie vorgewarnt, Putzi sei ebenfalls geladen, was sie aber nicht weiter zu stören schien. Um 20 Uhr waren alle Gäste ausser Putzi erschienen. Die Gastgeber warteten und machten sich schon Sorgen. 15 Minuten später, als

Hilde gerade das Zeichen zum Öffnen des Speisezimmers geben wollte, flog plötzlich die Salontür auf. Herein stürzte eine mit Lochners Worten «riesige, turmhohe Masse Mensch in Stiefeln und brauner Uniform».

Frau Groener zuckte zusammen; Frau Curtius erstarrte. Lilli Sobernheim, eine kleine, dicke Frau, fast genauso hoch wie breit, flüsterte entsetzt: «Die Gestapo!» und fiel beinahe in Ohnmacht. Auch Lochner stockte der Atem, hatte Putzi doch bislang mit sarkastischen Bemerkungen über die Naziuniform nicht gespart und sie selbst nie getragen. Immerhin wandte er sich, wohlherzogen, wie er war, sofort an die Gastgeberin und entschuldigte sich wortreich für sein Zuspätkommen.

«Mein Butler konnte einfach meinen Abendanzug nicht finden. So war ich gezwungen, in der Not meine Uniform anzuziehen», behauptete er.

Natürlich glaubte niemand dieses Märchen. In Lochners Augen rächte sich Putzi damit ganz eindeutig für diese Einladung gemeinsam mit Gegnern der neuen Machthaber. «Eins zu null für Hanfstaengl», dachte er. «Wirklich clever.» Putzi bestätigte später, dass er sich die Uniform, wie von seinem Gastgeber vermutet, eigens für diese Gelegenheit hatte anfertigen lassen.

Als Lochner sich anschickte, die Gäste einander vorzustellen, befürchtete er insgeheim, Putzi würde den anderen den Nazigruss entbieten. Doch diese Sorge erwies sich als unbegründet, denn sein verspäteter Gast war ganz auf die Rolle des Mannes von Welt eingestimmt. Vor General Groener knallte er in althergebrachter deutscher Manier die Hacken zusammen, vor Frau Sobernheim verbeugte er sich bis fast zum Boden und küsste ihr die Hand. Doch als er sich dann ihrem Gatten zuwandte, war er derjenige, der eine Überraschung erlebte.

«Herr Doktor, ich glaube, Sie und ich sind verwandt», sagte der jüdische Bankier mit einem spitzbübischen Funkeln in den Augen. Putzi lief bei der peinlichen Unterstellung, in seinen Adern könnte jüdisches Blut fließen, sofort dunkelrot an, fing sich jedoch rasch wieder.

«Wie interessant! Wissen Sie wie?» Wie sich herausstellte, hatte ein Vetter Sobernheims eine von Putzis «arischen» Cousinen geheiratet. Unter verhaltenem Kichern der Gesellschaft verstrickten sich die beiden in eine lebhaftige Diskussion über diese offensichtlich merkwürdige Beziehung.

Nach dem Dinner gelang es Lochner, Groener und Putzi in eine Ecke des Rauchsalons zu dirigieren. Putzi verübelte Groener sein Vorgehen gegen die SA offensichtlich nicht; er kam später sogar ganz aufgeräumt zu Lochner und sagte: «Dieser Groener ist ganz anders, als ich ihn eingeschätzt habe. Er ist so liebenswürdig, dass ich ihn eingeladen habe, irgendwann zu mir zum Essen zu kommen.»

«Alle meine Gäste sind liebenswürdig», erwiderte Lochner. «Das Problem mit euch Nazis ist, dass ihr so starke Vorurteile gegen jeden habt, der nicht euresgleichen ist.»

«Es sollte mehr Abende wie diesen geben», erklärte Putzi begeistert.

In den folgenden Monaten wurde Putzi zu einer vertrauten Erscheinung in Berliner Prominentenkreisen. Er lernte Leute wie Martha Dodd kennen, die bemerkenswerte junge Tochter des amerikanischen Botschafters William E. Dodd. Sie hatte ihren Vater im Juli 1933 nach Berlin begleitet. Dieser selbst hinterliess bei Putzi allerdings keinen tiefen Eindruck. Ihm zufolge «spazierte der ehemalige kleine Geschichtsprofessor aus den Südstaaten so bescheiden herum, als wenn er noch auf seinem Universitätscampus wäre.» In Putzis Augen war er «der letzte Mensch auf der Welt, der irgendeinen Einfluss auf das deutsche Volk ausüben könnte». Putzis Urteil beruhte nicht nur auf persönlicher Abneigung. Obwohl er sich zunehmend mit dem Nationalsozialismus identifizierte, war es ihm jedoch keineswegs gleichgültig, wie seine «zweite Heimat» in Deutschland wahrgenommen wurde. Für Putzi war Dodd der falsche Mann, um sie angemessen zu vertreten.

Wie Putzi später erklärte, hätten die Amerikaner angesichts Hitlers Verachtung für solche «Professorentypen» besser einen hartgesottenen Geschäftsmann geschickt, der die Durchsetzungskraft von Theodore Roosevelt besass und starke, ungeschminkte Worte nicht scheute. Zudem hatte Dodd

in Putzis Augen mit der Wahl seines Amtssitzes einen schweren Fehler begangen: Er hatte ein altes Palais am Pariser Platz übernommen und nicht einmal die Fassade renovieren lassen. Ein solches Domizil hätte man vielleicht einem unbedeutenden Königreich wie Jugoslawien zugetraut, nicht aber den Vereinigten Staaten von Amerika. Nach Putzis Ansicht hätte die Vertretung ein fünf- oder sechsmal grösseres Gebäude anmieten und eine Flotte von Cadillacs und Packards anliefern müssen; als Botschaftspersonal wären «starke und resolute Männer und jede Menge gut aussehender, kräftiger Frauen, vorzugsweise vom Typ Mae West, angemessen». William C. Bullitt, ein enger Mitarbeiter Roosevelts und gerade zum ersten Botschafter der USA in der Sowjetunion ernannt, pflichtete ihm bei. Die amerikanische Botschaft in Berlin sei von einem Zuschnitt, die einem Staat von der Grösse und Bedeutung Honduras' entspreche, berichtete er dem Präsidenten: «Das ist keine repräsentable Bühne für Verhandlungen mit Herren, die sich als Parsifal und Jung-Siegfried begreifen.»

Besonders stiess sich Putzi am Verhalten Dodds während eines zweistündigen, von ihm arrangierten Treffens des Botschafters mit Hitler unter vier Augen. Überzeugt, dass die Nazis Washington nicht ernst genug nahmen, drängte Putzi Dodd, Hitler mit dem Hinweis auf die militärische Stärke der USA zu beeindrucken und ihm klarzumachen, dass Washington sich auf jeden Fall an einem künftigen Weltkrieg beteiligen würde. Zu Putzis tiefer Enttäuschung verlor sich Dodd in kleinlichen, trockenen Nebensächlichkeiten und sprach Deutsch, «als ob er eine heisse Kartoffel im Mund hätte». Seine Aussprache war so miserabel, dass sich Hitler hinterher bei Putzi beschwerte, er habe kaum ein Wort von Dodd verstanden, und, sein Nachahmungstalent nutzend, eine mitleidlose Darstellung seines amerikanischen Besuchers folgen liess. Treffen wie diese bestärkten die Naziführung nur in ihrer Fehleinschätzung, dass man Amerika weder fürchten noch als ernst zu nehmenden Feind in Betracht ziehen müsse.

Dodds hübsche, blonde Tochter Martha dagegen machte auf Putzi einen ganz anderen Eindruck und zeigte sich ihm durchaus nicht abgeneigt. Sie begegneten sich bald nach Marthas Ankunft auf einer von einem britischen

Journalisten veranstalteten Abendgesellschaft, zu der sie Quentin Reynolds, der Herausgeber und Korrespondent von *Colliers*, eingeladen hatte. Putzi legte seinen üblichen verspäteten und theatralischen Auftritt hin. Martha war auf den ersten Blick fasziniert von diesem Mann; wie sie gehört hatte, war er der «Künstler unter den Nazis, unberechenbar und interessant, der Hofnarr und Hofmusiker Hitlers».

«Er hatte ein sanftes, gewinnendes Wesen», vertraute sie ihrem Tagebuch an, «eine schöne Stimme, die er mit bewusster Kunstfertigkeit einsetzte; manchmal flüsterte er leise und sanft, und in der nächsten Minute brüllte er, dass die Wände wackelten.» Mit seiner starken körperlichen Präsenz, seiner unbezähmbaren Energie und seinem endlosen Gerede vermochte er jeden zur Kapitulation zu zwingen und auch «den stärksten Mann in Berlin zu überschreien oder zu überflüstern». Sie schloss: «Bayerisches und amerikanisches Blut brachten diese seltsame Erscheinung hervor. Er hätte niemals ein Preusse sein können, und er war stolz darauf.»

Sein Verhältnis zur Zeit war ebenfalls alles andere als preussisch. Wie Martha bald merken sollte, pflegte Putzi mit seinem ausgeprägten Bedürfnis, im Mittelpunkt zu stehen, stets nach allen anderen Gästen einzutreffen. Im Oktober gab sie eine Geburtstagsparty. Er platzte nach Mitternacht herein, sehr zum Entzücken einer Prinzessin, die sich gelangweilt hatte und nur geblieben war, um ihn kennenzulernen. Er begegnete ihr, als sie gerade die Party verlassen wollte, und complimentierte sie wieder zurück. Dann liess er sich einen Drink geben und drosch mit seiner üblichen Hemmungslosigkeit auf das Klavier ein. Bald danach brach er unter wildem Gestikulieren und lärmendem Lob für alles und jeden im Haus – einschliesslich «Papa» Dodd, wie er Marthas Vater scherzhaft titulierte – wieder auf.

Nicht lange danach erkor Putzi Martha zum Gegenstand eines ziemlich bizarren Plans. Hitlers Sexualleben – oder vielmehr das augenscheinliche Fehlen eines solchen – bereitete ihm schon seit einiger Zeit Kopfzerbrechen. Er war überzeugt, dass die zunehmende Neigung zur Gewalt und die Ge-



fährlichkeit von Hitlers Persönlichkeit sowie Politik mit dessen unausgeglichenerm Privatleben zu tun hatten. So hielt Putzi Ausschau nach einer geeigneten Frau, um sie mit dem Diktator zu verkuppeln. Eines Tages klingelte in der Botschaft das Telefon. Putzi verlangte Martha.

«Hitler braucht eine Frau», fiel er wichtiguerisch mit der Tür ins Haus. «Hitler sollte eine amerikanische Frau bekommen. Eine hübsche Frau könnte das Schicksal Europas verändern. Martha, diese Frau sind Sie.»

Zuerst glaubte Martha, Putzi mache einen seiner üblichen derben Spässe mit ihr. Doch dann merkte sie, dass es ihm durchaus Ernst damit war. Immerhin fand sie die Aussicht, Hitler persönlich kennenzulernen, sehr verlockend. Trotz ihrer Abneigung gegen dessen Gefolgsleute und das Unterdrückungssystem, das er gerade schuf, glaubte sie nach wie vor, dass der Naziführer eine «herausragende und geniale Persönlichkeit mit grossem Charme» sein müsse. Martha wählte ihre Garderobe besonders sorgfältig; wenn sie, wie sie später sarkastisch bemerkte, dazu ausersehen war, die Geschichte Europas zu ändern, dann musste ihre Aufmachung so reserviert und zugleich so verheissungsvoll wie möglich sein – ein Schleier, eine Blume und zwei sehr kalte Hände. Deutsche Männer, das hatte sie mittlerweile begriffen, erwarteten von einer Frau, dass sie sich auf die Rolle des attraktiven Anhängsels beschränkte, das man sah, aber nicht hörte.

Putzi brachte sie zum Kaiserhof, wo sich die beiden zu Jan Kiepura gesellten. Der junge polnische Tenor sollte heute ebenfalls die Bekanntschaft Hitlers machen. Kiepura wurde als Erster zu Hitlers Tisch hinübergebeten, nachdem dieser, wie üblich umringt von seinen Leibwächtern, daran Platz genommen hatte. Die beiden Männer unterhielten sich angeregt, offenbar über Musik. Während Marthas Audienz herrschte eine angespanntere Atmosphäre. Putzi flüsterte Hitler eine kurze Erklärung ins Ohr, sie näherte sich ihm und blieb stehen, während er sich erhob und ihr die Hand küsste. Putzi hatte offenbar vergessen, Hitler zu sagen, dass sie kaum Deutsch sprach, denn als er ein paar gemurmelte Worte an sie richtete, verstand sie ihn nicht und zog sich hastig wieder zurück. Jeder blieb danach an seinem

Tisch sitzen, und Martha bemerkte, dass Hitler sie gelegentlich neugierig, aber befangen anstarrte.

Putzi liess sich nichts anmerken und gab sich ausgelassen wie immer. Doch Martha war jetzt nicht in der Stimmung für sein übertriebenes, sinnloses Geschwätz. In ihr arbeitete es: Wie liess sich der Hitler, der als einer der mächtigsten Männer Europas galt, mit dem Hitler unter einen Hut bringen, den sie gerade aus nächster Nähe erlebt hatte: ein unaufdringlicher, unbeholfener und sogar weicher, gehemmter Mann, der schüchtern wirkte und sich in der Gesellschaft von Menschen, die «nach Rang oder Vermögen über ihm» standen, sichtlich unwohl fühlte. Nur aus dem brennenden, hypnotischen Blick seiner blassblauen Augen sprach etwas weitaus Mächtigeres – und Beängstigenderes.

Zwar zeigte sich Hitler an Martha nicht interessiert, doch Putzi war keineswegs immun gegen ihre Reize. Seinem Sohn Egon zufolge gehörte sie zu den nicht wenigen Frauen, mit denen sein Vater eine Affäre hatte.

Abends gab dann Martha eine kleine Party für ein paar Freunde. Einer der Gäste war Hans Thomsen, Ministerialrat in der Reichskanzlei. Die Gastgeberin ging zum Grammophon und legte das «Horst-Wessel-Lied» auf. Empört und mit erhobener Stimme polterte Thomsen los: Eine solche Hymne zur Verherrlichung des Märtyrers für die nationalsozialistische Sache sei «nicht die Art Musik, um sie bei geselligen Zusammenkünften und so larifari zu spielen». Putzi fand das Ganze höchst belustigend. «Ja, unter uns gibt es ein paar solcher Leute», sagte er achselzuckend zu Martha. «Leute mit Scheuklappen und ohne Humor. Man muss sich vorsehen, dass man ihre empfindsamen Gemüter nicht kränkt.» Er selbst gehörte mit Sicherheit nicht zu ihnen.

Seine ironische Distanz zu den Nazis liess Putzi auch gegenüber Louis Ferdinand von Preussen durchschimmern. Von Ribbentrop hatte den Prinzen für die Sache der Nazis gewinnen wollen, doch der lehnte ab. Allerdings entwickelte er ein Faible für Putzi. «Sein bohèmienhafter Lebensstil und seine Sympathie für Amerika bildeten die Basis unserer Freundschaft», ur-

teilte Letzterer über ihr erstes Treffen 1933. «Er war ein netter Mensch, auch wenn viele Leute ihn für etwas verrückt hielten. Jedenfalls betrachtete er den ganzen Nazi tumult als Theaterdonner.»

Im Frühling des Jahres arrangierte Putzi für ihn ein Treffen mit Hitler. Der Prinz, der als junger Mann Amerika bereist und in den Fordwerken in Detroit gearbeitet hatte, kam in den Genuss eines dreiviertelstündigen Monologs Hitlers. Dieser erklärte lang und breit, dass er den amerikanischen Autobauer sehr bewundere, weil es ihm gelungen sei, das Automobil «in ein Instrument zur Vereinigung der verschiedenen Klassen» zu verwandeln. Auch wenn der Prinz Hitler etwas benebelt verliess, so musste er doch einräumen, dass von dem Diktator eine gewisse Faszination ausging.

Putzi begann sich auch im Ausland einen Namen zu machen, insbesondere in Grossbritannien, wohin er häufig reiste. Eine britische Lady, die seinem Charme erlag, war Diana Mitford, die Tochter Lord Redesdales und in der Gesellschaft für ihre Schönheit berühmt. Diana, ihre fünf Schwestern und ihr Bruder galten in der britischen Oberschicht als Paradiesvögel, die vertrauten Umgang mit einigen der bekanntesten Schriftsteller, Denker und Künstler des Landes pflegten. Darüber hinaus stand sie auch Winston Churchill nahe. Fünf Jahre zuvor, mit 18 Jahren, hatte sie Bryan Guinness, einen der reichsten jungen Männer Grossbritanniens geheiratet, und jetzt stand sie kurz vor der Trennung von ihm. Ihr neuer Liebster und künftiger Gatte war Sir Oswald Mosley, der sich gerade als Führer der «British Union of Fascists» einen Namen machte.

Diana begegnete Putzi im Frühjahr 1933 auf einer von einem Verwandten der Guinness' gegebenen Gesellschaft in London. Putzi spielte gerade im Salon Klavier, als sie eintrat. Er erhob sich sofort und begann, die Gäste mit einer Beschreibung des neuen deutschen Staates und seines Führers zu ergötzen. Ihr zufolge liess er keinen Zweifel daran, dass Hitler «für ihn das Höchste auf der Welt war, als Führer und als Freund».

Über die Nazis wusste Diana nur, was sie in den britischen Zeitungen gelesen hatte, und dies bezog sich hauptsächlich auf den Judenhass der Par-

tei. Putzi reagierte ungehalten, als sie ihn fragte, wie die Juden behandelt würden.

«Ach, die Juden, die Juden, das ist alles, was man in London zu hören bekommt!», rief er aus. «Die Leute hier haben doch keine Ahnung von dem Judenproblem in Deutschland seit dem Krieg. Denken wir doch einmal an die neunundneunzig Prozent der Bevölkerung, an die sechs Millionen Arbeitslosen! Hitler wird ein grosses, blühendes Deutschland für die Deutschen schaffen. Wenn den Juden das nicht gefällt, können sie ja gehen. Sie haben ja Verwandte und Geld in der ganzen Welt. Sollen sie doch Deutschland uns Deutschen überlassen!»

Und so tönte Putzi den ganzen Abend lang weiter. Diana hatte schon viele Salonkommunisten erlebt, die «Gift und Galle spuckten», doch dies war ihr erster «Salonnazi». Sie war fasziniert, insbesondere als Putzi versprach, sie Hitler vorzustellen, sollte sie Deutschland besuchen. «Sie müssen alle nach Deutschland kommen», drängte er die Gäste. «Sie werden mit eigenen Augen sehen, welche Lügen Ihre Zeitungen über uns verbreiten.»

Im September beschloss Diana, ihn beim Wort zu nehmen. Ihre private Krise verstärkte nur ihren Wunsch, weg von London zu kommen. Ihre jüngere Schwester Unity sehnte sich ebenfalls nach einer Abwechslung. Der Zeitpunkt war günstig gewählt. Als die beiden Frauen Putzi ausfindig gemacht hatten, teilte er ihnen mit, in Nürnberg werde zur Feier der «Macht-ergreifung» ein Parteitag stattfinden. Er erbot sich, sie mitzunehmen und deutete an, er werde sein in London gegebenes Versprechen erfüllen.

Was sie sahen, beeindruckte die beiden Frauen tief. Die Strassen der Nürnberger Altstadt quollen über von Hunderttausenden uniformierter Männer; aus vielen Fenstern hingen Hakenkreuzfahnen. Der Parteitag selbst war spektakulär. Albert Speer, damals ein junger Architekt, zeichnete für die Bauten verantwortlich. Krönung seiner Schöpfung war ein 30 Meter hoher goldener Adler mit gespreizten Flügeln. Die gefeierte Filmregisseurin Leni Riefenstahl beriet ihn bei den Spezialeffekten. Am meisten überwältigte die beiden Britinnen jedoch der überschäumende Jubel der Massen. Diana zufolge lag ein Gefühl von «überschwänglichem Triumph» in der

Luft. Als Hitler erschien, «durchzuckte etwas wie ein Stromstoss die Menge». Das Ganze war, wie sie schrieb, «ein Erntedank von Revolutionären für den Erfolg ihrer Revolution. Sie glaubten, die dunklen Jahre seit ihrer Niederlage im Krieg seien jetzt vorüber, und sie sahen freudig einem besseren Leben entgegen.»

Putzi spielte den vollendeten Gastgeber. Er führte die Schwestern während der gesamten vier Tage des Ereignisses herum und begleitete sie zu sämtlichen Aufmärschen. Er trug dabei dieselbe unverwechselbare dunkelbraune Uniform wie bei den Lochners, jedoch zu Dianas Belustigung kombiniert mit Reithosen und -stiefeln statt der von den anderen Mitgliedern der Naziführung bevorzugten langen Hosen. Insbesondere Unity wollte Hitler kennenlernen und fragte Putzi zwei oder drei Mal am Tag, wann sie denn nun Gelegenheit dazu bekämen.

Schliesslich willigte Putzi ein, sie zum Hotel Deutscher Hof zu bringen, wo Hitler während des Parteitages logierte. Unterwegs jedoch äusserte er Bedenken wegen des Make-ups der Damen; das entspreche nicht dem nationalsozialistischen Schönheitsbegriff.

«Sie dürfen keinen Lippenstift auflegen», schärfte er ihnen ein.  
«Der Führer mag das nicht.»

Pflichtschuldigt nahm Diana das dargebotene Taschentuch und wischte ihre Lippen ab. Unity jedoch weigerte sich. «Ich kann einfach unmöglich ohne», seufzte sie.

Sie setzten ihren Weg zum Hotel dennoch fort und warteten in der Halle, während Mitglieder von Hitlers Hofstaat wie zufällig vorübergingen, um sich ein Urteil zu bilden, ob sie einer Vorstellung würdig waren. Schliesslich kam Hess herunter und behauptete, der Führer sei zu beschäftigt, um sie zu empfangen. Für Putzi waren ganz klar Unitys geschminkte Lippen schuld an der Abfuhr.

Dennoch sollten die wenigen Tage in Nürnberg das Leben der beiden Schwestern verändern. Diana kehrte mit der festen Überzeugung in die Heimat zurück, dass Mosley und die Naziführung unbedingt Kontakt aufnehmen mussten. Unity war dermassen beeindruckt von der Vision eines «neuen Deutschland», dass sie ihre Eltern überreden konnte, sie in München

Deutsch lernen zu lassen. Sie wünschte sich inständig, Hitler zu begegnen, und suchte täglich das Restaurant Osteria Bavaria auf, weil sie ihn dort zu sehen hoffte. Sie sass zum Mittagessen oder zum Kaffee dort, manchmal mit einer Freundin, und platzte sich so, dass Hitler unweigerlich an ihr vorüber musste. Dann sprach sie mit lauter Stimme oder liess ein Buch fallen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Das alles zahlte sich schliesslich aus. Als Unity Hitler 1935 kennenlernte, schrieb sie einen langen Brief an ihren Vater. Er begann mit den Worten: «Heute war der allerschönste Tag meines Lebens.» Sie war so glücklich, dass sie schrieb: «Es würde mir nichts ausmachen, zu sterben.» Von da an war Unity eine Freundin Hitlers und ging im Braunen Haus ein und aus. Ihre Beziehung scheint rein platonisch gewesen zu sein, auch wenn Unity sich etwas anderes gewünscht haben mag. Putzi zufolge pflegte Hitler die Freundschaft mit Unity wegen ihres «Snobeffekts», zeigte jedoch keinerlei sexuelles Interesse – «sie hätte genauso gut eine überlaufende Badewanne sein können.»

Eine Reihe anderer prominenter Briten war ebenfalls begeistert von Hitler, wenn auch nicht in dem Übermass wie Unity. Einer von ihnen war David Lloyd George. Der ehemalige Führer der britischen Liberalen war während des Ersten Weltkriegs Premierminister gewesen. Bei einem Besuch Putzis in Grossbritannien überreichte ihm Lloyd George ein Foto, das Putzi mit nach Berlin nehmen sollte. Auf der Rückseite stand die Widmung: «Für Reichskanzler Hitler, in Bewunderung seines Mutes, seiner Entschlossenheit und seiner Führungskraft.»

**NICHT ALLE AUSLÄNDER** erlagen Putzis Charme. Quentin Reynolds, Berichterstatter für *Colliers*, fand ihn oberflächlich und falsch. «Man musste Putzi näher kennen, um ihn nicht zu mögen», urteilte er. Als sich der Korrespondent im Auslandspresseamt akkreditiert hatte, hatte Putzi auf den ersten Blick den Eindruck eines umgänglichen Burschen gemacht. Er redete wie ein Wasserfall, durchaus amüsant und freundlich, überschlug sich fast

vor Herzlichkeit gegenüber den Amerikanern – was in scharfem Gegensatz zur Feindseligkeit der meisten anderen Nazibonzen stand. Als Reynolds während einer ihrer frühmorgendlichen Besprechungen um ein Interview mit dem Gestapochof Rudolf Diels bat, sagte ihm Putzi dies sofort zu. Am nächsten Tag suchte er den Amerikaner in der Taverne auf und teilte ihm mit, es sei alles arrangiert.

Auch auf persönlicher Ebene bemühte sich Putzi, bei Reynolds einen Stein im Brett zu haben. Reynolds Haushälterin Martha hatte jeden Morgen einen kleinen Zusammenstoss mit den Nazis: Wenn der Postbote ihr die Post übergab, knallte er die Hacken zusammen und grüsste mit «Heil Hitler». Martha, eine rotwangige junge Frau, erwiderte den Gruss mit einem gleichermassen festen «Grüss Gott». Doch ein solch trotziges Verhalten gegenüber dem neuen Regime blieb nicht lange folgenlos. Eines Tages klopfen zwei braun uniformierte SA-Leute an die Tür. Einer der beiden erklärte Reynolds in fließendem Englisch, ihnen sei hinterbracht worden, dass seine Haushälterin eine feindliche Einstellung dem neuen Regime gegenüber hege und dass sie sie zum Verhör ins SA-Hauptquartier mitnehmen würden. Sofort hängte sich Reynolds ans Telefon und berichtete Putzi, was geschehen war, und zwar so, dass die Brauhemden es hören konnten.

Putzi enttäuschte ihn nicht. «Geben Sie mir einen von diesen Schwachköpfen», verlangte er, und als er den Englisch sprechenden Teil des Duos am Hörer hatte, holte er zu einer Standpauke aus.

«Haben Sie nichts Besseres zu tun, als ein einfaches Bauernmädchen zu belästigen, das beim Repräsentanten des bedeutenden Hearst-Konzerns arbeitet?!», brüllte er, offenbar ohne daran zu denken, dass Reynolds für *Collier's* arbeitete. «Wenn Sie ihr noch einmal zu nahe treten, werde ich mich bei Ernst Röhm persönlich beschweren, und der wird sich dann schon um Sie kümmern!»

Putzis Eingreifen erzielte die gewünschte Wirkung. Mit gerunzelten Brauen entschuldigte sich der ältere SA-Mann eilig bei Reynolds für das Missverständnis. Kurz darauf wurde der Postbote versetzt.

Reynolds lernte jedoch schnell eine weit weniger zuvorkommende Seite

Putzis kennen. Da der Amerikaner das Deutsche nur schlecht beherrschte und das Land nicht sehr gut kannte, glaubte Putzi, ihn stärker beeinflussen zu können als andere Korrespondenten wie beispielsweise Lochner, der die Nazis bereits seit mehreren Jahren aus nächster Nähe beobachtete. Als daher Putzi und Reynolds etwa einen Monat nach dessen Ankunft in der Bar des Hotels Adlon zufällig aufeinandertrafen, zollte der Nazipressechef dem Journalisten seine Anerkennung, dass dieser nichts über die angeblichen Misshandlungen von Juden durch die Nazis geschrieben habe. Solche Behauptungen seien, so Putzi zu jedem, der es hören wollte, nichts als deutschfeindliche Propaganda.

Reynolds blieb jedoch nicht lange so gutgläubig, denn das Bild des Naziregimes, das Putzi ihm verkaufen wollte, deckte sich nicht mit seinen eigenen Beobachtungen. Einen drastischen Beweis dafür erhielt Reynolds während eines Aufenthalts in Nürnberg auf dem Weg zu den Salzburger Festspielen. Martha Dodd und ihr Bruder Bill begleiteten ihn. Ganz zufällig wurde Reynolds hier als einer der ersten Auslandskorrespondenten zum Augenzeugen des antisemitischen Naziterrors. Kurz nach Mitternacht, als die drei in ihrem Hotel eintrafen, erhaschten sie einen Blick auf einen Fackelzug, der sich durch die Stadt wand. Unbekümmerte, lachende Menschen säumten die Strassen, die Hakenkreuzfahnen des Zuges kamen gerade in Sicht. In der Mitte des Zuges sahen sie eine Frau, die von zwei baumlangen SA-Männern halb getragen und halb geschleift wurde. Ihr Gesicht war weiss gepudert und ihr Kopf kahlgeschoren. Um ihren Hals hing ein Schild mit der Aufschrift: «Ich wollte mit einem Juden leben.» Die Frau hiess Anna Rath und hatte den Fehler begangen, ihren jüdischen Verlobten zu heiraten, obwohl Juden die Ehe mit «Ariern» verboten war.

Reynolds' Bericht ging wie ein Lauffeuer durch die amerikanische Presse und trug ihm den Beifall seiner Bosse ein – und einen Rüffel von Putzi. Als der Journalist wieder nach Berlin zurückkehrte, fand er eine Mitteilung vor, er solle sofort in Putzis Büro vorsprechen.

Putzi kochte vor Wut. «An Ihrer Story ist doch kein Wort wahr!», donerte er. «Ich habe mit unseren Leuten in Nürnberg gesprochen, und die ha-



ben mir versichert, dort sei nichts Derartiges geschehen!» Reynolds aber brachte ihn umgehend zum Verstummen, denn er konnte zwei über alle Zweifel erhabene Zeugen vorweisen, die seinen Bericht beide bestätigten.

Putzi musste sich geschlagen geben. Doch bald darauf konnte er Rache nehmen, wenn auch auf recht absonderliche Weise. Die Eltern Reynolds' besuchten Berlin, und ihr Sohn gab eine vornehme Abendgesellschaft für sie, zu der er auch Putzi einlud. Wie gewöhnlich setzte dieser sich ans Klavier und begann ein paar harmlose deutsche Liedchen in die Tasten zu hauen. Als er hörte, dass Reynolds für seine Mutter übersetzte, wandte er sich ihr zu und verkündete, er werde für sie eine seiner Eigenkompositionen mit englischem Text spielen. Dann traktierte er die bedauernswerte Dame mit einem üblen Hetzlied, das «Juden, Katholiken und Neger» als Feinde des Dritten Reiches beschimpfte. Reynolds hegte nicht den geringsten Zweifel, dass Putzi ihm auf diese Weise seinen Nürnbergbericht heimzahlen wollte, und musste schwer an sich halten, nicht mit Fäusten auf ihn loszugehen. Glücklicherweise wurde Putzi kurz darauf in die Reichskanzlei abberufen, um dort für Hitler ein wenig Liszt zu spielen. Reynolds brachte ihn zur Tür. Mit äusserster Selbstbeherrschung stiess er hervor: «Betreten Sie niemals wieder mein Haus, Sie Scheisskerl.»

Während Reynolds einige Zeit gebraucht hatte, um Putzi zu durchschauen, fanden andere ihn auf Anhieb unausstehlich. Zu diesen gehörte Bella Fromm, eine jüdische Gesellschaftskolumnistin der Berliner *Vossischen Zeitung*. In ihren Erinnerungen schilderte sie ihn als «grotesk aussehenden Riesen», der fast jeden Satz mit heftigem Gestikulieren seiner Hände «von nahezu beängstigenden Ausmassen» untermalte und jedes seiner Argumente mit einem Nicken seines «seltsam missgestalteten Kopfes» unterstrich. Die anderen Gäste der Gesellschaft, bei der sie Putzi zum ersten Mal erblickte, hatten ihren Spass an ihm, wie man Spass an einem Hofnarren hat. Putzi war «naziverrückt», schrieb sie. «Er vernachlässigte jahrelang Familie und Beruf und folgte seinem Herrn auf dem Fuss wie ein treuer Hund.» Als sich Putzi damit brüstete, dass er dem Führer, wenn dieser unter Schlaflosig-

keit litt, spätnachts vorspielte, konnte sich Fromm ein unwirsches «Na und?» nicht verkneifen.

Noch empörender fand Fromm, dass Putzi noch bis weit ins Jahr 1933 hinein die Politik der Nazis verharmloste und verteidigte. «All die Gerüchte über die Judenverfolgung und die Repressalien gegen Katholiken sind nur billige Lügen und absurde Klatschgeschichten», erklärte er ihr im März auf einer Teegesellschaft in der italienischen Botschaft. Ähnlich verhielt er sich ein paar Monate später, als sie auf dem glanzvollen Rot-Weiss-Ball zufällig aufeinandertrafen. Putzi zeigte sich entzückt von Fromms Begleitung, einer jüdischen Freundin. «Sie sollten das Anthropologische Institut zu einer Konsultation aufsuchen», empfahl er ihr. «Meiner Meinung nach ist es absurd, dass Sie Jüdin sein sollen. Ihr Schädel hat die ideale arische Form.»

Eine weitere Probe seines Antisemitismus lieferte Putzi Bella Fromm im Mai des folgenden Jahres beim Abschiedsfest Dodds für den scheidenden Generalkonsul Messersmith.

«Ach, diese ganze Aufregung um die Juden!», klagte Putzi. «Messersmith ist einer. Roosevelt auch. Die Partei verabscheut sie.»

«Dr. Hanfstaengl, darüber haben wir doch schon gesprochen», erwiderte Fromm scharf. «So brauchen Sie mir gar nicht erst zu kommen.»

Putzi mässigte sich. «Gut, gut», lenkte er ein. «Ich habe viele Freunde in den Vereinigten Staaten, und die halten es auch alle mit den Juden. Aber das Parteiprogramm schreibt es eben so vor...»

Als sie sich trennten, bot ihr Putzi ein Fruchtbonbon an. «Nehmen Sie doch eins», ermunterte er sie. «Sie werden eigens für den Führer hergestellt.» Bevor sie es sich in den Mund schob, sah sie zu ihrem Entsetzen, dass es mit einem Hakenkreuz verziert war.

Journalisten und anderen offiziellen Besuchern gegenüber machte Putzi kaum einen Hehl aus seinem Antisemitismus, insbesondere wenn sie um ein Treffen mit Hitler nachsuchten. Der Amerikaner Will Moore, dessen Bruder mit Putzi in Harvard studiert hatte, beurteilte den Pressechef als «skrupellosen Vertreter eines skrupellosen Regimes», nachdem er ihm bei einem Be-

such in Berchtesgaden begegnet war. «Er tritt dafür ein, alle Juden vollständig zu vernichten und die Kommunisten und Kriminellen auszurotten, statt dem Staat die Kosten für ihren Unterhalt aufrubürden», berichtete er.

Ein weiterer Journalist, der Putzis Antisemitismus am eigenen Leib zu spüren bekam, war der Brite Robert Bernays, ein Journalist und Politiker der Liberalen Partei. Als Mitglied des Parlaments war er nach Deutschland gekommen, um die Judenfrage zu untersuchen. Da er wusste, wie empfindlich das Regime auf Kritik reagierte, hatte er es im Vorfeld sorgfältig vermieden, sich an antifaschistischen Kundgebungen oder anderen Aktivitäten zu beteiligen, die ihn auf eine deutsche schwarze Liste gebracht hätten. Da ihm seines Erachtens am ehesten Putzi Zutritt zum Führer verschaffen konnte, suchte er ihn auf. Doch Putzi misstraute Bernays, denn er hielt ihn für einen Juden. Tatsächlich sei sein Urgrossvater ein deutscher Jude gewesen, wie der Journalist später an den Verleger des *News Chronicle* Tom Clarke schrieb. Sein Vorfahr habe jedoch in der Leipziger Völkerschlacht mitgekämpft, was ihn zum Nichtjuden ehrenhalber gemacht haben mochte. Seither habe es «Generationen von Pastoren auf beiden Seiten meiner Familie» gegeben.

Putzi rief die britische Botschaft in Berlin an, um mehr über seinen Besucher zu erfahren.

«Wer ist dieser Herr Bernays?», wollte er wissen. «Das ist ein jüdischer Name. Wir sagen hier Bernis.»

«Ich weiss nicht, was Sie in Deutschland sagen», erwiderte ein Sekretär, der den Besucher persönlich kannte. «Aber in England wird es gesprochen, wie man es schreibt – Bernays.»

Also willigte Putzi ein, den Politiker zu empfangen. Das Treffen verlief alles andere als erspriesslich. Nach einem minutenlangen Schlagabtausch holte Putzi zu einer Hetztirade gegen die Juden aus: Sie seien in Deutschland nur Gäste, die ihr Gastrecht missbraucht hätten und gehen müssten. «Eure Presse, eure Justiz, eure Finanzen, eure Politik: das wird doch alles von den Juden gelenkt!», brüllte er. Dann steigerte er seine Lautstärke noch: «Gehen Sie und sagen Sie das Ihren jüdischen Freunden!»

Bernays mühte sich vergebens, Putzi klarzumachen, dass nicht bloss unter «seinen jüdischen Freunden» Entsetzen und Empörung über Hitler herrschte, sondern im gesamten Unterhaus, nicht nur über den Feldzug gegen die Juden, sondern auch über die Angriffe auf die Bürgerrechte sowie über das Wiedererstarken des Militarismus, der schon den Ersten Weltkrieg ausgelöst hatte. «Können Sie sich nicht vorstellen, dass wir aufgebracht und zutiefst beunruhigt sind?», fragte Bernays.

Putzi wollte von alledem nichts wissen. Zwar räumte er ein, bei der Judenverfolgung sei es vielleicht zu Auswüchsen gekommen, pochte aber seinem skeptischen Gast gegenüber darauf, dass die Ereignisse vom März 1933 als «Revolution» zu betrachten seien und «nicht als Regierungswechsel». Der wahre Feind sei der Kommunismus, und das könne das britische Volk einfach nicht verstehen, schliesslich gebe es in seinem Land nicht einen einzigen kommunistischen Abgeordneten.

«Was ist die Alternative zu Hitler?», fragte Putzi rhetorisch. «Der Kommunismus.» Hitler habe die Kraft «zu organisieren und mitzureissen», etwa wie in Grossbritannien David Lloyd George, und er würde mit jedem zusammenarbeiten, «um Kommunismus und Krieg zu bekämpfen». Dann behauptete Putzi, er sei tief besorgt über die starken antideutschen Gefühle in Grossbritannien. Zum Beweis griff er nach einem Exemplar des Magazins *The Sphere*-, es zeigte Hitlers Abbild im Londoner Wachsfigurenkabinett von Madame Tussaud, beschmiert mit roter Farbe. «Stellt man auf diese Weise gute Beziehungen her?», fragte er sarkastisch.

Mit jeder Minute, die Bernays bei Putzi zubrachte, sah er seine Chancen auf ein Interview mit Hitler schwinden. Doch fragen kostete schliesslich nichts. Ein klein wenig an der Wahrheit vorbei hatte er sich als «nationalistischer» Parlamentsabgeordneter vorgestellt, doch als Putzi nun nach dem Namen seines Parteichefs fragte, war Bernays geliefert. Einen Wimpernschlag lang erwog er, einfach zu behaupten, Vorsitzender der Liberalen sei immer noch David Lloyd George. Dann entschloss er sich doch, den richti-

gen zu nennen: Herbert Samuel. Und damit bestätigte er Putzis Verdacht einer jüdischen Provokation.

Einige Tage später stiess ein Freund von Bernays zufällig auf Putzi und erkundigte sich nach dem Interview mit Hitler.

«Glauben Sie, ich würde ein Interview für eine Judensau arrangieren?», lautete die Antwort.

Währenddessen kam Putzi nach wie vor seiner zweiten wichtigen Aufgabe in der Partei nach: Er war Hitlers Klavierspieler und stand stets auf Abruf bereit. «Putzi war für Hitler, was der harfespielende David für Saul war», brachte es Louis P. Lochner von Associated Press auf den Punkt. «Mit seinem Klavierspiel holte er den Führer aus seinen häufigen depressiven Anwandlungen heraus.» Infolge Hitlers merkwürdiger Tageseinteilung konnte Putzi jederzeit ein entsprechender Befehl erteilen. So geschah es auch während eines Bierabends, den Putzi für ausländische Diplomaten, Regierungsbeamte, Schauspieler, Schriftsteller und einige Auslandskorrespondenten in seinem Haus veranstaltete. Um ein Uhr – die Stimmung näherte sich gerade dem Höhepunkt – klingelte das Telefon. Es war Hitler.

«Was machen Sie gerade, Hanfstaengl?», wollte er wissen. «Sind Sie zu müde, um herzukommen und mir vorzuspielen?» Putzi verliess seine Festgesellschaft und eilte in die Reichskanzlei.

Hitler wirkte abgespannt und erschöpft. «Spielen Sie irgendwas», verlangte er.

Und so spulte Putzi eine Auswahl seiner Lieblingsstücke herunter – von Puccini und Verdi bis Schumann –, bei denen Hitler gewöhnlich Entspannung fand. Natürlich hätte er normalerweise auch Wagner gespielt, doch angesichts der fortgeschrittenen Stunde hielt er diese Musik für unangemessen. Sein Spiel hatte die gewünschte Wirkung; als Hitler so gelöst wirkte, dass er kurz vorm Einschlafen schien, verliess ihn Putzi und kehrte wieder zu seinen Gästen zurück.

Putzi wunderte es immer wieder, wie versessen Hitler auf sein Klavierspiel war. Andere, die Putzi am Klavier erlebten, staunten eher über die Gewalt und schiere Lautstärke seines Spiels denn über Virtuosität. «Wenn er aufstand, war das Klavier immer wie erschlagen, von ihm selbst und seinen

Zuhörern ganz zu schweigen», lästerte Martha Dodd über seine Darbietung bei einem ihrer Empfänge. «Und in den Räumen der Botschaft hallte es noch tagelang nach.»

Dennoch war etwas an Putzis Musik und an seinem Charakter, das auf Hitler einen besonderen Reiz ausübte. Mit Vorliebe erzählte Putzi die Geschichte von dem italienischen Klaviervirtuosen, der Hitler einmal vorspielte.

«Wie gefällt Ihnen jetzt Hanfstaengls Spiel, nachdem Sie diesen Mann gehört haben?», fragte ein Bekannter Hitler lachend.

«Ich höre lieber Hanfstaengl hundert falsche Noten spielen als diesen Mann eine richtige», gab Hitler zurück.

## 11

**IN DIESEM SOMMER** rief Hitler einmal spätabends an und lud die Hanfstängls für eine Woche zu sich in sein Haus bei Berchtesgaden ein. Putzi lehnte ab, da er in Berlin zu viel zu tun habe, schlug aber vor, dass Helene und Egon ohne ihn kommen könnten. Hitler willigte ein. Er verehrte Helene immer noch, und die Aussicht, eine Woche allein mit ihr – oder zumindest ohne ihren Gatten – zu verbringen, reizte ihn sehr.

Kurz nach Mitternacht traf Hitlers Wagen ein. Er brachte sie zu der luxuriösen Wohnung des Führers am Prinzregentenplatz, wo er selbst und einige seiner Gefolgsleute warteten. Schliesslich brach die Gesellschaft um ein Uhr dreissig in zwei identischen Mercedes-Cabrios auf. Erst bei Tagesanbruch trafen sie in Haus Wachenfeld ein. Mutter und Sohn wurden im Gästezimmer im ersten Stock einquartiert; es bot einen grossartigen Blick über das Tal. Am folgenden Tag liess es sich Hitler nicht nehmen, sie überall herumzuführen. Er zeigte ihnen sogar sein eigenes, relativ bescheidenes Zimmer im Erdgeschoss, das wie das übrige Haus mit einfachen Landhausmöbeln ausgestattet war. Ausser dem Bett enthielt es nur einen kleinen Schreibtisch und ein paar Bücherregale.

Egon, der seinen widerstrebenden Vater kürzlich überredet hatte, ihn in die Hitlerjugend eintreten zu lassen, war im Laufe der nächsten Tage viel mit Hitler zusammen. Er und seine Mutter assen regelmässig mit ihm und seiner Entourage. Wie Egon sich erinnerte, gab sich Hitler sehr freundlich, wenigstens nach seinen üblichen Massstäben. Eine normale Unterhaltung aber war nicht seine Stärke; er hörte entweder zu oder, was häufiger der Fall

war, hielt Predigten. In Berchtesgaden bei Tisch jedoch benahm er sich wie ein ganz gewöhnlicher Gastgeber, auch wenn er kaum über etwas anderes sprach als über Autos, Motoren, die Grösse und Leistung aller möglichen Schiffe und andere technische Themen.

Egon und Helene genossen zwar als einzige Gäste das Privileg, im Haus zu schlafen, doch tagsüber wimmelte es dort von anderen Nazis, die in den umliegenden Hotels und Pensionen wohnten. Einer der häufigsten Besucher war Göring; er und Hitler spazierten dann auf einem kleinen Rasenstück hin und her und redeten. Wenn Egon auf der Veranda sass, schnappte er Gesprächsfetzen auf, die ihm einen erschreckenden Einblick in die Nazijustiz gewährten. So hörte er beispielsweise Göring damit prahlen, er habe gerade 20 Todesurteile unterzeichnet.

Einmal ging Egon zu Hitler hin, als dieser alleine auf der Veranda stand und nach Salzburg hinüberschaute. In der Ferne waren gerade noch einige Häuser und so etwas wie eine Burg zu erkennen.

«Schau, mein Junge, das da drüben ist Österreich», sagte Hitler unvermittelt.

«Sie sind dort geboren, Herr Hitler, nicht wahr?», fragte Egon.

«Ja, in Braunau am Inn. Es ist ein sehr schönes Land.»

«Warum fahren wir nicht hin und besuchen es, es ist doch gar nicht weit,» schlug Egon vor.

Hitler lächelte. «Das werden wir eines Tages. Es ist wirklich eine Schande, dass sie nicht zu uns gehören. Aber eines Tages werden sie heim ins Reich kommen.»

**UNTER AUSLÄNDISCHEN DIPLOMATEN** und Journalisten bewegte sich Putzi gewandt und problemlos; seine Beziehungen zu Hitlers Gefolge dagegen blieben schlecht. Er hatte sich der naiven Hoffnung hingegeben, Hitler würde sich nach seiner Machtübernahme der «trübseligen Truppe» entledigen, die Putzi während der verschiedenen Wahlkampagnen so zu verachten gelernt hatte: Wilhelm Brückner, Julius Schaub, Heinrich Hoffmann, Sepp



Dietrich und wie sie alle hiessen. Doch zu Putzis Entsetzen bildeten sie nach wie vor Hitlers innersten Kreis. Sie betrachteten Hitler als ihr Eigentum und schirmten ihn wie eine Mauer gegen alle vermeintlich von der Parteilinie abweichenden Einflüsse ab. Putzi erinnerten sie an die im 17. Jahrhundert spielende Komödie *Schluck und Jau* von Gerhart Hauptmann. In dem Stück stösst ein Herzog bei einem Jagdausflug zufällig auf zwei betrunkene Landstreicher. Aus einer Laune heraus lässt er sie auf sein Schloss bringen und in sein Bett legen. Beim Aufwachen sagt man ihnen, sie seien der Herzog und sein Haushofmeister, und zum allgemeinen Ergötzen glauben sie es. In Putzis Augen waren Brückner und die anderen das Ebenbild von Hauptmanns Landstreichern.

Noch mehr Kopfzerbrechen bereitete Putzi der wachsende Einfluss von Propagandaminister Goebbels, der Rosenberg in seiner Funktion als Putzis Nemesis allmählich ablöste. Putzi misstraute seit Langem diesem «spöttischen, eifersüchtigen, boshaften, satanisch begabten Zwerg», in dem er den «Pilotenfisch des Hais Hitler» sah. Goebbels' frühere Bewunderung für Putzi hatte sich ebenfalls seit Langem in Misstrauen verkehrt. Nach Putzis Einschätzung hatte Goebbels ihm niemals verziehen, dass Putzi als einer der wenigen überhaupt einmal seinen verkrüppelten Fuss zu Gesicht bekommen hatte. Überdies machte sich der Pressechef darüber lustig, dass Magda ihren Mann «Engelchen» titulierte. «Magda ruft nach ‚Engelchen‘, aber es kommt kein anderer um die Ecke als der alte schwarze Teufel höchstselbst, mit Klumpfuss und allem Drum und Dran», mokierte sich Putzi.

Solche Bemerkungen wurden Goebbels natürlich hinterbracht, und der liess Putzi seinen Hass auf subtilste Weise spüren. Einmal kreuzten Hitler und Putzi in Goebbels' Wohnung auf und entdeckten, dass dieser gerade einen Flügel als Geschenk erhalten hatte. Auf der Stelle bat Hitler Putzi, darauf zu spielen. Goebbels, innerlich kochend, tat so, als gebe er sein Einverständnis. So ging das Monate weiter, bis Putzi eines Tages feststellte, dass das Instrument absichtlich verstimmt worden war. Er spielte Hitler nie wieder darauf vor.

Das wechselseitige Misstrauen der beiden Männer verschärfte sich noch, als Hitler an die Macht kam. Putzi war überzeugt, dass sein Rivale beabsich-

tigte, die Betreuung der ausländischen Presse seiner wuchernden Propagandaabteilung einzuverleiben. Goebbels scheint in Putzi dagegen nichts weiter als einen lästigen Störer gesehen zu haben, dessen sarkastischen Humor und mangelnde Hingabe an die Sache er allmählich leid war. Doch statt die ganze Angelegenheit zu entschärfen, ging Putzi auf Konfrontationskurs. Es war ein ungleicher Kampf. Putzi mochte seinem Feind in einem spöttischen Vergleich mit Robbespierre offen den Spitznamen «Goebbelspierre» verpassen, der Propagandaminister war einer der mächtigsten Männer des neuen Regimes, und es war ein schwerer taktischer Fehler, ihm in die Quere zu kommen.

Einen ihrer ersten Zusammenstöße hatten sie wegen eines Films. Ende 1932 hatte Ewers unter rauschendem Beifall der Naziführung sein versprochenes Buch über Horst Wessel herausgebracht, und nachdem Hitler an die Macht gekommen war, beschloss er es zu verfilmen. Putzi übernahm das Komponieren der Filmmusik und firmierte zudem als Mitproduzent. Die Filmaufnahmen begannen am 6. Juli in den Strassen Berlins. Alles sollte möglichst authentisch sein. Viele Rollen wurden mit Wessels ehemaligen Waffenbrüdern besetzt – von denen nicht wenige beim Nachstellen der Strassenkämpfe übel ausser Rand und Band gerieten. Die Bilanz einer Szene, eine Schlägerei mit Kommunisten in einem Brauhauskeller: 23 demolierte Tische und 17 zu Kleinholz geschlagene Stühle, 173 zu Bruch gegangene Biergläser und elf ausgeschlagene Zähne.

Als der Rohschnitt des Films vorlag, zeigten sie ihn Hitler und seinem Fotografen Heinrich Hoffmann. Beide zeigten sich beeindruckt, ebenso einige zu einer Privatvorführung am 30. September geladene Gäste. Unter diesen befand sich auch Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht, ein enger Freund Putzis. Die Uraufführung am 3. Oktober im Capitol-Kino in Berlin bezeichnete die Nachrichtenagentur Hearsts International News Service als «wichtigste Premiere der deutschen Filmindustrie im Herbst 1933». Putzi, der einen Lebensstil weit über seinem offiziellen Gehalt pflegte, war hocherfreut. Wessel war für die Nazis ein Gott, sodass der Film garantiert ein Kassenschlager werden würde.

Ewers und Putzi hatten jedoch nicht mit Goebbels gerechnet. Der betrachtete den Film als Einbruch in sein Reich. In der Tat lässt sich kaum ein schlagenderes Beispiel für Putzis mangelnde politische Urteilskraft finden. Goebbels wartete bis zum geplanten landesweiten Anlaufen des Films am 9. Oktober, Wessels Geburtstag. Dann verbot er ihn mit der Begründung, der Streifen werde weder der Figur des Helden noch der nationalsozialistischen Bewegung gerecht. Der Film, so behauptete er, gefährde lebenswichtige Interessen des Staates und das deutsche Ansehen. Auch die Beteiligung von Hanns Heinz Ewers war nicht eben hilfreich, blieb er doch trotz seiner öffentlich bekundeten Begeisterung für die nationalsozialistische Sache eine umstrittene, skandalumwitterte Figur. Nun stand Putzi praktisch vor dem Ruin. Er appellierte sowohl an Goebbels als auch an Hitler, doch vergebens. Schliesslich liess Goebbels den Film zu – aber erst nach 27 Schnitten. Als letzte und tiefste Demütigung ordnete er an, Wessels Name dürfe in dem Film nicht vorkommen. So wurde er umbenannt in *Hans Westmar*.

Als einziger Trost blieb Putzi die Musik. Der musikalische Höhepunkt des Films war das «Deutsche Largo», der Trauermarsch, den er für seine Tochter Hertha komponiert hatte. Als Hitler ihn beim ersten Nürnberger Reichsparteitag hörte, war er so beeindruckt, dass er verfügte, das Stück auch auf allen zukünftigen zu spielen. Leni Riefenstahl unterlegte eine Szene in ihrem Film *Triumph des Willens* mit diesem Marsch: Hitler und andere Naziführer schreiten durch die dichtgedrängten Reihen Zehntausender Angehöriger der Deutschen Arbeitsfront in Habachtstellung, während ihre polierten Spaten im Sonnenlicht glänzen.

Putzis Pressearbeit konnte ihn nicht über sein gescheitertes Filmprojekt hinwegtrösten. Bevor Hitler an die Macht gekommen war, hatte er auf Putzi gehört – allerdings oft nur zähneknirschend –, wenn dieser immer wieder hervorhob, wie wichtig es sei, dem Ausland ein möglichst positives Bild der Bewegung zu vermitteln. Das hatte sich jetzt geändert. Hitler hatte nur noch seine «Revolution» im Kopf, der Rest der Welt war ihm egal. Die Nazis hatten die Inlandspresse weitgehend zu regimetreuen, unkritischen Organen

gleichgeschaltet, und von den Auslandskorrespondenten in Berlin erwarteten sie ebenfalls Linientreue.

In immer grösserem Umfang zensierten Nazibeamte in den Telegrafendirektionen die Berichte der Reporter an ihre Redaktionen und schickten ihnen nicht genehme an die Verfasser zurück. Ausserdem setzten sie einzelne besonders «aufsässige» Journalisten Repressalien aus. Im März hatten die Nazis die Nachrichtenagentur von Hearst zur Abberufung ihres Korrespondenten Edward Deuss gezwungen, da sie Anstoss an einigen seiner Artikel nahmen. Der Berichterstatter Edgar Mowrer, der das Regime mit seinem Buch *Germany Puts The Clock Back* und kritischen Artikeln erzürnt hatte, wurde mehrere Monate später aus seinem Amt als Vorsitzender der Journalistenvereinigung Association of Foreign Press Correspondents gedrängt.

Bis zu einem gewissen Grad billigte Putzi derartige Aktionen, aber seine Beschwichtigungspolitik hatte Grenzen. Zum Beispiel im März 1933. Kurt Lüdecke, ebenfalls ein Intimfeind von Putzi und von Hitlers Machtübernahme nach Deutschland zurückgelockt, beschwerte sich in Rosenbergs Namen telegrafisch bei der *New York Evening Post* über mehrere Artikel von H.R. Knickerbocker. Als einer der herausragendsten amerikanischen Korrespondenten berichtete dieser über die Gräueltaten der Nazis. Nun behauptete Lüdecke, die Artikel seien verleumderisch, und forderte die Abberufung des Journalisten. Die Zeitung jedoch stellte sich hinter ihn, und Knickerbocker wandte sich hilfeschend an Putzi. Der warf sich nur allzu gerne für ihn in die Bresche, bekam er doch so eine Gelegenheit, Lüdecke und auch Rosenberg eins auszuwischen. Er nahm zuerst Rücksprache mit der amerikanischen Botschaft und suchte dann direkt Goebbels auf, worauf beide gemeinsam die Angelegenheit Hitler vorlegten. Knickerbocker durfte bleiben – und Lüdecke wanderte für kurze Zeit ins Gefängnis.

**ALS AUSLANDSPRESSECHEF DER NAZIS** trug Putzi zweifellos moralische Mitverantwortung für die Verbrechen des Regimes. Es besteht auch kein Zweifel, dass er Antisemit war und im Nationalsozialismus die einzige Rettung für sein Land sah. Vieles jedoch fand seine strikte Missbilligung. Manchmal sagte oder unternahm er nichts; dann wieder protestierte er offen gegen Übergriffe. Meist jedoch agierte er eher im Hintergrund, um den schlimmsten Auswüchsen die Spitze zu nehmen. Sein Erfolg fiel jedoch eher bescheiden aus.

Eines der für ihn erschreckendsten Ereignisse war der Prozess gegen Marinus van der Lubbe, Georgi Dimitroff und ihre Mitangeklagten. Fast unmittelbar nach dem Reichstagsbrand hatte Hitler eine Gesetzesänderung vorgenommen, die Brandstiftung zum Kapitalverbrechen machte. Putzi hatte die Vorgänge nur am Rande verfolgt. Dennoch überraschte es ihn genauso wie alle anderen, dass das Reichsgericht den Nazis im Dezember einen schweren Schlag versetzte und alle Beschuldigten ausser van der Lubbe auf freien Fuss setzte. Doch erst bei der Lektüre der amtlichen Verhandlungsprotokolle fiel ihm auf, in welchem Masse die Zeugenauswahl und die vorgelegten Beweise den Stempel der Einflussnahme von offizieller Seite trugen. Unbedachter denn je teilte er seine bösen Ahnungen einigen Kollegen mit und erklärte offen, diese Angelegenheit habe das Ansehen des Dritten Reichs im Ausland schwer beschädigt.

Auch Hitler scheint im Nachhinein erkannt zu haben, dass der Reichstagsbrandprozess ein Fehler war. «Es war Hitlers erster und letzter Versuch eines Schauprozesses im russischen Stil», urteilte Putzi. Bei einem gemeinsamen Mittagessen beklagte sich der Führer ihm gegenüber, die Richter hätten nicht begriffen, was in Leipzig eigentlich zur Verhandlung gestanden hätte, nämlich «das Wohl des Deutschen Reiches und keine haarspalterischen Probleme des römischen Rechts». In Zukunft würden sich Richter, so versicherte ihm Hitler, «von den Interessen der Bewegung und nicht von abstrakten juristischen Formeln» leiten lassen. Er hielt Wort. Künftig urteilten neugeschaffene Sonderschnellgerichte alle politischen Verbrechen ausser Hochverrat ab; Letzterer fiel in die Zuständigkeit des eigens eingerichte-

ten «Volksgerichtshofs». In diesem besass der Vorsitzende weitreichenden Einfluss auf die Verfahrenseröffnung und die Beweisführung. Die gerichtliche Voruntersuchung entfiel, und es gab kaum noch Einspruchsmöglichkeiten. Überdies konnten Urteile mit rückwirkender Kraft ergehen, und die Anforderungen an die Beweisführung waren stark gemindert. «Das in vielen Fällen erforderliche Vorlegen von Tatsachenbeweisen beruht auf dem falschen Denken der Juristen und sollte daher abgeschafft werden», zitierte eine Zeitung das nationalsozialistische Rechtsverständnis. «Die Schuld oder Unschuld eines Angeklagten muss danach beurteilt werden, ob er eine Bedrohung für das Reich ist oder nicht.»

Dimitroff und die anderen sollten nach ihrem Freispruch nach Russland geflogen werden. Doch man munkelte, Göring wolle sie töten lassen, bevor das Flugzeug nach Moskau abhob. Der Prozess hatte in der amerikanischen und britischen Presse viel Aufsehen erregt, und Putzi wusste, dass der Tod der Kommunisten eine PR-Katastrophe gewesen wäre. So heckte er gemeinsam mit Görings Pressechef Martin Henry Sommerfeldt einen Plan aus. Letzterer war ein recht anständiger Mann und ebenso besorgt um das Ansehen des Regimes im Ausland. Laut Sommerfeldt gab es nur einen Weg, seinen selbstherrlichen Chef von irgendetwas abzuhalten: in der Auslandspresse die Meldung zu lancieren, dass er eben dieses vorhabe. Wenn sie also Dimitroff vor dem Tod bewahren wollten, brauchten sie nur dafür zu sorgen, dass ein Zeitungsbericht erschien, der ein Mordkomplott aufdeckte.

Putzi wandte sich ratsuchend an Louis Lochner. Der Journalist zeigte sich zunächst auch hilfsbereit, doch nach einem Gespräch mit Botschafter Dodd kamen ihm Bedenken: Unterstellte er Göring öffentlich einen Mordplan, gefährdete er möglicherweise die Beziehungen von Associated Press zur Reichsregierung. So beschloss man, einen jungen Korrespondenten der britischen Konkurrenzagentur Reuters einzuspannen; er war gerade erst in Berlin eingetroffen und konnte damit entschuldigt werden, dass er die Spielregeln noch nicht kannte.

Am nächsten Tag luden Lochner und Putzi den jungen Kollegen in die Bar des Adlon ein. Dann kam, welch ein Zufall, Sommerfeldt hereingeschneit, und die beiden alten Hasen kamen auf den Mordplan zu sprechen. Sommerfeldt gab sich gebührend empört über eine derartige Verleumdung seines Vorgesetzten und dementierte den Plan gegenüber dem Reuters-Korrespondenten bereitwillig – vorausgesetzt, dieser berufe sich auf eine «zuverlässige Quelle». Am selben Abend ging die Sache bei Reuters über den Ticker, und Sommerfeldt schickte seinem Chef eine Kopie. Göring wollte zuerst an die Decke gehen, doch als er sich selbst als Soldat und Ehrenmann beschrieben sah, beruhigte er sich wieder und lieferte bereitwillig ein offizielles Dementi des «entsetzlichen Gerüchts». Und Dimitroff sowie zwei seiner bulgarischen Landsleute erreichten ungefährdet Russland.

Putzis Bemühungen, Einfluss auf die Aussenpolitik zu nehmen, hatten noch weniger Erfolg. Einen entsprechenden Versuch unternahm er im Oktober 1933, als die Spannungen zwischen Hitler und Mussolini wuchsen. Die beiden Diktatoren hätten als Verfechter ähnlicher Ideologien eigentlich Verbündete sein müssen, doch ihre Beziehungen waren eher kühl. Ein zentraler Konfliktpunkt war Österreich. Der kümmerliche Rest der einstigen Donaumonarchie sass eingeklemmt zwischen seinen beiden grossen, raubgierigen Nachbarn. Hitler sprach bereits vom «Anschluss» seines Heimatlandes an das Deutsche Reich, Mussolini dagegen wollte die Unabhängigkeit Österreichs erhalten. In klarer Überschreitung seiner Kompetenzen als Auslandspressesprecher erstellte Putzi einen Neun-Punkte-Plan zur Verbesserung der deutsch-österreichischen Beziehungen und liess ihn der österreichischen Botschaft überbringen. Doch als der österreichische Botschafter daraufhin Aussenminister Konstantin von Neurath kontaktierte, um Putzis Vorschläge zu besprechen, wusste der von nichts und beschwerte sich bei Hitler. Der wiederum war empört und erteilte Putzi einen scharfen Verweis.

Doch Putzi liess sich nicht beirren. Zu Beginn des folgenden Jahres machte er sich auf den Weg nach Rom, um Mussolini persönlich aufzusuchen, versehen mit einem Empfehlungsschreiben des italienischen Bot-

schafters und engen Freundes Vittorio Cerruti. Putzi ging es nicht nur um die Verbesserung der Beziehungen zwischen den beiden Diktatoren, ihn trieb auch ein persönliches Motiv. Er wollte Mussolini dazu bewegen, seinen Film *Hans Westmar* in Italien in die Kinos zu bringen. Diesmal agierte Putzi jedoch nicht hinter dem Rücken von Neuraths. Der Aussenminister hielt den Besuch vielmehr für eine ausgezeichnete Idee.

Putzi hatte wenig Mühe, zu einer Audienz beim *Duce* vorgelassen zu werden, erlebte jedoch einen kühlen Empfang. Mussolini nahm Putzi nicht ganz ab, dass er wirklich im Auftrag Hitlers kam, und zeigte auch wenig Interesse an seinem Film. Doch Putzi bot seine ganze Überredungskunst auf und erhielt zumindest die Zusage zu einer Privatvorführung in Mussolinis Wohnsitz Villa Torlonia. Der Film erzielte offenbar den gewünschten Effekt, denn kurz danach stimmte Mussolini einem zweiten Treffen in seinem Amtssitz zu, das in einer verbindlicheren Atmosphäre stattfand. Wie Putzi selbst berichtet, sprach er das Verhältnis zwischen Deutschland und Italien an: «Die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern sind schlecht. Ich finde es völlig verkehrt, dass zwischen unseren beiden faschistischen Staaten solche Schwierigkeiten bestehen.»

Da sich Mussolini nun zugänglicher zeigte als erhofft, unterbreitete ihm Putzi schliesslich seine Vorschläge. Ob er nicht Hitler nach Italien einladen wolle – vielleicht in den Palazzo Vendramin, wo Richard Wagner gestorben war? Ob es einen besseren Ort für die Begegnung zweier Wagnerliebhaber geben könne? Zu Putzis Freude willigte Mussolini ein. Er signierte sogar ein Foto von sich und versah es mit einer Widmung für Hitler.

Doch Putzis Freude sollte nicht lange anhalten. Hitler zeigte sich alles andere als beeindruckt, als Putzi nach Deutschland zurückkehrte und sich mit seiner Diplomatie auf eigene Faust brüstete. Skeptisch bohrte Hitler nach, ob Mussolinis Bemerkungen wirklich als Einladung zu deuten seien. Vom signierten Porträt in einem schönen Silberrahmen zeigte er sich jedoch sehr beeindruckt. Putzi war überzeugt, dass Hitler ihm einfach keine Aner-



kennung dafür zollen wollte, dass er den Weg zu einem solch bedeutenden Durchbruch in der Aussenpolitik gebahnt hatte.

Auch auf die Innenpolitik versuchte Putzi Einfluss zu nehmen, ging ihm deren Stossrichtung doch zunehmend gegen den Strich. Insbesondere die dunklen Vorgänge in der Gestapozentrale und in den neu eingerichteten Konzentrationslagern bereiteten ihm Kopfzerbrechen. Er bemühte sich gegenzusteuern, indem er Einzelnen half, die ins Visier des Regimes geraten waren. Einer davon war der Violinist Fritz Kreisler. Er galt als Nichtarier und war seines Vermögens beraubt worden. Putzi sorgte dafür, dass das Auswärtige Amt das Eigentum des Künstlers freigab. Nach eigenen Angaben setzte sich Putzi für die Entlassung mehrerer Menschen aus Konzentrationslagern ein, darunter die in England geborene Frau und das Kind eines sozialdemokratischen, aus Deutschland geflohenen Reichstagsabgeordneten.

Putzi und andere aus dem konservativen Lager wie von Neurath, Schacht und Justizminister Gürtner glaubten in scheinbarer Naivität weiterhin, Hitler werde sich zur Vernunft und politischen Mässigung bekehren lassen. Von diesen deutschnational Gesinnten war Putzi praktisch der Einzige, der sich immer noch des täglichen Zugangs zum Führer erfreute. Daher kam die Gruppe überein, er solle auf seinem Posten ausharren. Im selben Jahr erklärte er einem amerikanischen Besucher, er sehe seine Aufgabe darin, «das neue Regime zu zügeln und zu zivilisieren ... Es war wild und gewalttätig, aber ... es konnte und würde sich beruhigen und vernünftiger werden.»

In seiner Autobiographie zog er folgendes Resümee: «Es ist das Erleben der Macht gewesen, das in Hitler den hemmungslosen Sadisten zur Reife brachte. Im Lauf des Jahres 1933 wurde mir allmählich klar, dass der Dämon in ihn gefahren war.» In Wirklichkeit steckte der Dämon schon längst in Hitler.

Einige Zeitgenossen wie George Messersmith stellten sich ebenfalls die Frage, wie sehr Putzi sich der konservativen Sache tatsächlich verpflichtet fühlte. In den Augen des amerikanischen Generalkonsuls war er schlicht und einfach ein Opportunist, der trotz seiner Umgänglichkeit nach aussen hin oft seine nach eigenem Bekunden engsten Freunde zugrunde richtete.

«Er versucht bei Amerikanern, Korrespondenten und Ausländern ständig den Eindruck zu erwecken, er sei ein Konservativer und missbillige viele Aktionen der Partei zutiefst, doch das ist lediglich eine Attitüde», schrieb Messersmith.

Was auch immer Putzi in Wahrheit dachte, er unterstützte nicht nur weiterhin das Naziregime, sondern bemühte sich auch nach Kräften, es der Welt zu verkaufen. In einer an Amerika gerichteten Neujahrsbotschaft verglich Putzi Hitler mit Präsident Franklin D. Roosevelt, denn beide seien «Self-made-Männer, ... Roosevelt, indem er die Schwäche des Körpers überwand, Hitler, indem er die Schwäche des deutschen Volkes überwand.»

Obwohl die Presse in erheblichem Masse über Hitler und seine Politik berichtete, blieb der Naziführer als Person für die ausländischen Leser rätselhaft. Der erste Jahrestag seiner Machtübernahme stand kurz bevor, doch die Interviews, die er bislang gegeben hatte, erschöpften sich in einem trockenen Hin und Her von Frage und Antwort, mit Argusaugen überwacht vom Propagandaministerium. Niemand hatte bislang ein Gespräch über Persönliches führen dürfen, das Einblicke in seinen Charakter hätte geben können. Lochner bot sich Putzi als der geeignete Mann für ein solches Gespräch an. Der begriff es sofort als Chance, wusste er doch, wie die amerikanischen Medien funktionierten.

Das Treffen wurde für Anfang Februar des kommenden Jahres vereinbart. Lochner bekam 50 Minuten mit dem Führer. Hitler sass in brauner SA-Uniform hinter einem Schreibtisch in der rechten Ecke seines riesigen Arbeitszimmers, als der Amerikaner eintrat. Er erhob sich und ging dem Journalisten bis zur Mitte des Raums entgegen. Dann begrüßte er ihn freundlich und setzte sich auf ein Sofa. Der Amerikaner und Putzi als einziger Zeuge des Gesprächs nahmen auf Stühlen Platz. Das auf Deutsch geführte Interview berührte zahlreiche Themen. Lochner beobachtete, dass sich einmal «Hitlers Gesicht verdunkelte und seine Stimme hart wurde». Dann wieder äusserte er sich in «treffenden, präzisen Worten» oder «pausierte einen Augenblick, um zu überlegen, und sprach dann rasch», oder er «sprach mit

einer vor Gefühlen bebenden Stimme, sein Kiefer wurde kantig, sein Zeigefinger wies starr auf mich».

Putzi war vom Ergebnis beeindruckt. Er fand diese persönlichere Unterredung ansprechend und glaubte fest, auch Hitler billige diese Form des Interviews. Putzi hütete sich jedoch, eine Abschrift an das Propagandaministerium weiterzuleiten, denn er war sicher, dass es sämtliche persönlichen Bezüge herausstreichen würde. Als Lochner ihm die deutsche Übersetzung seines Artikels überreichte, beschloss Putzi, den geeigneten Augenblick abzuwarten.

«Ich werde das Manuskript in meiner Tasche haben, bis ich es direkt in die Hände des Führers legen kann», erklärte er Lochner. «Ich möchte sichergehen, das er in guter Stimmung ist, wenn ich es ihm übergebe.»

Putzi hielt Wort; einen Monat später wurde das Interview freigegeben.

**EINES DER MERKWÜRDIGSTEN PROJEKTE PUTZIS** in dieser Zeit war ein Buch mit dem Titel *Hitler in der Karikatur der Welt/Tat gegen Tinte*, das im September 1933 erschien. Putzi hatte sich zunehmend in die fixe Idee verrannt, die ausländische Presse verstehe Hitler und seine Politik falsch und stelle sie unrichtig dar. Insbesondere die politischen Karikaturen wurmten ihn. Für die Karikaturisten war Hitler mit seinem Schnurrbärtchen und seiner Haarsträhne quer über der Stirn ein gefundenes Fressen. Das Ergebnis war verständlicherweise oft mehr als unfreundlich. Putzi beschloss, dem etwas entgegenzusetzen. Er wollte eine Auswahl der feindseligsten Karikaturen herausbringen – und jede einzelne durch eine Darstellung des wahren Sachverhaltes widerlegen. Die Anregung stamme, so behauptete er, von Hitlers Idol Friedrich dem Grossen; dieser hatte seinerzeit befohlen, Pamphlete gegen ihn «niedriger zu hängen», damit möglichst viele Bürger sie lesen konnten.

In seiner Einleitung pries Putzi Hitler überschwänglich als «unbeugsamen reinen Willen- und Tatmenschen», der entschlossen sei, eine bessere

Zukunft zu schaffen. Die Veröffentlichung der «bildmässigen Verhöhnungen und Verunglimpfungen» Hitlers werde den «grellen Unterschied zwischen der ‚Tinte‘ und den ‚Taten‘ erweisen», sodass der eklatante Gegensatz zwischen Wirklichkeit und Gedrucktem allen in die Augen springe. «Denn was bedeutet gegenüber der fast kontrapunktisch anmutenden Folgerichtigkeit des politischen Handelns des Führers und gegenüber der Symphonie seiner Erfolge die kümmerliche Katzenmusik einer Weltpresse?»

Den Auftakt des Buches bildet die Zeichnung «Hitlers Einzug in Berlin» aus dem *Simplicissimus* vom 1. April 1924, in der Hitler hoch zu Ross durch das Brandenburger Tor reitet. Putzi hatte sie Hitler in Landsberg gezeigt. Es folgt eine Auswahl anderer Karikaturen, viele davon aus der deutschen Presse, doch auch aus amerikanischen, britischen und französischen Blättern. Sie variieren zwar ein wenig im Tenor, bilden jedoch zusammengekommen die vertraute Mischung aus Schnurrbärtchen und Hakenkreuzen – und warnen samt und sonders, dass Hitler und die Nazis nichts anderes bedeuteten als Gewalt und Krieg.

Eine Zeichnung aus dem *Daily Express* vom 4. März 1933 nimmt die Wählereinschüchterung vor der am nächsten Tag anstehenden Abstimmung aufs Korn. Der Weg des unglücklichen Wählers zur Urne führt zuerst durch ein nach einem Hakenkreuz gebildetes Drehkreuz, vorbei an einer fest geschlossenen Reihe von Hitleranhängern mit erhobenem rechten Arm und schliesslich eine von zwei Panzerketten flankierte Treppe zur Urne empor. Über dieser erhebt sich eine Guillotine. Putzis Widerlegungsversuch ist gelinde gesagt schwach: «Der Zeichner dieser Karikatur... unterschlägt, dass in Deutschland geheimes Wahlrecht besteht, und dass dieses jede Beeinflussung des Wahlvorganges ausschliesst.» Eine andere Karikatur aus der *New York Times* vom 2. April 1933 zeigt, wie Hitler die Germania an einem Seil an einem Wegweiser mit der Aufschrift «To the Dark Ages» [Zum finsternen Mittelalter, Anm. d. Übers.] vorüberführt. Putzi antwortet mit einem Zitat aus einem Artikel der *Daily Mail* vom Juli 1933. Dessen Verfasser und Eigentümer der Zeitung, Lord Rothermere, preist Deutschland glücklich,

Hitler als Führer zu haben. Und so geht es weiter, mit Bildern von Bücherverbrennungen und verschiedenen Darstellungen Hitlers, der auf der Spitze einer preussischen Pickelhaube sitzt oder ein bockendes Wildpferd namens Deutschland reitet.

Es ist schwer zu sagen, welchen Dienst das Buch den Nazis tatsächlich leistete. Blättert man Jahrzehnte später darin, hinterlassen die Zeichnungen und Karikaturen einen weitaus stärkeren Eindruck als Putzis oft ziemlich lahme «Gegenbeweise». Es scheint sich dennoch gut verkauft zu haben; im September des folgenden Jahres brachte der Verlag einen Nachfolgeband heraus, ebenfalls zusammengestellt von Putzi. Er versammelte dieselbe Mischung von leisem Spott und beissender Satire, nur diesmal thematisch geordnet in Rubriken wie «Hitler der Friedensstörer», «Hitler der Terrorist» und «Hitler als Kunstreaktionär, Kultur unterdrückt und Rassepolitiker». In diesem Band lieferte Putzi jedoch langatmigere, weitschweifigere Kommentare, durchsetzt mit allen möglichen Statistiken von landwirtschaftlichen Produktionsziffern bis zur steigenden Zahl der Eheschliessungen. Damit wollte er belegen, wie sehr die Kritiker in die Irre gingen. Und damit auch ja kein linientreuer Parteigenosse sich sorgen musste, womöglich subversive Literatur in Händen zu halten, beruhigte ihn die fettgedruckte Zusage: «Dieses Buch wurde vom Führer und Kanzler durchgesehen und genehmigt.»

## 12

**1934 ERHIELT PUTZI** eine Einladung zum 25. Treffen seines Harvardjahrgangs. Ob er teilnehmen konnte, musste mit Hitler abgeklärt werden. Putzi zögerte, wartete auf den richtigen Moment, um sein Anliegen vorzubringen. Die Gelegenheit ergab sich eines Nachmittags, als er in seinem Büro sass und einen Anruf von Hitlers Pressechef Otto Dietrich erhielt: Hitler nehme gerade den Tee im Hotel Kaiserhof und keiner leiste ihm Gesellschaft. Ein wenig verschnupft, nur als «Reichslückenbüsser» erhalten zu müssen, willigte Putzi dennoch ein, sich zum Führer zu begeben. Die Hotelhalle füllte sich bereits, als er eintraf. Er fand Hitler in seiner Lieblingsecke unter den Palmen in der Nähe des pseudo-ungarischen Orchesters. Die Nachricht, dass der Führer im Hause weilte, verbreitete sich stets rasch – höchstwahrscheinlich, so vermutete Putzi, mit Hilfe der Kellner, die sich ein Trinkgeld mit der Weitergabe von Neuigkeiten verdienen. Die Klientel war alles andere als hochklassig; an diesem Nachmittag bestand sie zumeist aus aufgedonnerten Frauen im Pelz und mit zu viel französischem Parfüm, die einen Blick auf den Führer erhaschen wollten. Sie waren weit entfernt vom nationalsozialistischen Idealbild der deutschen Frau – eine ungeschminkte Abstinenzlerin. Das hielt jedoch Hitler keineswegs davon ab, die Vorüberflatternden genau zu beäugen.

In der Annahme, dass Hitler leichte Unterhaltung wünschte, lenkte Putzi das Gespräch auf Musik – das Thema, das sie stets verbunden hatte. Während sie über Strauss-Walzer und über Wagner sprachen, schlug Hitler gelegentlich den Takt mit der Hand. Putzi wurde kühner, fragte Hitler, ob er erwäge, sich mit Mussolini in Venedig zu treffen. Doch Hitler erwiderte, er

hätte zu viel zu tun, um Berlin verlassen zu können. So glaubte Putzi, sein Lieblingsprojekt liege auf Eis und seine Anwesenheit als Vermittler sei daher nicht mehr vonnöten, und schnitt das Thema des Jubiläumstreffens an.

«Wenn das so ist, Herr Hitler», meinte er, «brauchen Sie mich hier nicht. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich auf kurze Zeit nach Amerika fahre?»

Hitler sah ihn argwöhnisch an. «Was wollen Sie denn dort? Ihren Film verkaufen?»

«Nein», erwiderte Putzi. «Mein Harvardjahrgang kommt jetzt zum fünf- und zwanzigsten Mal zusammen. Die Teilnahme ist mehr oder weniger Ehrensache. Es wäre eine schöne Gelegenheit, alte Freunde zu treffen; einige von denen sind in recht einflussreiche Positionen aufgestiegen. Ich treffe vielleicht sogar Präsident Roosevelt.»

Es erwies sich als weit einfacher als erwartet; Hitler hatte keine Einwände. Und so begann eine Kette von Ereignissen, die Putzi höchstwahrscheinlich das Leben rettete.

**HARVARD LEGT BESONDEREN WERT DARAUF**, im Leben ihrer Absolventen vom Tag ihres Abschlusses an eine wichtige Rolle zu spielen. Sie betrachtet die Ehemaligen nicht nur als finanzielle Förderer, sondern vermittelt ihnen auch Kontakte durch ein spezielles Absolventenprogramm, um das sie fast alle anderen Hochschulen der Vereinigten Staaten seit Langem beneiden. Die Ehemaligen erhalten regelmässig das *Alumni Bulletin*, treten dem örtlichen Harvard Club bei, spenden an den Fund Council, wählen Inspektoren und besuchen Jahrgangstreffen. Der Jahrgangssprecher versucht alles, um die Adressen auf dem neuesten Stand zu halten; selbst die Handvoll scheinbar Verschwundener gibt die Hochschule nicht völlig verloren. Von allen Treffen ist das 25. wahrscheinlich das wichtigste, denn die Absolventen haben dann meist ein Alter von Mitte bis Ende 40 erreicht und stehen auf dem Gipfel ihrer Laufbahn. Die Universität erwartet von den Angehörigen des Jubiläumsjahrgangs Spenden in Höhe der Differenz zwischen ihren

Studiengebühren und den Aufwendungen der Universität für ihren Studienplatz.

Hanfstaengl sollte dem Treffen jedoch nicht nur als Teilnehmer beiwohnen. Wie der Jahrgangssprecher Elliot Carr Cutler, ein bedeutender Gehirnochirurg und am Tag der Feier Zeremonienmeister der Ehemaligen, bekanntgab, hatte er Putzi zu seinem Adjutanten erkoren. Das bedeutete, dass dieser in Zylinder und Cut auftreten und den Marschallstab tragen musste. Trotz der offensichtlich privaten Natur des Besuchs war Putzi der höchstrangige Nazi, der nach der Machtübernahme Amerika besuchte. Viele, die die Ereignisse in Deutschland mit Entsetzen beobachtet hatten, waren erschüttert.

Die amerikanische Presse witterte sofort eine Story. «Jeder Harvardabsolvent, der im Juni Cambridge, Mass., zu der Feier aufsucht, kann alles erfahren, was er über Adolf Hitler wissen möchte – von Dr. Ernst Franz Sedgwick Hanfstaengl, dem persönlichen Verbindungsoffizier des deutschen Kanzlers für die britische und amerikanische Presse und einer seiner engsten Freunde», schrieb die *New York Times* am 29. März. Der Zeitung zufolge sah Putzi dem Treffen «mit freudiger Erwartung» entgegen; vielleicht werde er auch eine Kopie seines Films *Hans Westmar* mitbringen, den er bereits Mussolini und weiteren wichtigen Persönlichkeiten in Stockholm vorgeführt habe. «Dieser Film kann besser als alle meine Worte verdeutlichen, wofür wir Nationalsozialisten stehen.» Mit Cutlers Spendenvorgabe von 1'500 Dollar sei er einverstanden, er müsse jedoch den Gegenwert in Reichsmark bei einer deutschen Bank hinterlegen, und dieses Geld werde dann in Form von Stipendien für Harvardstudenten in Deutschland zur Verfügung stehen. Wie die Zeitung in ihrem Kurzbericht aus Harvard fortfuhr, sei Putzi «unter den Angehörigen seines Jahrgangs überaus beliebt, und Harvard hätte nichts dagegen, wenn der Jahrgang von 1909 sich seinen Film ansehen wollte».

Tags darauf veröffentlichte *The Harvard Crimson* einen Brief von Benjamin Halpern, einem Studenten der Harvard Graduate School of Arts and Sciences. Halpern, ein Jude, überschrieb seinen Brief mit «Heil Hitler», kritisierte Cutlers Einladung an Putzi und kündigte an, er werde den Feierlich-



keiten fernbleiben. «Es scheint doch sehr aussergewöhnlich, dass er [Cutler] sich seine Adjutanten nach Belieben oder unter den grosszügigsten Spendern aussuchen können soll, ohne jede Kontrolle seitens der Universitätsverwaltung», beschwerte sich Halpern. Wie die Zeitung ergänzte, teilten viele andere jüdische Absolventen seine Besorgnis. Der *Crimson* allerdings tat das nicht, obwohl er den Brief veröffentlichte: «Gegen die Anwesenheit eines Harvardmanns unter anderen Harvardmännern jeglicher Stellung aus rein politischen Gründen zu protestieren, ist überaus kindisch.»

Eines Abends kurz nach Erscheinen der ersten Artikel im *Crimson*, als Putzi in seinem Münchener Haus gerade eine besonders schwierige Chopin-Etüde übte, klingelte das Telefon. Cutler machte ihn auf die Pressekampagne aufmerksam. Putzi meinte, dann käme er wohl besser nicht, doch Cutler schlug ihm einen Kompromiss vor: Er sollte privat und nicht als sein offizieller Adjutant kommen. Putzi willigte ein, doch um die Wogen zu glätten, beschlossen die beiden, in der Presse den Eindruck zu erwecken, er bliebe weg.

Und so zitierte die *New York Times* am 5. April auf der Titelseite Cutler, dass Hanfstaengl nun doch nicht teilnehme. Einen Grund nannte er nicht, betonte jedoch, dass er seine Einladung aufrechterhalte. «Als ich Hanfstaengl für den Posten des Adjutanten auswählte, ging ich davon aus, dass Harvarddehemalige, die stets für die Grundprinzipien einer Universität, das Recht auf freie Meinungsäusserung und die Toleranz gegenüber allen Überzeugungen, eintreten, diesen Absolventen begrüssen würden, wie es sich gehört», sagte er der Zeitung. James Bryant Conan, der Rektor von Harvard, weilte gerade in New Hampshire, lehnte aber einen Kommentar ab. Halpern jedoch zeigte sich erfreut. «Für Hanfstaengl als Vertreter einer Regierung, welche die Intellektuellen als Dreck und die freie Rede als pures Gift betrachtet, ist bei einem Ereignis wie einem Harvardjubiläum kein Platz», zitierte ihn die Presse. «Seine Anwesenheit könnte nur Zank und Streit stiften und zur Zerstörung der Tradition der Toleranz beitragen, für die Harvard steht.»

Fast drei Wochen später meldete sich Putzi selbst zu Wort. Er gab Associated Press ein Interview, das von mehreren Zeitungen aufgegriffen wurde. Er sei «platt» angesichts des Streits um seine Ernennung, und es sei äusserst unwahrscheinlich, dass er doch noch teilnehme, auch wenn er es nicht völlig ausschliessen wolle: «Mich im Brennpunkt einer hitzigen Harvarddebatte wiederzufinden, die sogar Kongresskreise erfasst, ist umso erstaunlicher, als Harvard seit alters her für Meinungsfreiheit steht. Ich würde gerne teilnehmen und werde es sicher tun, sofern meine hiesigen Pflichten es zulassen. Da ich mit Arbeit überhäuft bin, stehen die Chancen nicht allzu gut. Was die Frage der Propaganda angeht, so habe ich nie Propaganda gemacht und werde es auch nie tun. Scharen von Kommilitonen und anderen amerikanischen Bürgern, die ich nicht einmal kenne, bitten mich zu kommen.»

Selbst für den Fall, dass sich eine persönliche Teilnahme verbot, war Putzi dennoch bestrebt, dem Ereignis seinen Stempel aufzudrücken. Und so unterbreitete er Conant am 24. März brieflich einen weiteren Vorschlag: die Einrichtung eines «Dr.-Hanfstaengl-Stipendiums». Damit sollte «ein herausragender Harvardstudent, vorzugsweise der Sohn eines meiner Jahrgangskameraden, ein beliebiges geistes- oder naturwissenschaftliches Fach in Deutschland studieren können». Sechs Monate des einjährigen Studiums sollten in Putzis Heimatstadt München, ihm zufolge «das kulturelle Zentrum Deutschlands», absolviert werden. Damit beabsichtigte er, sich für die «unschätzbaren Vorteile», die seine Zeit in Harvard ihm selbst eingetragen hätten, zumindest teilweise erkenntlich zu zeigen; schliesslich kannte er jetzt Amerika und den «Geist der Disziplin und des Fairplays, wie sie einem die Sportplätze von Harvard einprägen».

Der Brief gelangte zwei Wochen später an die Öffentlichkeit. Nicht ohne zuvor ein paar ausgewählten Reportern einen Tipp gegeben zu haben, betrat Putzi das ehrwürdige Bankhaus von Dellbruck, Schickler & Co. und stellte einen Scheck über 2'500 Reichsmark aus, zahlbar an Conant. «Dies entspricht einem Stipendium, das ich einem von Rektor Conant ausgewählten Harvardstudenten aussetze», erklärte er dem Bankangestellten. «Der Stu-

dent kann das Geld für ein einsemestriges Studium in München und ein weiteres Semester in einer anderen deutschen Stadt verwenden.» Auf die Frage eines Reporters, ob dies bedeutete, dass er nicht mehr beabsichtige, an dem Jubiläum teilzunehmen, antwortete er mit einem italienischen Sprichwort: «Qui vivra vedra», etwa: «Das wird die Zukunft zeigen.» Wie die *New York Times* berichtete, würde die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung des Geldes einige Tage später auf dem Treffen Conants mit der Harvard Corporation, dem geheim tagenden Verwaltungsrat, fallen.

Im Streit um Putzis Besuch spiegelte sich wider, welch turbulente Zeiten nicht nur Harvard, sondern ganz Amerika durchlebte. Zuerst der Börsenkrach und die Rezession, dann FDRs New Deal – das stellte alles auf den Kopf. Für diejenigen, die über die Grenzen der Vereinigten Staaten hinaus blickten, hiess die grösste Sorge – und die grösste Unbekannte, Hitler. An ihm schieden sich die Geister: Auf der einen Seite standen diejenigen, die ihn verteidigten oder ihm zumindest eine Chance einzuräumen bereit waren, auf der anderen diejenigen, welche im Antisemitismus und in der systematischen Repression in Deutschland völlig zu Recht die kommende Tragödie voraussahen. Und es gab Angst vor einem Krieg.

Dieselbe Kluft tat sich auch innerhalb des Mikrokosmos Harvard auf. Verschärfend kam hinzu, dass die Universität an der Tradition der Meinungsfreiheit und der entschiedenen Loyalität zu den Ehemaligen festhielt, was immer diese auch seit dem Verlassen ihrer Alma Mater getan haben mochten. An vorderster Front der Gegner von Putzis Besuch marschierte die National Student League; sie organisierte Protestveranstaltungen gegen Nazismus und Faschismus und versuchte, die Studenten- und Professorenschaft als Zeichen gegen die Kriegsgefahr zu einem Streik zu bewegen. Viele andere jedoch taten die Diktatur als blossen Irrweg ab. Manche Professoren prophezeiten dem Hitlerregime keine lange Lebensdauer. Im *Crimson* erschienen häufig Artikel von Mussolini, ohne dass sich Protest dagegen erhob. In einem Leitartikel vom 17. Mai 1934 wies das Blatt daraufhin, dass

die Aktivitäten des Studentenverbands in Harvard auf heftigen Widerspruch stiessen, und forderte Reformen und eine Phase der Besinnung. «Es ist ihnen nicht nur nicht gelungen, ihr Programm durchzusetzen, sondern ihre einschlägigen Versuche haben auch noch die Aufmerksamkeit von ihren eigentlichen Zielen abgelenkt. Sie pochen auf die Freiheit der Rede, sind aber offensichtlich nicht willens, Mr. Hanfstaengl herkommen und sagen zu lassen, was ihm beliebt.»

**AM ABEND DES 10. JUNI** gab Putzi in seinem Berliner Haus am Pariser Platz 3 eine glänzende Gartengesellschaft. Viele Nazigrössen kamen, nicht jedoch die ganz grossen drei – Hitler, Goebbels und Göring. Putzi, im schwarzen Anzug, gab den König des Festes, Helene in ihrem fließenden, weissen Abendkleid wirkte wie die Statue einer Göttin. Der Zeitpunkt war mit Bedacht gewählt. Der Ozeandampfer *Europa* des Norddeutschen Lloyd, das letzte Schiff, das Putzi rechtzeitig zu den Festlichkeiten in Harvard bringen können, sollte am späten Abend ablegen. Noch immer hatte sich Putzi nicht festgelegt, ob er fahren würde oder nicht. Den amerikanischen Berichterstattern entging die Bedeutung des gesellschaftlichen Ereignisses keineswegs; sie hatten die Angelegenheit mit Argusaugen verfolgt. Tags darauf brachte die *New York Times* auf Seite 9 unten eine kleine Notiz: Putzi sei in Berlin geblieben, habe also die letzte Gelegenheit zur Teilnahme am Jubiläumstreffen verpasst.

Die Morgenblätter waren kaum ausgeliefert, als die Redaktionen ihre Berichte in aller Eile richtigstellen mussten. Ohne dass die Gäste davon wussten, hielt sich Putzis junger Assistent Harald Voigt bereits in Amerika auf und hatte die nötigen Vorbereitungen für die Reise seines Chefs getroffen. So schlüpfte Putzi, während das Abendessen noch in vollem Gange war, im Regenmantel und mit dunkler Brille aus dem Haus, stieg in den Spätzug nach Köln und flog von dort mit einem Postflugzeug nach Cherbourg, wo die *Europa* zum letzten Mal vor ihrer Atlantiküberquerung anlegte. Sein Gepäck bestand aus fünf grossen Koffern und drei Holzkisten, von denen

jede eine Büste enthielt. Die von Präsident Hindenburg wollte er der Militärakademie in West Point übergeben, die des Philosophen Arthur Schopenhauer sollte die philosophische Fakultät von Harvard erhalten und die von Christoph Willibald Gluck, Putzis Lieblingskomponist, war für die «Ruhmeshalle» der Musikkakultät von Harvard gedacht.

Die Zeitungen mussten eingestehen, dass sie an der Nase herumgeführt worden waren. «Ob Herr Hanfstaengls Verpassen der üblichen Verbindungen und seine verspätete Hetzjagd zur *Europa* auf Unentschlossenheit bis zum allerletzten Augenblick beruhte, darüber kann man nur spekulieren», orakelte die *New York Times*.

Die Schiffsreise verlief angenehm und ereignislos. Putzi befand sich in kultivierter Gesellschaft, weit weg von den Belastungen in Nazideutschland, und konnte sich entspannen. In Harvard löste seine Entscheidung jedoch Besorgnis aus, weniger aus Gründen, was er wohl tun und sagen würde, als vielmehr aufgrund der Befürchtung, die Gegner des Naziregimes könnten seinen Besuch ausnutzen. Die Universität schloss nicht einmal ein Bombenattentat auf den umstrittenen Gast aus, das Unbeteiligte gefährden würde, und besprach die bevorstehende Visite mit dem Gouverneur von Massachusetts. Der wiederum konsultierte die Bundespolizei. Die Ausländerpolizei von New York wurde in Alarmbereitschaft versetzt, da «sie die meisten prominenten Radikalen erkennen kann». Wachmannschaften, bestehend aus Zivilen und Polizisten in Uniform, sollten Putzi bei seiner Ankunft schützen. Sie sollten zudem Demonstrationen gegen ihn unterbinden, ihn zu seinem Hotel eskortieren und ihn in der Stadt überallhin begleiten.

Das American Jewish Committee und die antirassistische humanitäre jüdische Organisation B'nai B'rith suchten die Wogen ebenfalls zu glätten. Das gemeinsame Beratungsgremium gab eine Verlautbarung heraus: Der Rat «verabscheut die Politik des Hitlerregimes», drängte aber darauf, Putzi «keinerlei Unhöflichkeit» widerfahren zu lassen, unter der Voraussetzung, dass sein Besuch einzig und allein zum Zweck der Teilnahme an dem Jahrgangstreffen diene. Das deutsche Generalkonsulat liess verlauten, Putzis

Besuch sei rein persönlicher Natur und es werde ihn nicht offiziell empfangen. Ein Kongressausschuss zur Untersuchung von Nazipropaganda in Amerika wies Berichte zurück, wonach beabsichtigt sei, Putzi zu seiner Rolle in der Black-Tom-Explosion und anderen deutschen Sabotageakten im Ersten Weltkrieg zu befragen. Das State Department erklärte ebenfalls, es habe kein Interesse an einer Befragung.

Während Putzi noch unterwegs war, flammte die Debatte in der Presse erneut auf. Eine der schärfsten Attacken ritt der bekannte Journalist Heywood Broun am 15. Juni in seiner Kolumne «It Seems to Me» im *New York World-Telegram*. Wie Putzi war auch Broun ein alter Harvardmann. Das hielt ihn aber nicht davon ab, den umstrittenen Besucher an den Pranger zu stellen. Der Journalist warf ihm vor, «zu den grausamen religiösen und politischen Verfolgungen aufzuhetzen, die in Deutschland vor sich gehen». Er prophezeite Amerika blutige Unruhen im Kielwasser von «Hitlers Agent», weshalb er dafür plädierte, Putzi sofort bei seiner Ankunft von der *Europa* zu holen und ihn als unerwünschten Ausländer auf Ellis Island festzusetzen. Hitlers «Minnesänger» solle mit «donnerndem Schweigen und steinerner Nichtbeachtung» empfangen werden. Broun behauptete des Weiteren, einige von Putzis ehemaligen Kommilitonen hätten ihm neue Einzelheiten über dessen Ausschluss aus dem New Yorker Harvard Club nach der Versenkung der *Lusitania* mitgeteilt. Der Rauswurf sei nach einer handgreiflichen Auseinandersetzung erfolgt, nach der der Deutsche bewusstlos auf dem Boden gelegen habe. An Putzis Klavierkünsten liess er ebenfalls kein gutes Haar; er meinte nur lakonisch: «Er spielt sehr laut ... Ich finde, dass Dr. Ernst Franz Sedgwick Hanfstaengl offiziell angewiesen werden sollte, nur in den eigenen vier Wänden zu spielen.»

Der *Harvard Crimson* dagegen machte sich für Putzi stark. In einem Leitartikel plädierte er dafür, ihn nicht nur wie alle anderen Jubiläumsteilnehmer zu empfangen, sondern ihm sogar die Ehrendoktorwürde zu verleihen, «in Anerkennung der Position, zu der er aufgestiegen ist».

**DER 16. JUNI 1934**, ein Samstag, versprach in New York ein schöner Tag zu werden. Der Wetterbericht sagte eine Höchsttemperatur von 25 Grad Celsius voraus. Die *New York Times* meldete auf der Titelseite, dass ein ab Mitternacht angekündigter Streik der Vereinigten Stahlarbeitergewerkschaften in letzter Minute abgewendet werden konnte, dass ein Mordanschlag auf den kubanischen Präsidenten Carlos Mendieta fehlgeschlagen war und dass Berichte zutrafen, wonach die grosse, blonde Tochter des amerikanischen Präsidenten, Mrs. Anna Roosevelt Dail, ihre achtjährige Ehe mit einem New Yorker Börsenmakler beenden werde.

Auch Hitler tauchte in den Schlagzeilen auf. Er und Mussolini hätten sich in Venedig getroffen und sich auf «Freiheit für Österreich» verständigt; die Unabhängigkeit des Landes sollte um jeden Preis erhalten bleiben. In Berlin wurde unterdessen das Wiederaufnahmeverfahren gegen die beiden des Mordes an Horst Wessel angeklagten Männer abgeschlossen. Sol Epstein und Hans Ziegler wurden zum Tod durch Enthaupten verurteilt. Im Innenteil druckte die Zeitung eine Erklärung Harald Voigts ab; Putzis Assistent wies Vermutungen zurück, dass dessen Besuch Schwierigkeiten aufwerfen würde. Sollte es dennoch Probleme geben, dann «meiner Meinung nach nicht von Seiten Dr. Hanfstaengls und nicht von Seiten wahrer Amerikaner». Nach Angaben des Blattes war Voigt verärgert darüber, dass manche Presseleute Putzis Besuch offenbar nicht ernst nahmen. Zum Beweis führte Voigt vor allem die Frage an, ob Putzi in seiner berühmten «selbsterfundene schokoladenbraunen Uniform» – sie hatte ihm in Berlin den Spitznamen «der Schokoladensoldat» eingetragen – an dem Jubiläumstreffen teilnehmen werde.

Am Nachmittag lief die *Europa* in den New Yorker Hafen ein und machte an Pier 86 an der 46<sup>th</sup> Street am Hudson fest. 1'500 bis 2'000 Demonstranten warteten eingepfercht hinter Polizeibarrikaden auf Putzi. Viele trugen Transparente mit Parolen wie «Raus mit dem Nazi Hanfstaengl», «Schickt den Hitleragenten zurück» und «Freiheit für Ernst Thälmann». Rund 100

uniformierte Polizeibeamte, unterstützt von weiteren 56 in Zivil, waren abkommandiert, um für Ordnung zu sorgen.

Putzi gab unterdessen im Salon der Ersten Klasse eine improvisierte Pressekonferenz für 40 Journalisten, die mit den Quarantäne- und Einwanderungsbeamten an Bord gekommen waren. Die Reporter, die ihm zum ersten Mal begegneten, starrten den hochgewachsenen Mann mit dem schwarzen Haarschopf erstaunt an. Der war in seinem dunklen Nadelstreifenanzug, schwarzen Schuhen, beigefarbenem Hemd und schwarzer Krawatte mit weissen Schrägstreifen «der Inbegriff der Selbstbeherrschung», wie ein Beobachter kommentierte.

Putzi war in leutseliger Stimmung. Er schwärmte von seiner Zeit in Harvard und bedauerte, dass er seit 1921 nicht mehr in Amerika gewesen war. Doch er hatte Mühe, glaubhaft zu machen, dass sein Besuch rein privater Natur sei. Hitler habe ihm, so erzählte er, die Stippvisite nur widerstrebend gestattet, da es in Deutschland «viel Arbeit gibt». Doch nachdem er sowohl das zehnjährige als auch das 15-jährige Jubiläum versäumt habe, sei er diesmal fest zum Kommen entschlossen gewesen und habe Hitler schliesslich überredet. Auf die Bitte um eine Stellungnahme zu Heywood Brouns Forderung, ihn auf Ellis Island zu internieren, erwiderte er in zuckersüßem Ton: «Er ist ein netter Junge, ein sehr netter Junge. Ich kann nicht sagen, warum er mich nicht im Land haben will, aber es ist vielleicht nur Jahrgangsnid. Er war einen Jahrgang vor mir, wissen Sie.» Er verwies zudem – allerdings vergebens – darauf, dass man ihn heute meist «Hanfy» und nicht «Putzi» nenne.

Die Reporter taten alles, um dem Gespräch mehr Biss zu verleihen und lenkten es insbesondere auf die zunehmende Judenverfolgung durch die Nazis. Putzi war gleichermassen entschlossen, sich nicht zu äussern. Er machte kein Geheimnis aus seiner in Deutschland gezeigten antisemitischen Haltung, wollte sich jedoch in Amerika nicht auf ein derart umstrittenes Thema einlassen.

«Es tut mir leid, das kann ich nicht beantworten. Das ist eine politische Frage. Vielleicht werde ich mich künftig einmal dazu äussern. Wann das sein wird? In einigen Jahren.»



Einen jüdischen Journalisten, der ihn später bei einem Gang auf das Sonnendeck abpasste und ihn um fünf Minuten bat, schnauzte er rüde an: «Ich würde Ihnen lieber fünf Millionen Jahre geben!» Später, in einem Kurzinterview für die Wochenschau, sagte er nur: «Die Situation des Juden in Deutschland ist ziemlich normal.» Dann stellte er sich gemeinsam mit ein paar ehemaligen Kommilitonen, die mit ihm über den Atlantik gereist waren, den Fotografen. Auf deren Bitten posierte er auch alleine an der Reling, den Arm zum Hitlergruss erhoben.

Die Demonstranten waren davon ausgegangen, dass Putzi an Pier 86, einem Dock im Zentrum, von Bord gehen würde. Von dort, so vermuteten sie, würde er ein Taxi zum Bahnhof der New York, New Haven & Hartford Railroad in der 125<sup>th</sup> Street nehmen und den 18-Uhr-Zug nach Boston besteigen. Also umringten sie auf der Suche nach Putzi jedes Auto, das die Landungsbrücke verliess. Dadurch wurden ein paar unglückliche Passagiere der *Europa* ausgebuht, die sie mit Putzi verwechselten.

Doch er war noch immer an Bord. Der Schiffskapitän Kommodore Scharf lud ihn auf die Brücke ein und reichte ihm sein Fernglas. Es war klar, dass Putzi der Weg an Land über den Hauptaussgang versperrt war. Sie dachten gerade über einen Ausweg nach, als plötzlich sechs junge Männer in nagelneuen Harvardblazern und -krawatten an Bord auftauchten. Der älteste von ihnen stellte sich als Benjamin Goodman vom New York Police Department vor.

«Präsident Roosevelt hat eine Nachricht geschickt. Er hofft, dass Sie einen angenehmen Besuch haben», sagte Goodman und zückte seinen Ausweis. «Wir sind hier, um dafür zu sorgen, dass es keine Zwischenfälle gibt.»

Und so bestieg Putzi mit den sechs Männern und seinem Berg Gepäck den Schlepper *William C. Moore*, der ihn an der 125<sup>th</sup> Street an Land setzte. Nach dem Abendessen im Claremont Inn am Riverside Drive ging er etwa um 19 Uhr in den Stork Club in der East 51st Street. Begleitet wurde er von Quentin Reynolds, der Berlin verlassen hatte und nun in New York für *Col-*

liers arbeitete. Die beiden waren hingerissen von Olive Jones, einer Mischung aus Gastgeberin und Entertainerin, und lauschten den grössten Teil des Abends ihren auf dem Klavier gespielten Walzern.

«Sie haben entschieden Talent», sagte Putzi, ans Klavier gelehnt, zu ihr. «Aber Sie müssen fünf Stunden täglich üben; drei Stunden am Klavier und zwei Stunden die Musik nachwirken lassen.»

Jones war von Putzi ebenso hingerissen. «Er ist nur ein langer, grosser Don Juan», erzählte sie später der Presse. «Er war so nett; er sagte, ich sollte nach Berlin gehen und Musik studieren – und wissen Sie was? Er sagte, wenn ich nach Berlin käme, würde er sich persönlich um meine Karriere kümmern.»

Eine halbe Stunde vor Mitternacht brachen Putzi und Reynolds auf und nahmen den Nachtzug nach Boston eine Viertelstunde später.

Reynolds begegnete Putzi nach ihren Zusammenstössen in Berlin immer noch mit gemischten Gefühlen. Er war jedoch aus beruflichen Gründen in New York: wegen eines Artikels, den Putzi für *Collier's* schrieb. Einer deutschen Zeitung zufolge übergab er dem umstrittenen Autor auch sein Honorar: die ansehnliche Summe von 2'000 Dollar.

Der Beitrag mit dem Titel «My Leader», die Titelgeschichte der Woche, erschien am 4. August. Putzi erzählte darin in sehr persönlicher Weise aus seinem Leben und was ihn zum Nationalsozialismus hingezogen hatte. Ausserdem wollte er das «wahre Bild» Hitlers zeichnen und die verschiedenen «Missverständnisse» ausräumen, die in Amerika und im übrigen Ausland über ihn und seine Partei entstanden seien. Die Deutschen, so Putzi, hätten vor einer klaren Wahl zwischen Kommunismus und Nationalsozialismus gestanden. «Das eine versprach Chaos, Durchsetzung von Leitlinien, die dem deutschen Wesen zuwider sind, und praktisch Gehorsam gegenüber einer aus Ausländern bestehenden Regierung. Das andere versprach Stabilisierung der Industrie, die Rückkehr der Selbstachtung, die Vereinigung aller Parteien zu einer einzigen deutschen Nation und schliesslich den wirtschaftlichen Aufschwung.» Deutschland habe Hitler gewählt, und das bedeute, dass es «die unerwünschten Elemente hinauswarf, die viele Jahre

lang mein Land im Würgegriff gehalten haben». Dann zeichnete er ein leidenschaftliches Porträt einer Nation, die gegen Armut und Arbeitslosigkeit kämpfte und deren einst geknechtetes und geschlagenes Volk jetzt wieder erhobenen Hauptes durch die Strassen marschierte.

Obwohl Putzi ganz klar für ein amerikanisches Publikum schrieb, konnte er sich dennoch einen Hauch Antisemitismus nicht verkneifen. Er warf den Juden vor, nur allzu bereitwillig die Rolle des «Wegbereiters für den Bolschewismus» übernommen und sich zu eng mit den «verderbten, zersetzenden Kräften», die am deutschen Staatskörper zehrten, verbunden zu haben. Hitler beschrieb er erwartungsgemäss schmeichelhaft: ein «Dynamo» mit unglaublichen Kraftreserven, Ausdauer und Geduld, der regelmässig 15 Stunden täglich arbeitete und ein über alle Vorwürfe erhabenes Privatleben führte. Wie Präsident Franklin D. Roosevelt habe er Deutschland einen «New Deal» geschenkt. Putzi schloss jedoch mit einer Warnung: «Wenn Ungemach kommt, werden wir uns ihm stellen. Wenn es uns trifft, trifft es uns ins Gesicht – nicht in den Rücken, denn das ist unser Erbe, das uns einst genommen, aber zurückgegeben wurde durch Adolf Hitler.»

Der Zug aus New York fuhr um 7 Uhr 30 in den Bostoner Südbahnhof ein. Ralph Bradley, Baumwollhändler und ebenfalls Absolvent des Jahrgangs 1909, der Putzi in sein Haus in Back Bay eingeladen hatte, holte ihn mit einem fröhlichen «Hallo, Putzi!» in seinem Abteil ab. Am Bahnhof wartete die Pressemeute auf Putzi, ebenso der Polizeichef und dessen Stellvertreter, 29 uniformierte Männer, eine Schar Beamter in Zivil, überwiegend von der Ausländerpolizei, sowie eine Handvoll Beamter der Staatspolizei von Massachusetts – aber, welche Überraschung, keine Kommunisten, Sozialisten oder Antifaschisten.

Bradley fuhr Putzi zunächst in sein Haus, wo bereits mehrere andere Jahrgangskameraden warteten. Dann ging es weiter zum Mittagessen in Cutlers Wohnsitz in Brookline. Dort stiess Abbott Lawrence Lowell zu ihnen, der nach fast einem Vierteljahrhundert von seinem Amt als Rektor von Harvard zurückgetreten war. Er bat Putzi um eine Erklärung für Hitlers Popularität. Dessen Antwort war einfach: «Wir hatten den Krieg verloren, die Kommu-

nisten beherrschten die Strasse. Wir mussten wieder ganz von vorn anfangen. Am Ende hatte die Republik zweiunddreissig Parteien, alle viel zu schwach, um etwas durchzusetzen. Schliesslich blieb nichts anderes übrig, als sie alle in eine Staatspartei zusammenzufassen, mit Hitler als Führer.»

Dann bemühte er einen Vergleich: «Bleibt ein Wagen im Dreck stecken, sinkt er immer tiefer, und bleibt der Motor stehen, so fragt man nicht lange, was der Mann in den Motor schüttet, wenn die Fahrt nur wieder weitergeht. Es mag nur Begeisterungsschnaps gewesen sein, aber Hitler hat's geschafft.»

«Dieses Zeug, von dem Sie da reden, mag ja den Wagen wieder in Fahrt gebracht haben», entgegnete Lowell, «aber wenn der Fahrer sich damit betrinkt?»

Darauf wusste Putzi nichts zu erwidern; in ihm keimte der Verdacht, dass Lowell irgendetwas spitzbekommen hatte. Am Abend gab Putzi in dem kleinen Garten vor Bradleys Haus eine Pressekonferenz. Es herrschte eine ungezwungene Atmosphäre; Putzi erging sich in Lobeshymnen über Baseball und Gin. Auf die Frage, wer der bessere Redner sei – Hitler oder Roosevelt – antwortete er: «Genauso gut könnte man fragen, was bei einem Unwetter besser ist: Regenschirm oder Überschuhe», und konnte sich ein zufriedenes Grinsen über seine, wie er fand, unheimlich clevere Antwort nicht verkneifen.

Die Journalisten stellten natürlich auch ernsthaftere Fragen, und wieder kreisten ihre Befürchtungen um die Not der Juden unter den Nazis. Putzi drückte sich wie auf der *Europa* um eine klare Antwort.

«Ich glaube nicht, dass es gut ist, diese Frage zu erörtern. Es hilft Deutschland nicht, und es hilft den Juden nicht.» Und damit verstummte er.

«Doch eines möchte ich sagen», fügte er mehrdeutig hinzu. «Ich möchte sagen, dass die Situation des Juden in Deutschland binnen Kurzem normal sein wird.» Einige hörten etwas Unheilvolles aus seinen Worten heraus.

Kurz darauf liessen ihn die Reporter in Frieden. Als er zu Bett ging, bezogen sechs Polizisten ihre Wachposten um das Haus der Bradleys.

Am folgenden Nachmittag nahm Putzi an einem Gedenkgottesdienst in der neuen Universitätskapelle für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Harvardangehörigen teil. Danach stellte er sich den Fragen der Presse. Aus der ihn umringenden Menge in einer schattigen Ecke des Campus rief ihm jemand zu: «Was meinten Sie in dem gestrigen Interview damit, das jüdische Problem' werde bald wieder in einem Normalzustand sein?» Der Zuruf kam von Rabbi Joseph Shabow, ebenfalls Harvardabsolvent. «Meinten Sie durch Vernichtung?»

Putzi reagierte sichtlich beleidigt. «Aber, aber», sagte er und erklärte die Fragestunde rasch für beendet.

Nach einigen Tagen bei Bradley zog Putzi in das Haus eines anderen wohlhabenden Kommilitonen um, zu Louis Agassiz Shaw im weiter nördlich gelegenen Beverly Farms. Er nahm sich die Zeit, ein Pferderennen zu besuchen und sich ein Spiel der Boston Red Sox gegen die St. Louis Browns anzusehen. Selbst wenn er gewollt hätte, wäre es ihm schwergefallen, sich im Hintergrund zu halten. Vier Beamte der Staatspolizei, zwei davon Juden, waren zu seinem Schutz abgestellt. Seine Leibwächter waren angewiesen, die Uniform der Alumni zu tragen: weisse Flanellhosen, Sportsakko und gestreifte Krawatte. Letztlich schützten sie ihn nicht vor Protestierern, sondern vor der Heerschar von Reportern aus New York und Boston, die sich überall an seine Fersen hefteten.

Der Höhepunkt des Besuchs fand am Mittwoch statt: die grosse Harvardparade. Nach mehreren Regentagen herrschte nun warmes und trockenes Wetter. Die Feierlichkeiten begannen mittags. Die Studenten, die gerade ihren Abschluss gemacht hatten, versammelten sich in Talar und Baretz zum Mittagessen in den verschiedenen Gebäuden der Universität, ebenso die Ehemaligen in ihren schmucken Anzügen. Nach dem Mittagessen leitete deren Zeremonienmeister Eliot Cutler die Parade vom Campus über die Lars Anderson Bridge zur traditionellen Konfettischlacht in das efeumrankte Football-Stadion. Bald wurde deutlich, dass Putzi im Mittelpunkt des Interesses stand, seine Entscheidung für die Teilnahme hatte enormes öffentliches Aufsehen erregt.

An der Spitze des Zuges schlurften mit wackeligen, unsicheren Schritten die letzten noch Lebenden der Abschlussjahrgänge 1869, 1873 und 1878. Dann folgten der Jahrgang 1914 in weissen Hosen, orangefarbenen Polo-hemden und schwarzen Mützen sowie der von 1919 in weissen Hosen, ausgefallenen blauen Kitteln und blauweissen Mützen in Adlerform. Einige hielten ein Transparent mit folgender Aufschrift hoch:

1919

FOR CLASS PRESIDENT MAX HANFSTAENGL  
FOR CLASS VICE PRESIDENT ADOLPH KEEZAR

Ob Max Keezar, ein beliebter jüdischer Ladenbesitzer am Harvard Square, das lustig fand, ist nicht überliefert.

Doch es sollte noch schlimmer kommen. Als Nächste zogen die Absolventen von 1924 in das Stadion ein. Sie waren als Bayern verkleidet, mit Lederhosen, grob gestrickten Strümpfen und dunkelgrünem Hut mit Federn. Im Stehschritt marschierten sie um das Stadion, die rechte Hand zum Nazi-gruss ausgestreckt. Hinter sich her zogen sie einen riesigen Bierwagen mit der Aufschrift «Harvard Beer and Ale», von dem sie den ganzen Nachmittag lang Bier ausschenkten.

Dann kamen die Absolventen von 1909, mit etwa 300 Mann die bei Weitem stärkste Gruppe der Parade. Ihnen voran schritten fünf Ehemalige des Jahrgangs 1919 mit dem Plakat «Hanfstaengl for President»; sie zeigten ebenfalls den Hitlergruss. Die meisten der «Neuner» trugen Strohhut, dunkles Jackett und weisse Hosen. Putzi vermied die Jahrgangsuniform zugunsten eines dunklen Huts, blauen Sakkos und braunen Hosen. Im Knopfloch trug er eine rote Nelke. Sein Jahrgang zeigte weder Stehschritt noch Nazi-gruss; allerdings grüsste Putzi auf diese Weise mehrmals Bekannte, die er in der Menge entdeckte. Am Schluss kamen die Graduierten in ihren schwarzen Talaren und quadratischen Baretten.

Nach dem Ende aller Ansprachen erhoben sich Absolventen, Alumni und Gäste und stimmten «Fair Harvard» an. Die letzten Töne waren kaum verklungen, als die Luft mit einem Schlag erfüllt war von bunten Papierschlängen und winzigen Papierschnipseln. Eine volle Viertelstunde lang tobte die alljährliche Konfettischlacht, bis die Menge zum Soldiers Field zog, wo das Baseballspiel Harvard gegen Yale stattfand. Harvard gewann 3:2.

Nach der Konfettischlacht näherte sich Putzi auf dem Weg zum Spielfeld ein kleiner, untersetzter Mann. Er kam Putzi irgendwie bekannt vor, doch sein Name fiel ihm nicht ein. Mitten im Stadion schüttelte er Putzi ganz demonstrativ die Hand; als die Zuschauer ihn erblickten, brachen sie in donnernden Applaus aus. Erst später erfuhr Putzi, dass es sich um Max Pinansky, den ersten jüdischen Richter in Maine, gehandelt hatte. Das Bild erschien wenige Stunden später auf den Titelseiten der Nachmittagsblätter, und Putzi, der keinerlei einschlägige Initiative ergriffen hatte, fand sich unversehens in der Rolle des Friedensstifters wieder. Er schrieb später: «Dieser kleine Vorfall war für die deutsche Sache förderlicher als hundert Hitler-Interviews.» Die Reaktion daheim in Deutschland war weit weniger positiv.

Der am nächsten Tag stattfindenden Feier zur Verleihung der akademischen Grade blieb Putzi fern. Das war auch gut so. Mitglieder der National Student League und andere Gegner seines Besuchs unterbrachen Conant während seiner Ansprache immer wieder mit Protestrufen; als er Cutler für die Spende des Jahrgangs 1909 in Höhe von 100'000 Dollar dankte, schrien sie ihn nieder. Plötzlich kam Unruhe auf. Zwei Frauen, die sich in die Sever Hall geschlichen und dort Platz genommen hatten, warfen ihre Umhängetücher ab, ketteten sich an den Stühlen und dem Holzpodest, auf dem sie saßen, fest. Dann warfen sie den Schlüssel weg. Auf die jetzt zu sehende Rückseite ihrer Kleider hatten sie mit roten Bändern Antinaziparolen genäht.

«Nieder mit Hitler» lautete die eine, die andere: «Freiheit für Thälmann und Michaelson» – zwei der bedeutendsten politischen Gefangenen in Deutschland. Polizisten stürzten sich auf die beiden und lösten rasch ihre

Ketten. Ein Stück des Geländers ging zu Bruch, als die Frauen über die Strasse zum Fogg Art Museum gezerzt und dann ins Polizeipräsidium von Cambridge geschafft wurden. Als Personalien gaben sie Sheila Shugrue, 18 Jahre, und Nora Burke, 20 Jahre, an, beide aus Cambridge.

Etwas später gab es auf dem Harvard Square weiteren Ärger. Der 21-jährige Charles McBride, ebenfalls aus Cambridge, kettete sich am eisernen Absperrgitter vor der Lehman Hall an. Sein weisses Sweatshirt trug die rote Aufschrift «Freiheit für Thälmann». Er hielt eine 15-minütige Rede, in der er Hitler, Putzi und das Naziregime scharf angriff und Harvard vorwarf, mit der Einladung an Putzi Schande über sich gebracht zu haben. Kurz darauf löste ihn Joseph Jacobs aus dem Bostoner Stadtteil Dorchester, ebenfalls 21-jährig, ab und sprach weiter, bis die Polizei eintraf. Es hatte sich bereits eine Menschentraube um ihn gebildet und blockierte den Verkehr.

Die Polizei wurde von diesen Ereignissen völlig überrascht. Sie hatte sich auf Demonstrationen auf dem Universitätsgelände konzentriert, sich jedoch nach Ende der Zeremonie in ihre Reviere zurückgezogen. Endlich am Schauplatz eingetroffen, liehen sich die Beamten in einer nahegelegenen Werkstatt eine Bügelsäge und durchtrennten McBrides Kette. Dann brachten sie ihn und Jacobs auf die Wache. Doch damit fanden die Protestaktionen keineswegs ein Ende. Ein junger Mann, nach eigenen Angaben Fischereigewerkschafter, kletterte auf einen Telegrafmast und beschimpfte Hitler. Dann stieg er rasch wieder herunter und lief davon; im Rennen warf er sein «Freiheit für Thälmann»-Sweatshirt weg. Mehrere andere Protestierer stiegen auf die Schultern ihrer Freunde und hielten der Menge flammende Reden, während andere Aufkleber verteilten, auf denen zu lesen stand: «Folterknecht-Diplom für Hanfstaengl, hinaus mit dem Nazischlächter, Freiheit für Thälmann und alle inhaftierten Antifaschisten.»

Die Menge wuchs bald auf 2'000 Teilnehmer an; immer mehr Polizeikräfte trafen mit heulenden Sirenen ein. Alle, die das Wort ergriffen, wurden verhaftet und abgeführt. Auf sie wartete eine Anklage wegen Landfriedensbruchs, auf sieben von ihnen zusätzlich eine wegen unerlaubten öffentlichen



Redens. Auf den Polizeiwachen stimmten sie in ihren Zellen die «Internationale» an.

Putzi verpasste all das; er hatte den Tag auf dem Land zugebracht. Am Abend kehrte er nach Cambridge zurück und ging in die Zentrale der Alumni-Vereinigung im Wadsworth House, gleich neben dem Harvard Square. Er wusste nicht das Geringste von dem Aufruhr. Später fuhr er nach New London in Connecticut, um bei der Yale-Harvard-Regatta am nächsten Tag dabei zu sein.

Das Wochenende verbrachte Putzi bei einer früheren Freundin in Beverly Farms nördlich von Boston. Mitte der folgenden Woche erschien er wieder in Boston und dinierte mit Angehörigen des deutschen Konsulats. Die Presse, die seinen Besuch mit Argusaugen verfolgte, wusste noch etwas zu berichten: Putzi würde am kommenden Samstag *dem* gesellschaftlichen Ereignis der Saison beiwohnen: der Hochzeit des reichsten Junggesellen Amerikas, John Jacob Astor III., mit Ellen Tuck French in Newport, Rhode Island. Bei einem zwanglosen Mittagessen, das der Brautvater Francis O. French vor der Hochzeit gab, war Putzi als Ehrengast geladen. Die Brautmutter allerdings war, wie einige Blätter wissen wollten, darüber nicht so ganz glücklich.

Der Streit um die Einladung nach Harvard indessen wollte sich einfach nicht legen. Die *New York Times* veröffentlichte einen Brief von einem gewissen Robert Skliar aus Washington, D. C. Der behauptete, Putzis Anwesenheit mache die liberalen Traditionen der Universität zum Gespött: «Kann auch nur ein Liberaler einen Mann billigen und verteidigen, dessen Funktion im Wesentlichen darin besteht, die Verfolgung und Gewalt zu organisieren, dazu anzustiften und sie zu rechtfertigen, die in Deutschland ausgeübt und in den Vereinigten Staaten ausgeübt werden wird, wenn der Tag kommt? Dr. Hanfstaengl mag ein lieber, netter Mensch sein oder auch nicht, aber eine Universität ist kein Ort für einen Mann, der die beste Zeit seines Lebens in den Dienst der Vernichtung der geistigen Freiheit, der Demütigung der besten Köpfe und der Verbrennung ihrer Bücher gestellt hat.»

## 13

**IN DEN ENGEN STRASSEN** um die alte Trinity Church im Herzen von Newport drängten sich die Menschen. Der Hochzeitsgottesdienst sollte erst um vier Uhr nachmittags beginnen, doch die Zuschauer versammelten sich schon seit dem Morgen dicht an dicht auf der Strasse und den Bürgersteigen, scheinbar ohne die Hitze wahrzunehmen. Ab und zu drängte die Polizei die Massen zurück, um den Wagen der geladenen Gäste einen Weg zu bahnen, doch bald fluteten sie wieder nach vorne. Am Eisenzaun um den Friedhof und auf den Dächern gegenüber klammerten sich die Fotografen fest.

Das bedeutendste gesellschaftliche Ereignis der Saison stand bevor, ein Höhepunkt im Kalender der führenden Familien Amerikas, der so genannten Vierhundert. An diesem Nachmittag würden die Sprösslinge von zwei der ältesten und reichsten Dynastien sich ehelich verbinden. John Jacob Astor, 21, war der vermutlich begehrteste Junggeselle Amerikas. Sein Ururgrossvater hatte als Pelzhändler die Basis für das Vermögen der Familie geschaffen. Sein Vater, der dessen Werk fortgeführt hatte, war beim Untergang der *Titanic* ums Leben gekommen. So erbten Jacob und sein Halbbruder Vincent ein riesiges Vermögen. Astors Braut Ellen Tuck French entstammte einer kaum weniger vornehmen Familie. Sie war gerade 18 Jahre alt und über ihren Grossvater Amos Tuck French verwandt mit den Vanderbilts.

Wie bei allen noblen Familien umwehte die Beteiligten unweigerlich auch ein Hauch von Skandal. Madeleine, die Mutter des Bräutigams und eine der Überlebenden der *Titanic*-Katastrophe, hatte mit ihrer Wiederverheiratung im vergangenen November für Aufsehen gesorgt: Der Erwählte

war der italienische Boxer Enzo Fiermonte, der mit seinen 26 Jahren gerade fünf Jahre älter war als ihr Sohn. Bis zur letzten Sekunde blieb unklar, ob sie dieser Hochzeit beiwohnen würde; sie erschien schliesslich in einem capeartigen Gewand aus blauem Organza mit einem grossen Hut. Vielleicht in weiser Voraussicht blieb Fiermonte dem Ereignis fern.

Die Zeremonie erinnerte in allem und jedem an die frühen Wurzeln der amerikanischen Tradition. Die Kirche, ein langgestrecktes, schmales, verwittertes, weisses, schindelverkleidetes Gebäude mit einem hoch aufragenden, weissen Kirchturm mit vergoldeter Spitze und Wetterfahne, hatte sich seit ihrer Erbauung 1726 kaum verändert. Das Paar sollte nach dem Ritus der protestantischen Episkopalkirche getraut werden, die mit den ersten Siedlern nach Neuengland gekommen war.

Trotz des enormen Reichtums des Brautpaares legte man Wert auf Schlichtheit. Üppige Blumengestecke und teure Juwelengeschenke suchte man vergebens. Obwohl Braut und Bräutigam zahllose Geschenke erhielten – darunter viel erlesenes Porzellan und Silber –, waren diese, wie die New York Times am nächsten Tag auf der Titelseite schrieb, «im Grossen und Ganzen von der Art, wie sie jedem gewöhnlichen Paar in bescheideneren Lebensumständen zugedacht werden».

Schlichtheit ist natürlich ein relativer Begriff. Die Gästeliste umfasste etwa 250 Personen aus einigen der ersten Familien Amerikas. Sie hatten ganz schlichte, von Tiffany, New York, gravierte Einladungen erhalten: «Bitte weisen Sie diese Karte am Samstag, dem dreizehnten Juni, an der Trinity Church vor.» Einige den Kirchenältesten bekannte Gemeindeglieder wurden ebenfalls eingeladen. Am Einlass in der Church Street standen Privatdetektive von Pinkerton, unterstützt von lokalen Polizisten, um ungebetene Gäste fernzuhalten. Ein dicker roter Teppich führte vom Tor zum Kirchenportal. Im Mittelgang standen die Platzanweiser, prächtig gekleidet in schwarzem Cut, weisser Weste, grau gestreiften Hosen, Vatermörder, lavendelfarbenem Plastron, weissen Handschuhen und Gamaschen und schwarzen Schuhen. Am Revers trugen sie eine weisse Nelke.

Putzi traf als einer der ersten Gäste ein. Wegen der Hitze hatten sich viele Gäste für zwanglose Kleidung entschieden. Putzi als hartnäckiger Verfechter der Tradition jedoch hatte sich mit Zylinder, schwarzem Jackett und gestreiften, grauen Hosen herausgeputzt, als einer der wenigen ausser der Hochzeitsgesellschaft. Er unterbrach seinen Gang zur Kirche für einen kurzen Moment, damit die Fotografen ein Bild schiessen konnten.

Bei Ankunft der Braut ging ein Raunen durch die Zuschauer. Ellen Tuck French war gross und schlank und ein Traum in Weiss. Ihr Brautkleid bestand aus schwerem, elfenbeinfarbigem Satin, geschnitten im Prinzessinnenstil mit V-Ausschnitt und spitz zulaufenden Ärmeln, sowie einer fast fünf Meter langen, an den Schultern befestigten Schleppe. Ihr rotbraunes Haar schimmerte durch einen langen Tüllschleier, gekrönt von einem mit Orangenblüten verzierten Diadem. Sie trug einen Brautstraus aus weissen Orchideen und Maiglöckchen. Damit die Fotografen ihr Bild schiessen konnten, hielt sie einen Augenblick inne, bevor sie am Arm ihres Vaters durch den Kirchhof schritt und dann durch eine Seitentür die Kirche betrat.

Die Zeremonie nach dem modernisierten episkopalen Ritus dauerte nur neun Minuten. Die Braut gelobte, ihren Mann zu lieben und zu ehren, nicht aber, ihm zu gehorchen.

Im hellen Sonnenlicht vor der Kirche liess sich das Paar mit feierlicher Miene ablichten, bevor es seinen Rolls-Royce bestieg und zum Empfang entwand. In seinem Sommerhaus in Mapleshade an der Red Cross Avenue warteten 300 geladene Gäste. Unter bunten Sonnenschirmen reichte man Champagner, Salate und Sandwiches zu den Klängen einer eigens aus New York herbeigeschafften Zigeunerkapelle. Am Abend schlüpfen die Frischvermählten heimlich davon. Ihre Hochzeitsreise würde sie nach Vancouver und Seattle führen. Das übliche Reisewerfen blieb ihnen erspart, da Freunde den Gästen irrtümlich mitgeteilt hatten, das Paar habe das Haus bereits durch den Hintereingang verlassen. Während die Privatdetektive ihr wachsames Auge schweifen liessen, schickte man die Dienerschaft zu den örtlichen Weinhandlungen, um für Champagnernachschub zu sorgen.

**DER 30. JUNI 1934** sollte nicht nur als Tag der Astor-Hochzeit in die Geschichte eingehen. In Deutschland nahmen die Ereignisse eine dramatische Wendung. Die Krise hatte sich seit Monaten angebahnt. Längst war die Euphorie nach Hitlers Machtübernahme im Jahr zuvor verfliegen; die Konjunktur lahmte, und das Gerede der Nazis von nationaler Erneuerung verwandelte sich keineswegs in die so dringend benötigten Arbeitsplätze. Es regte sich zwar kein offener Widerstand, doch die Unzufriedenheit wuchs.

Einige mit von Papen verbündete Konservative träumten davon, aus dieser Unzufriedenheit Kapital zu schlagen, Hitler zu stürzen und ihn durch einen rechtskonservativen Diktator zu ersetzen. «Wir sind mit dafür verantwortlich, dass dieser Kerl an die Macht gekommen ist», mahnte der rechtskonservative Intellektuelle Edgar Jung, einer von Papens Redenschreibern. «Wir müssen ihn wieder loswerden.» Am 17. Juni hatte Papen in einer von Jung verfassten, wagemutigen Rede den «falschen Personenkult» um Hitler und weitere Auswüchse der Naziherrschaft scharf angegriffen. Goebbels hatte den Abdruck der Rede umgehend verboten, doch es war bereits zu spät. Auszüge in der *Frankfurter Zeitung* konnten nicht mehr verhindert werden.

Zu einem für Hitler ernsteren Problem wurde allerdings Ernst Röhm, dessen SA in wachsendem Masse eigene machtpolitische Ambitionen entwickelte. Im Lauf des Jahres reifte bei Hitler offenbar die Überzeugung, dass er mit Röhm brechen musste, doch scheint er nicht von Anfang an über Art und Weise dieses Bruchs entschieden zu haben. Röhm hatte sich mit seinem anmassenden Auftreten mächtige Feinde geschaffen; die Konservativen wollten ihn um des inneren Friedens willen unbedingt zurechtgestutzt sehen. Am 21. Juni suchte Hitler Hindenburg auf. Bei der Besprechung machte Reichswehrminister General Werner von Blomberg deutlich, dass der Nazi-führer die SA an die Kandare nehmen müsse, oder der Reichspräsident werde das Kriegsrecht erklären und die Macht in die Hände der Reichswehr legen. Mehrere führende Nazis, darunter Göring, Himmler, Hess und Bormann, wollten Röhm ebenfalls den Garaus machen. Insbesondere Göring als ehemaliger Luftwaffenoffizier hätte bei jeder Aktion gegen Röhm in je-

dem Fall den Schulterschluss mit der Reichwehr gesucht. Bald liefen unzweifelhaft falsche Gerüchte um, Röhm und die SA planten einen Staatsstreich.

Hitler entschloss sich offenbar erst am Abend des 28. Juni zum Handeln, als er erfuhr, dass Papen in zwei Tagen mit Hindenburg eine Strategie ausarbeiten wollte, um nicht nur Röhm und die SA, sondern auch ihn selbst unter Kontrolle zu bekommen. Daraufhin griff Hitler selbst rasch und gnadenlos durch. Sämtliche SA-Führer erhielten den Befehl, sich am späten Vormittag des 30. Juni im bayerischen Bad Wiessee einzufinden. Hitler war bereits um zwei Uhr früh nach München geflogen. Etwa viereinhalb Stunden später traf er mit einigen seiner Getreuen und einem Polizeiaufgebot in Röhm's Hotel ein. Die Pistole im Anschlag nannte Hitler Röhm einen Verräter und liess ihn festnehmen. Mit ihm wurden weitere SA-Männer nach Stadelheim gebracht. Unter ihnen war auch Edmund Heines, SA-Obergruppenführer für Schlesien; man hatte ihn in einem Zimmer neben dem Röhm's im Bett mit einem jungen Mann gefunden. Röhm bekam eine Pistole und die neueste Sonderausgabe des *Völkischen Beobachters* in die Hand gedrückt; das Blatt berichtete in allen Einzelheiten über die angeblichen Putschpläne Röhm's. Man hoffte, dieser werde die richtige Schlussfolgerung ziehen und sich selbst töten. Doch Röhm verstand den Wink nicht und wurde erschossen, ebenso etliche andere SA-Führer. Das Massaker beschränkte sich jedoch nicht auf die SA. Dieser «Nacht der langen Messer» fielen auch führende Konservative zum Opfer, so der ehemalige Reichskanzler Kurt von Schleicher und seine Frau sowie Herbert von Bose, Chef der Presseabteilung von Papen. Papen selbst wurde unter eine Art Hausarrest gestellt. Die genaue Zahl der Toten wurde nie bekannt, sie belief sich jedoch wahrscheinlich auf mindestens 200.

**PUTZI AHNTE NICHTS** von den dramatischen Ereignissen auf der anderen Seite des Atlantiks, als er sich an jenem Morgen in Newport einfand. Er war mit einem alten Ford aus Beverly Farms gekommen, wo er bei Mr. und

Mrs. Louis Agassiz Shaw zu Gast war. Am Steuer sass Nathaniel Simpkins, ein junger Verwandter eines amerikanischen Fliegers und ehemaligen Collegefreundes Putzis, der im Ersten Weltkrieg gefallen war.

Die wartenden Reporter bombardierten Putzi mit Fragen nach dem Umsturzversuch in Berlin, wie erste Berichte den Vorfall bezeichneten. Diesmal fehlten Putzi ausnahmsweise die Worte.

«Ich habe dazu nichts zu sagen», brachte er schliesslich hervor. «Ich bin hier, um der Trauung der Tochter meines Freundes beizuwohnen. Die Hochzeit ist heute wichtiger als alles andere. Ich vermische niemals Beruf und Vergnügen, und daran halte ich mich auch heute.» Sein einziger Kommentar bestand darin, dass er sowohl die Familie Astor als auch die Familie French schon seit Langem kenne; Col. John Jacob Astor, der verstorbene Vater des Bräutigams, sei einer der engsten Freunde seiner Familie gewesen. Dann suchte er ein nahe gelegenes Hotel auf, um die Zeitungen zu studieren.

Er war nicht viel klüger, als er sich nach dem Mittagessen in das Haus eines Freundes begab, um sich für die Hochzeit umzukleiden. Nachmittags in der Kirche sass er nahe am Hauptgang auf der Seite der Astors. Da zupfte ihn jemand am Ärmel. Ein besonders wagemutiger Reporter hatte sich eingeschlichen und war auf allen vieren zu ihm gekrochen. Ob Putzi zu den Berichten, dass Röhm wegen einer Verschwörung gegen Hitler verhaftet worden sei, einen Kommentar abgeben könne, flüsterte er.

«Nicht hier, draussen!», zischte Putzi ihm zu.

Erst am folgenden Tag, als das Geschehen in seiner ganzen Ungeheuerlichkeit ans Licht kam, fühlte sich Putzi zu einer Stellungnahme fähig. «Die Nachricht, die ich am Samstag erhielt, war mir neu, kam aber nicht gänzlich unerwartet», stellte er in einer von mehreren Zeitungen abgedruckten Presseerklärung fest. «Mein Führer Adolf Hitler musste handeln, und so handelte er wie gewohnt. Hitler hat sich niemals als grösser, niemals als menschlicher erwiesen denn in den letzten achtundvierzig Stunden. Hitler hätte sich äusserst ungewöhnlich verhalten, wenn er nicht so gehandelt hätte, wie er es tat, wenn er nicht gehandelt und das Wertvollste auf der Welt

gerettet hätte – seine schicksalhafte Mission.» Die Ermordung der Führungsriege kommentierte Putzi ruppig mit: «Andere werden an ihre Stelle treten.» Deutschland marschiere einer glänzenden Zukunft entgegen, und Hitler habe «nicht nur Deutschland, sondern die ganze zivilisierte Welt vor dem Untergang bewahrt».

Beharrlich behauptete Putzi, er habe infolge des Ereignisses für sich selbst nichts zu befürchten und keine Anweisung, nach Hause zurückzukehren. Hinter seiner zur Schau getragenen Zuversicht verbarg er jedoch nicht nur die Sorge um seine Frau und seinen Sohn, die schliesslich in Deutschland lebten, sondern auch die Furcht vor dem, was ihn im Falle seiner Rückkehr dort wohl erwarten würde. So nahm er über seine Verbindungsleute im Konsulat in Boston heimlich telegrafischen Kontakt zu Aussenminister von Neurath auf und fragte ihn um Rat. Der legte ihm die Rückkehr nahe, und zwar so schnell wie möglich. Putzi hatte bereits für den 7. Juli eine Reservierung auf der *Europa* und beschloss, sie zu bestätigen.

Ihm blieb noch Zeit, wichtige unerledigte Vorhaben zu Ende zu bringen. Am nächsten Tag fuhr er mit seinen drei Büsten von Gluck, Schopenhauer und Hindenburg im Taxi in Harvard vor. Die Universität lag verlassen da. Schweissüberströmt von der Hitze und dem Schleppen seiner gewichtigen Präsente machte sich Putzi auf zum Fachbereich Musik. In den leeren Fluren stiess er zufällig auf den Fachbereichsleiter Edward Burlingame Hill; dieser wollte gerade noch etwas aus seinem Büro holen, bevor er zu seinem Sommerhaus in New Boston aufbrach. Putzi hatte sich einen günstigen Zeitpunkt ausgesucht: Glucks Geburtstag jährte sich zum 220. Mal, und Hill liess sich zur Annahme der Büste bewegen.

Beim Mittagessen brüstete sich Putzi vor Hill mit einer Orchestersuite, die er zu Ehrens Hitlers komponiert hatte: «Sie hat ein militärisches Tempo, ein revolutionäres Tempo. Sie beschreibt die Kraft der Nationalsozialisten.»

Im Verlauf des Gesprächs suchte Putzi auch Hitlers Brutalität zu rechtfertigen: «Bei allen Revolutionen kommt nach einer Phase von drei bis vier



Jahren eine Zeit, in der die alten Revolutionsführer durch konstruktive Staatsmänner ersetzt werden müssen.» Wäre Hitler nicht an die Macht gekommen, «wäre Deutschland bolschewistisch geworden und das Christentum über Nacht verschwunden».

Den Erfolg mit der Gluckbüste konnte Putzi nicht wiederholen. Er fand in Harvard niemanden, der bereit gewesen wäre, Schopenhauer oder Hindenburg entgegenzunehmen. So tröstete sich Putzi nach seiner zweistündigen vergeblichen Suche mit einem Einkaufsbummel, gab jedoch die Hoffnung nicht auf, seine Büsten loszuwerden. Am 4. Juli verliess er Beverly Farms an Bord eines gecharterten Flugzeugs nach West Point, die Kiste mit der Hindenburgbüste im Gepäck.

Die angesehene Militärakademie nahm nicht oft Statuen entgegen. Eine Ausnahme bildete das Denkmal des im Bürgerkrieg gefallenen Generalmajors John Sedgwick, Putzis Urgrossvater. Doch dieser Umstand war keineswegs ein gutes Omen. Der Kommandant der Akademie, Oberst Simon B. Bruckner jr., machte ihn darauf aufmerksam, dass die Büste «erst nach viel Papierkrieg übergeben werden» könne und dass es «so aussieht, als ob sie nicht angenommen werden wird». Putzi musste sich damit zufriedengeben, seinem Vorfahr mit einer Besichtigung des Geländes Reverenz zu erweisen.

**AM SAMSTAG, DEM 7. JULI**, legte die *Europa* vom Pier am Ende der West 46<sup>th</sup> Street ab. Nach einer seit zwei Wochen andauernden Hitzewelle erreichte die Temperatur im Central Park 33 Grad im Schatten. Eine 40-Mann-Kapelle der amerikanischen Nazigruppe «Friends of the New Germany» spielte, als Putzi an Bord ging und den Arm zum Hitlergruss erhob. Die Kapelle verabschiedete allerdings eine 70-köpfige Delegation einer faschistischen Organisation, die nach Deutschland reiste. Auf die Hakenkreuzflagge des Schiffes war ein Suchscheinwerfer gerichtet.

Man kann es Putzi nicht verdenken, dass er mit einer gewissen Beklommenheit amerikanischen Boden verliess. Die sich anbahnende Krise in Deutschland hatte in den vorangegangenen Tagen immer wieder für Schlag-

zeilen gesorgt. Überdies drohte sie international Kreise zu ziehen, da nach Angaben der Nazis der französische Botschafter in Berlin, André François-Poncet, in die Verschwörung verwickelt war. Das einzig Tröstliche schien, dass sich die Lage offenbar wieder entspannte; wie die *New York Times* an diesem Morgen berichtete, habe Hitler zur Rückkehr zu Ruhe und Ordnung aufgerufen und sei, um ein Beispiel zu geben, über das Wochenende in die bayerischen Alpen gereist. Sogar Vizekanzler Papen, dessen Position noch immer höchst gefährdet war, empfing die Journalisten in seinem Haus mit einem Lächeln. «Meine Pläne sind noch nicht abgeschlossen», teilte er einem Reporter mit, «noch ist alles offen.» Es herrschte Burgfrieden, und er durfte sich frei bewegen, obwohl sein Haus immer noch unter Bewachung stand, «vermutlich um ihn vor hitzköpfigen Nazis zu schützen».

Putzi brachte es auch jetzt noch fertig, auf Fragen zur Lage in Deutschland Optimismus zu verbreiten. «Die eigentlichen Ereignisse begannen vor einem Jahr, und die Folgen hingen mit einem Reifungsprozess zusammen», resümierte er. «Deutschland bewegt sich jetzt auf einen Zustand der Stabilität zu.» Auf die Frage nach der Lage der Juden im Land erwiderte er: «Das muss man noch sehen.» Dann witzelte er darüber, dass er seine beiden Büsten nicht hatte loswerden können. Es seien «ja nur Gipsköpfe», und wenn er im November zum Football-Spiel Yale gegen Harvard zurückkomme, werde er sie wieder mitbringen «und sie in zwei führenden Galerien ausstellen».

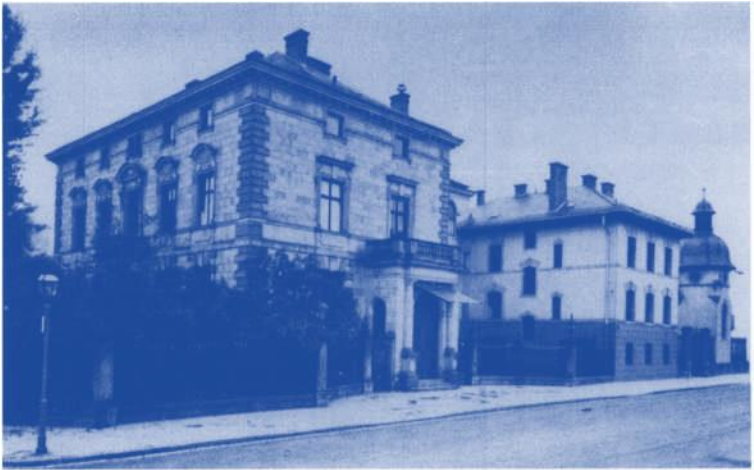
Die Büsten waren nicht das Einzige, was unerledigt blieb. Offen war auch noch die Frage des von Putzi in Aussicht gestellten Dr.-Ernst-Hanfstaengl-Stipendiums. Diese Angelegenheit wurde schliesslich im September entschieden; der Rektor und die Professorenschaft lehnten die Stiftung ab. Rektor Conant sprach Putzi brieflich seinen Dank für dessen Grosszügigkeit aus und legte die Gründe für die Ablehnung dar: «Wir sind nicht willens, ein Geschenk von einer Person anzunehmen, die so eng mit der Führung einer politischen Partei identifiziert wird, welche den Universitäten Deutschlands durch Massnahmen Schaden zugefügt hat, die an Grundsätze



Die Familie Hanfstaengl in ihrem Haus Anfang der 1890er Jahre. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)

Putzi (ganz rechts) mit seiner Mutter, seiner Schwester und seinen Brüdern vor dem Ersten Weltkrieg. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)





Villa Hanfstaengl in München, erbaut 1889 von Putzis Eltern. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)



Putzi als Gretchen Spootspfeifer in dem Studententstück *The Fate Fakirs* in Harvard 1908. (*Life*, 29. Dezember 1947)



Putzi in Amerika, Februar  
1915. (*Papers of Djuna Barnes,  
Special Collection, University  
of Maryland Libraries*)

Während der 1920er Jahre  
mit Hitler im Café Heck in  
München. (*Bayerische  
Staatsbibliothek München*)



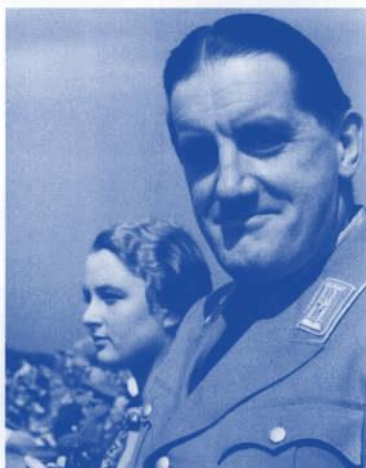


Putzi mit seiner Frau Helene und den Kindern Egon und Hertha kurz nach Herthas Geburt 1924.

*(Bayerische Staatsbibliothek München)*

*Rechts: Putzi (am Flügel) spielt für Hitler (links), Helene Hanfstaengl, Magda Goebbels, Ernst Franz und Joseph Goebbels (rechts) in der Berliner Wohnung der Goebbels' am 11. Februar 1932. (Bayerische Staatsbibliothek München)*





Putzi in Uniform mit einer Unbekannten bei einem NSDAP-Parteitag 1936. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)

*Links:* Putzi (links) mit Hitler und seinem Gefolge am 3. April 1932 während des Präsidentschaftswahlkampfes. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)



Trotz Protesten (oben) setzte Putzi seinen Besuch anlässlich des 25. Jubiläumstreffens seines Harvardjahrgangs im Juni 1934 fort (unten). Später entbrannte eine Kontroverse um seine Bemühungen, der Universität eine Spende zukommen zu lassen. (*Bayerisches Hauptstaatsarchiv München*)





Putzi mit Unity Mitford während des ersten Reichsparteitags der NSDAP in Nürnberg vom 30. August bis 3. September 1933. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)

Putzi und sein Sohn Egon bei der Arbeit am «S-Projekt» in Bush Hill, Virginia, während des Zweiten Weltkriegs. (*Bayerische Staatsbibliothek München*)



Ein offizielles Foto von Putzi – veröffentlicht anlässlich seines 50. Geburtstags am 11.2.1937.  
*(Ullstein)*



Putzi entspannt sich in seinem Haus in München am Klavier, etwa 1972.  
*(AP/World Wide Photos)*



rühren, die unserer Überzeugung nach fundamental für Universitäten in der ganzen Welt sind. Da Ihr Angebot öffentlich gemacht und diskutiert wurde, halten wir es für angemessen, diesen Brief zu veröffentlichen.» Die Pressestelle der Universität gab das Schreiben wenige Tage später frei, und mehrere Zeitungen druckten es ab.

Conants Entscheidung begrüßten nicht nur die Rektoren mehrerer anderer Colleges in Neu-England, sondern auch die Kommentatoren etlicher Zeitungen. Laut *New York Post* «macht sie Harvard Ehre», und der *Montgomery Alabama Observer* bezeichnete die Entscheidung als einen «Punkt mehr für die Aufklärung in Amerika». Joseph Brainin, der für mehrere Zeitungen Kolumnen verfasste, meldete sich im selben Sinne zu Wort: «Der Rektor von Harvard handelte in der Tradition einer grossen amerikanischen Institution der höheren Bildung. Seiner Meinung nach hätte die Hanfstaengl-Stiftung in Harvard im Widerspruch zu allem gestanden, wofür diese grosse Universität steht.»

Wie sich denken lässt, kam eine der wenigen kritischen Stimmen vom *Harvard Crimson*, die Ablehnung passe kaum zur liberalen Tradition, auf die Harvard zu Recht so stolz sei: «Hanfstaengls Angebot war eine freundliche Geste, und es ist bedauerlich, dass die Universitätskörperschaft sie nicht als solche zu betrachten und sie in dem Geiste zu erwidern wusste, in dem sie gegeben wurde.»

Die juristischen Nachwirkungen der « Hanfs taengl-Affäre» zogen sich gleichfalls noch länger hin. Im Oktober wurden die beiden Frauen, die sich im Juni in der Sever Hall angekettet und Conants Rede mehrfach mit «Nieder mit Hanfstaengl»-Rufen unterbrochen hatten, zu einer Geldstrafe von jeweils 50 Dollar verurteilt. Der Gerichtssaal war bis auf den letzten Platz gefüllt von Studenten, und Conant hatte sich erfolgreich für ein mildes Urteil ausgesprochen. Weitere sieben Personen – sechs Männer und eine Frau – wurden des Landfriedensbruchs und des unerlaubten Redens für schuldig befunden und zu jeweils 20 Dollar Geldstrafe und sechs Monaten Zwangsarbeit im Middlesex House of Correction verurteilt. Richter George James entschuldigte sich beinahe: «Es tut mir leid, dass ich Gefängnisstrafen ver-

hängen muss.» Sechs der sieben Verurteilten wurden nur einen Monat später begnadigt und waren hinfort die Helden von Harvard.

Die Stipendiumsaffäre sollte nichtsdestotrotz zwei Jahre später noch ein bizarres Nachspiel haben. Im Februar 1936 musste Conant öffentlich dementieren, er hätte Putzi um eine Spende für die Dreihundertjahrfeier Harvards gebeten. In einem Anfall von Böswilligkeit hatte Putzi verbreitet, er habe der Universität erneut finanzielle Unterstützung angeboten. Conant hatte zuvor alle 67'000 Ehemaligen angeschrieben und ihnen den Vorschlag unterbreitet, nationale Stipendien und Gastprofessuren zu fördern. Mit dem Schreiben wollte er sich lediglich des «allgemeinen Wohlwollens» der Alumni für den Vorschlag versichern. Putzi legte es aber als Bitte um Spenden aus, und in dem Umstand, dass er auf der Adressatenliste stand, sah er ein Zeichen, dass die Universität nun doch zur Annahme seines Geldes bereit war. Diesmal bot er 10'000 Dollar an, also zehn Studienjahre für amerikanische Studenten in München.

Und erneut flammte der Streit auf, wieder mit denselben Argumenten auf beiden Seiten. Um die Verwirrung noch zu steigern, behauptete *The Harvard Crimson* im März 1936, Putzi habe entgegen den bisherigen Informationen bereits 1'500 Dollar in den Fonds der 1909er eingezahlt und beschlossen, im folgenden Jahr auf jeden Fall einen Harvardstudenten nach München zu holen, ob «mit oder ohne Rektor Conant». Das Ganze schlug in eine Farce um. Art Wild, der Leiter der Öffentlichkeitsarbeit von Harvard und somit zuständig für die Angelegenheit, erhielt auf einem Empfang ihm zu Ehren ein sinnreiches Geschenk: einen Stempel mit den Worten: «Die Universität hat keinen Kommentar hinsichtlich Mr. Hanfstaengls Angebot abzugeben.»

**AUF DER RÜCKREISE NACH DEUTSCHLAND** war Putzi nicht wohl in seiner Haut. Als die *Europa* den Ärmelkanal passierte, hörte er im Radio Hitlers Rechtfertigungsrede vor dem Reichstag. Als Einziger an Bord, der viele der Beteiligten persönlich kannte, wollte er kaum seinen Ohren trauen, als Hit-

ler behauptete, Röhm's Homosexualität habe ihn völlig überrascht und entsetzt. Putzi erinnerte sich nur zu gut an einen Riesenkrach zwischen den beiden Männern während des Reichstagswahlkampfes zwei Jahre zuvor. Ein Journalist hatte Röhm's Privatleben in allen Einzelheiten an die Öffentlichkeit gezerzt, was die Oppositionszeitungen natürlich begierig aufgegriffen hatten. Völlig absurd war auch Hitlers Behauptung, der französische Botschafter sei beteiligt gewesen. Das Schlimmste an der ganzen Sache aber war in Putzis Augen die Willkür: Röhm und einige seiner Günstlinge waren zwar ziemlich unangenehme Zeitgenossen, doch das gab niemandem das Recht, sie ohne jegliches Verfahren über den Haufen zu schießen. Putzi konnte sich des Gedankens nicht erwehren, dass er vielleicht einen furchtbaren Fehler beging, indem er zurückkehrte. Von Neurath hatte ihm zwar zugeraten, doch konnte er angesichts dieses Vorfalls sicher sein, nicht auch selbst einer Säuberung zum Opfer zu fallen?

Bei seiner Ankunft in Berlin fand er viele Freunde und Kollegen noch wie betäubt vor. Sein alter Freund Generalmajor von Epp war verzweifelt und hätte um ein Haar das Land verlassen. Im Verbindungsstab von Hess, wo sich Putzis Büro befand, «verhielten sich die Leute wie in Trance». Offenbar wusste keiner wirklich Bescheid, und falls doch, wagte keiner, Putzi einzuweihen.

Am vernünftigsten wäre es sicher gewesen, ein paar Wochen lang abzutauschen, doch Putzi beschloss, Hitler aufzusuchen. Der Führer weilte mit dem Ehepaar Goebbels im exklusiven Ostseebadeort Heiligendamm. Putzi brachte sein Hotel in Erfahrung und kündigte sich telefonisch an.

Das Hotel war fast leer, als er eintraf. Hitler sei noch auf seinem Zimmer, sagte man ihm, Familie Goebbels jedoch schon am Strand. Also machte sich Putzi auf den Weg zwischen den Kiefern hindurch zum Meer; er kam sich vor wie in einer die feine Gesellschaft verspottenden Theaterkomödie. In einem der akkurat aufgereihten Strandkörbe sass der Propagandachefin Flannellhosen, «ganz der wohlhabende Familienvater, der einen alten Freund des Hauses willkommen heisst».

Eine radikal andere Stimmung herrschte, als Putzi etwas später Hitler in seinem Zimmer aufsuchte. Der Führer blickte von dem täglichen Presse-  
spiegel auf, den Goebbels ihm vorlegen liess, und starrte Putzi feindselig  
an.

«Da sind Sie ja, Mister Hanfstaengl!», schnarrte er. «Hat man Sie denn  
noch nicht totgeschlagen?»

Das «Mister» – eine Anspielung auf Putzis amerikanische Wurzeln – war  
ein unheilvolles Zeichen, ebenso, dass Hitler seinen Namen norddeutsch mit  
«st» aussprach.

«Nein, Herr Hitler, die New Yorker Kommunisten haben mich nicht tot-  
geschlagen.» Putzi reichte ihm ein Bündel Zeitungsausschnitte und Presse-  
fotos, darunter auch dasjenige, auf dem der jüdische Richter Pinansky ihm  
die Hand schüttelt.

«Sie haben ja reizende Freunde», bemerkte Hitler. «Eine schöne Propa-  
ganda für die Partei, wenn ihr Auslandspressechef mit einem Juden frater-  
nisiert!»

Als Putzi zu der Erklärung ansetzte, dass die Juden in Amerika über be-  
trächtlichen Einfluss verfügten, schnitt ihm Hitler mit einer Handbewegung  
das Wort ab.

«Hanfstaengl, Sie hätten dabei sein sollen!» Putzi dachte sofort an die  
Liste der am 30. Juni Exekutierten.

«Wobei?», stammelte er.

«In Venedig natürlich. Mussolini hätte Sie gern wiedergesehen.»

«Das war doch wohl nicht meine Schuld. Ich war ja mit Ihnen deshalb in  
Kontakt...»

«Ich weiss, ich weiss. Aber es wurde alles in äusserster Eile im letzten  
Moment arrangiert, und da waren Sie leider schon abgereist.»

Putzi glaubte ihm kein Wort, beharrte aber nicht weiter darauf. Hitler  
betrachtete die Angelegenheit offensichtlich als erledigt. Jedenfalls war die  
Audienz zu Ende. Hitlers Adjutanten und andere Gefolgsleute kamen und  
gingen, und schliesslich begaben sich alle in den Speisesaal.

Beim Mittagessen schlug Hitlers Stimmung um. Plötzlich war er ganz  
der joviale Mann von Welt und sprach «Hanfstaengl» wieder beruhigend

normal aus, obwohl sich Goebbels in seiner üblichen boshaften Art nicht enthalten konnte, Putzi mit seinem klammheimlichen Landgang in New York aufzuziehen. Es hatte etwas fast Surreales, wie sich Magda Goebbels im duftigen Sommerkleid unter die anderen, oft adligen Gäste mischte, während «ganz Deutschland unter dem Druck von Mord, Angst und Misstrauen ächzte», dachte Putzi. Er kam sich vor wie auf der seltsamen Teegesellschaft des Hutmakers in Lewis Carrolls *Alice im Wunderland*.

**IM SELBEN MONAT** begleitete Putzi Hitler zu den Wagnerfestspielen nach Bayreuth. Hitlers Verehrung des Meisters war legendär. Bei einer Feier anlässlich Wagners 50. Todestag im März des vergangenen Jahres in Leipzig hatte Hitler sogar seine übliche Uniform gegen Zylinder, Cut und gestreifte Hosen getauscht. *Die Meistersinger* liebte Hitler von allen Opern Wagners am meisten. Es gab kaum einen Festakt unter Hitlers Vorsitz, bei dem die Ouvertüre dieser Oper nicht gespielt wurde; Hitler soll sie mehr als 200-mal gesehen haben. Putzi war froh, mit Hitler nach Bayreuth zu gehen, und sei es nur aus dem Grund, weil seine Anwesenheit an Hitlers Seite dafür sprach, dass noch nicht alles verloren war.

Am 25. Juli, noch während der Festspiele, wurde der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuss kaltblütig ermordet. Der Parteiführer der österreichischen Nazis Theo Habicht hatte schon seit Längerem an einer Verschwörung gegen Dollfuss gearbeitet, doch es ist ungeklärt, ob Hitler den letztendlichen Befehl zu seiner Ermordung gegeben hat. Wie auch immer, als die ersten Berichte einliefen, verlangte Hitler weitere Information. Da fiel Putzi ein, dass Louis Lochner, der Chef des Berliner Büros von Associated Press, sich bereits vor Ort in Wien aufhielt. Putzi bat Lochner inständig, ihn ins Bild zu setzen, und der Amerikaner las ihm vor, was er an AP telegraphiert hatte. Doch umsonst bekam Putzi das nicht.

«Okay, jetzt hab' ich Ihnen gesagt, was ich weiss. Was ist das Neueste drüben bei Ihnen?», fragte Lochner. Putzi enttäuschte ihn nicht.

Zu Lochners Überraschung antwortete er mit leiser Stimme, fast im Flüsterton: «Ein gewisser sehr alter Herr in Ostpreussen ist sehr schwer krank; wir befürchten das Schlimmste.»

Seit April zeichnete sich ab, dass der greise Hindenburg ernsthaft erkrankt war. Man teilte Hitler insgeheim mit, er werde nicht mehr lange leben. Im Juni hatte sich der Reichspräsident auf sein Gut Neudeck in Ostpreussen zurückgezogen. Doch jetzt sickerte zum ersten Mal an die Presse durch, wie es um Hindenburg stand. Lochner telegraphierte die Nachricht sofort weiter. Goebbels dementierte, doch Lochner blieb bei seiner Darstellung.



## 14

**HINDENBURGS GUT NEUDECK**, heute in Polen gelegen, war ein schmucker Besitz. Dort verlangte es die feudale Tradition, einen Gast in aller Form zu empfangen. Der Empfang für Hitlers Tross fiel jedoch ziemlich kühl aus. Nur Hitler und sein Adjutant Brückner wurden an das Sterbebett des Reichspräsidenten vorgelassen. Putzi musste zu seinem Bedauern mit Otto Dietrich auf einer Bank vor dem Haus warten, ohne dass man ihnen etwas anbot. Hitler verlor nicht ein Wort, als er wieder erschien. Sie verbrachten die Nacht im Schloss Finckenstein des Grafen Dohna; hier hatte sich Napoleons Romanze mit der Gräfin Waleska abgespielt. Obwohl Napoleons Schlafzimmer unverändert geblieben war, lehnte Hitler das Angebot ab, darin zu übernachten.

Am nächsten Morgen, dem 2. August 1934, gab Hindenburgs Kabinettschef Otto Meißner unter Tränen den Tod des Reichspräsidenten bekannt. Tags darauf dankte Putzi Amerika in einer offiziellen Verlautbarung für die Hindenburg gezollte Ehrerbietung: «Wer den Charakter eines Mannes, der wie kaum ein anderer das verkörpert hat, was im deutschen Leben am edelsten ist, so treffend bewertet, trägt unweigerlich dazu bei, das Verständnis der Welt für die wahren Ideale des deutschen Volkes zu verbessern.»

Hindenburgs Tod veränderte die politische Lage in Deutschland mit einem Schlag. 1925, nach dem Tod Friedrich Eberts, war er mit 78 Jahren zum ersten gewählten Reichspräsidenten geworden; 1932 vermochte er trotz seines vorgerückten Alters als einziger Kandidat Hitler zu schlagen. Seine Wähler hatten sich vor allem deshalb für ihn entschieden, weil sie ihn als Bollwerk gegen die Gesetzlosigkeit und Brutalität der Nazis betrachteten. Die Berater des greisen Präsidenten waren sich sicher, dass sie mit den

Nazis fertig würden. So hatten sie ihn ermutigt, Kanzler Heinrich Brüning, den Führer der katholischen Zentrumsparterie, zu entlassen, und damit den Weg zu Hitlers Ernennung zum Reichskanzler freigemacht. Doch statt Hitler an die Kandare zu nehmen, hatte Hindenburg ihm zunehmend die Zügel schiessen lassen. Der Reichspräsident unternahm selbst dann nichts, als sein Kanzler die letzten Spuren der Demokratie beseitigte und immer mehr Macht an sich riss. Dennoch zeigte Hitler immer noch grossen Respekt vor Hindenburg. Wie Putzi mehrmals feststellte, genügte ein Telefonanruf des Reichspräsidenten, und Hitler stand stramm.

Mit Hindenburgs Tod war das letzte, wenn auch weitgehend symbolische Hindernis für die Vollendung von Hitlers «Revolution» weggefallen. Am 19. August 1934 fand eine Volksabstimmung statt, die ihm nun auch das Reichspräsidentenamt und damit die absolute Macht verschaffen sollte. Von 45,5 Millionen Stimmberechtigten stimmten 43,5 Millionen ab – 38,4 Millionen davon mit «Ja». Nur 4,3 Millionen Menschen brachten den Mut auf, gegen die Vorlage zu stimmen. «Die Deutschen mittleren Alters in ihrer Unschlüssigkeit angesichts der Naziherrschaft und in ihrer Zukunftsangst wagten nicht, ihren Befürchtungen durch eine Stimmabgabe gegen den Führer Ausdruck zu geben», schrieb ein britischer Beobachter, der zum Zeitpunkt des Plebiszits durch Deutschland reiste. «Was war denn schon die Alternative, ausser Anarchie und Bürgerkrieg und neuem Schrecken?» Dennoch gebe es etwas Unverständliches in der deutschen Mentalität und dieser Ergebnisheit für Hitler: «Im deutschen Geist verbergen sich Rätsel, die wir nicht ergründen oder verstehen können. Es ist dieses Rätselhafte, das anderen Menschen Unbehagen und Furcht einflösst.»

Zu Putzis Aufgaben gehörte es, diesem Unbehagen einen Riegel vorzuschieben, zumindest soweit es die Auslandspresse betraf. Das Ansehen der Nazis im Ausland hatte durch die Brutalität der «Nacht der langen Messer» stark gelitten; insbesondere die amerikanischen Zeitungen äusserten sich zunehmend kritisch. Doch bald bot sich eine Chance, Hitlers Ruf aufzupo-

lieren, und zwar in Gestalt von William Randolph Hearst. Der Zeitungsmagnat befand sich mit seiner Geliebten Marion Davies im Juli gerade auf Europareise. Über Holland und Belgien reiste er weiter nach Bayern, um den Oberammergauer Passionsspielen beizuwohnen. Zu seiner Verwunderung fand Hearst Deutschland trotz des politischen Umbruchs immer noch so vor, wie er es in Erinnerung hatte: «malerisch und ordentlich». «Alle sind für Hitler», schrieb er auf einer Ansichtskarte an seine Architektin Julia Morgan. «Wir in Amerika halten ihn für einen Tyrannen, doch seine eigenen Leute sehen das nicht so. Sie betrachten ihn als ihren Erlöser.»

Wenige Tage nach der Volksabstimmung im August machte ihm Putzi seine Aufwartung. Hearst war im Begriff, nach Bad Nauheim zur Kur aufzubrechen, weshalb Putzi rasch nach München flog, um mit ihm Tee zu trinken. Hearsts Mitteleuropakorrespondent Karl von Wiegand riet seinem Chef, sich vor Putzi in Acht zu nehmen, doch der tat die Warnung leichthin ab: Er kenne den Deutschen schliesslich bereits seit 40 Jahren – wie auch schon sein Vater vor ihm –, und er sei ein «anständiger Kerl». Es sei auch kein «Verbrechen», dass er sich gerne «gelegentlich ein bisschen Geld mit Artikeln» verdiene. Als Einziges hatte Hearst an Putzi auszusetzen, dass dieser ein Extremist und vielleicht nicht der allerbeste Ratgeber für Hitler sei, was den Umgang nicht nur mit den Juden, sondern auch mit den christlichen Kirchen angehe.

In der zweiten Augushälfte brachte die deutsche Presse einen Artikel von Hanfstaengl. Der berichtete darin über eine «Reihe von Gesprächen» mit Hearst. Mehrere amerikanische Zeitungen griffen den Bericht auf. Wie Putzi schrieb, betrachtete Hearst die Ergebnisse der Volksabstimmung als einmütigen Ausdruck des Volkswillens. «Die überwältigende Mehrheit für Hitler, über die alle Welt staune, müsse als selbstverständlich hingenommen werden und in gewissem Sinne sei damit ein neues Kapitel der Zeitgeschichte aufgeschlagen. Falls es Hitler gelinge, den Weg zu Frieden und Ordnung und zur Entwicklung einer Moral zu weisen, die in der ganzen Welt durch

Krieg zerstört worden sei, dann werde er nicht nur für sein eigenes Volk, sondern für die gesamte Menschheit ein gerüttelt Mass an Gutem getan haben. Deutschland kämpfe um seine Befreiung von den schmachvollen Bedingungen des Versailler Vertrages und um seine Erlösung von der niederträchtigen Unterdrückung und Umzingelung, der es durch Nationen unterworfen worden sei, die in ihrer Habgier und Kurzsichtigkeit nur Feindschaft und Neid auf seinen Fortschritt bewiesen hätten. Dieses Ringen könne als nichts anderes gesehen werden denn als ein Kampf, den alle freiheitsliebenden Völker nur mit Verständnis und Mitgefühl verfolgen könnten.» Den krönenden Abschluss von Putzis Artikel bildete das Versprechen Hearsts, am Parteitag der NSDAP in einem Monat in Nürnberg teilzunehmen.

Der Zeitungsbaron behauptete später, das meiste dessen, was er angeblich gesagt hatte, stamme aus Putzis Feder. Doch das schien ihn nicht übermässig zu stören; wie er seinem Sekretär Joe Willicombe schrieb, hatte er versucht, ein Interview zu geben, doch Putzi «haben seine eigenen Vorstellungen besser gefallen». In Hearsts Augen waren derartige Entstellungen voraussehbar und auch nicht viel schlimmer, als er es andernorts in Europa erwartet hatte.

«Wenn man in Deutschland interviewt wird, braucht man sich nicht einzubilden, dass das, was man zu sagen hat, auch nur die geringste Rolle spielt», erklärte er Willicombe. «Der Interviewer mustert einen sorgfältig, hört einem gleichgültig zu und geht dann weg und schreibt, was seiner Meinung nach Hitler genehm ist. Ich mache den Interviewern keinen Vorwurf. Wenn sie sich nicht so verhalten, wird ihre Zeitung für eine Woche oder so dichtgemacht.» Immerhin räumte der Medienmogul ein, die Passagen, in denen er Hitler zu seinem Sieg gratulierte, seien «von mir und zutreffend».

Mit seiner angeblichen Teilnahme in Nürnberg jedoch verhielt es sich ganz anders. Putzis potenzieller Gast war bestürzt über diese Enthüllung, obgleich unklar blieb, ob er diese Zusage nicht gegeben hatte oder nur incognito kommen wollte. Wie auch immer, Hearst wies die Herausgeber seiner amerikanischen Zeitungen an, die Sache nicht weiterzuverfolgen.

Hitler wollte Hearst kennenlernen, und Putzi bemühte sich mit allen Mitteln, den Amerikaner zu einem Treffen mit dem Führer zu bewegen. Doch Hearst zögerte. Er gab vor, seine Kur nicht unterbrechen zu können. Marion Davies dagegen war Feuer und Flamme: «Mr. Hearst hat nicht den Wunsch, Mr. Hitler kennenzulernen. Ich aber schon», teilte sie Putzi mit. Also bestürmte sie Hearst drei Tage lang mit Bitten, um ihn umzustimmen. Schliesslich bat dieser Louis B. Mayer, einen Studioboss in Hollywood, um seine Meinung. Der riet ihm dringend zu: Möglicherweise könne Hearst dadurch für die Juden «viel Gutes bewirken». Also vereinbarte man ein Treffen in der Reichskanzlei in Berlin. Hitler war damit einverstanden, dass Hearst schriftliche Aufzeichnungen machte und diese danach veröffentlichte. Putzi charterte ein Flugzeug für den Zeitungsbaron von München nach Berlin und flog selbst als Dolmetscher mit.

Gemäss Hearsts eigener Schilderung der Begegnung wollte Hitler zunächst wissen, warum er in Amerika so «falsch dargestellt, so falsch verstanden» werde und warum das amerikanische Volk seinem Regime so feindlich gesonnen sei. Hearst nahm kein Blatt vor den Mund; die Amerikaner, so erklärte er Hitler, «glauben an die Demokratie und haben etwas gegen die Diktatur». Ohne die Juden explizit zu nennen, verwies er auch auf eine «sehr grosse und einflussreiche sowie angesehene Gruppe in den Vereinigten Staaten, die über die Behandlung ihrer Brüder in Deutschland sehr verärgert ist».

«Aber ich bin doch ganz und gar ein Produkt der Demokratie», entgegnete Hitler unwirsch. «Ich habe mich als einfacher Bürger an das deutsche Volk gewandt. Ich wurde von einer Mehrheit des deutschen Volkes in mein Amt gewählt. Ich habe dem deutschen Volk meine Pläne, meine Politik dargelegt. Es hat diese Politik mit über die Zweidrittelmehrheit hinaus gebilligt.»

Und so ging es das ganze Treffen lang weiter. Hearst verliess die Reichskanzlei dennoch in der Überzeugung, es sei ihm gelungen, «etwas Gutes zu bewirken». Wie er später an Willicombe schrieb, sei Hitler «ganz gewiss ein aussergewöhnlicher Mann», den die Amerikaner zu ihrem eigenen Schaden unterschätzten. «Er besitzt enorme Energie, starke Begeisterungsfähigkeit,

eine phantastische rednerische Begabung und grosses Organisationstalent», fuhr er fort, fügte jedoch hinzu: «Natürlich können all diese Eigenschaften falsch eingesetzt werden.»

Das Treffen war auch für Putzi ein grosser Coup. So brüstete er sich denn auch damit, den grossen Hearst an Land gezogen zu haben. «Ich musste ihn nur davon überzeugen, dass uns an Gerechtigkeit liegt, und schon wurde er weich und willigte ein, sich mit Hitler zu treffen. Hitler zog dann einen seiner Auftritte ab – es ist erstaunlich, wie leicht sich diese Amerikaner beeindrucken lassen.»

In Amerika jedoch liessen sich viele nicht so leicht beeindrucken, vor allem nicht die Journalistin und erklärte Hitlergegnerin Dorothy Thompson. Ihr 1932 erschienenes, höchst kritisches *Buch I Saw Hitler* wurmte die Nazimachthaber immer noch, auch wenn ihre Kollegen sie damit aufzogen, wie überzeugt sie Hitlers Chancen auf die Machtübernahme abgetan hatte. Entsetzt über dessen Ernennung zum Reichskanzler zog sie nun umso heftiger gegen die Nazis zu Felde. Im Juli 1934 ging sie nach Österreich, um Informationen über den Mord an Dollfuss zu sammeln; Mitte August kehrte sie nach Berlin zurück.

Am Tag nach der Veröffentlichung von Putzis Interview mit Hearst nahm das Regime Rache an Thompson. Mehrere Polizeibeamte suchten das Adlon auf, wo sie wohnte, und erklärten ihr, sie sei in Deutschland nicht mehr erwünscht und habe 24 Stunden Zeit zur Ausreise – oder vielmehr Ausweisung. Thompson blieb nicht viel anderes übrig. Tags darauf trat das britisch-amerikanische Pressekorps fast geschlossen am Bahnsteig an, um sie zu verabschieden. Sie konnte sich der Tränen nicht erwehren, als man ihr einen Riesenstrauss Rosen der Sorte «American Beauty» überreichte.

Dorothy Thompsons Ausweisung war in erster Linie eine Strafe für *I Saw Hitler*. Jedoch auch ihre Zeitungsartikel waren den Nazis seit ihrer Machtübernahme übel aufgestossen, insbesondere diejenigen, in denen sie die Judenverfolgung anprangerte. Grundlage der Ausweisung war ein rückwirkendes Gesetz, das Ausländern in Deutschland Meinungsäusserungen ver-

bot, die «schädlich für die Interessen des Reiches» oder respektlos gegenüber dessen Amtsträgern waren.

Dorothy Thompson war weltbekannt, und in Amerika und andernorts deutete man ihre Ausweisung als weiteres Indiz für die zunehmende Intoleranz Hitlers gegenüber kritischen Stimmen. Der Berliner Korrespondent der *New York Times* Frederick Birchall äusserte die Befürchtung, dass Hitler beabsichtige, «alle Auslandskorrespondenten, welche die Naziideologie nicht ganz und gar als den Gipfel der politischen Weisheit betrachten und die nicht bereit sind, nur noch die Nazipropaganda nachzuplappern, aus Deutschland zu verbannen». Andere Presseleute teilten seine Besorgnis. Putzi hätte merken müssen, dass sich da eine PR-Katastrophe anbahnte; viele Amerikaner, die Hitler immer noch einen gewissen Vertrauensvorschuss zugestanden, stiess die Affäre endgültig vor den Kopf. Ironischerweise wurde Thompson selbst zur Hauptnutznießerin ihrer Ausweisung. Sie war zwar bereits eine bekannte Journalistin, doch der Rauswurf machte sie praktisch über Nacht zur Berühmtheit.

**ZUMINDEST NACH AUSSEN HIN** verteidigte Putzi weiterhin das Regime. Am Tag der Ausweisung von Dorothy Thompson brachte die *New York Times* ein längeres Interview, das Jane Grant, eine der Redakteurinnen dieser Zeitung, zehn Tage zuvor mit Putzi geführt hatte. Putzi trug einen schwarzen Anzug aus Alpaca und wies Unterstellungen zurück, er leite ein «Propagandabüro für Deutschland»: «Ich bin dazu da, Ausländern und Angehörigen der Auslandspresse die von ihnen angeforderte Information zu geben und nicht, sie ihnen aufzudrängen.» Wenig überzeugend versuchte er auch Vermutungen entgegenzutreten, wonach Hindenburgs Tod zu einem einschneidenden Kurswechsel führen würde. «Hitler weiss, dass die Macht, die das Schicksal in seine Hände gelegt hat, wahrscheinlich grösser ist als die aller anderen Männer auf der Welt, doch er weiss auch, dass er mit Sicherheit die allergrössten Probleme auf der Welt zu lösen hat. Dies allein wird ihn vor jeder billigen, leichtfertigen und despotischen Ausdeutung der

ihm anvertrauten Macht bewahren. Macht ist nichts; Gerechtigkeit ist alles. Es gibt heute keinen demütigeren, bescheideneren, selbstbeherrschteren Menschen auf der Welt als Adolf Hitler.»

Putzi rechtfertigte auch die Frauenpolitik der Nazis, unter anderem die Verbannung der Frauen aus der Politik und an den häuslichen Herd. In dieselbe Kerbe hieb er, was Nagellack und Lippenstift anging: «Die deutschen Männer sehen in diesen Dingen eher Symbole eines modernen Minderwertigkeitskomplexes auf Seiten des schwächeren Geschlechts, das sich ewig verfolgt fühlt von dem Gespenst schwindender Anziehungskraft und mangelnder Ausstrahlung.» Überdies billigte er die vom Regime verordnete Zwangssterilisierung von behinderten Menschen oder solchen, die den hohen Ansprüchen an Hitlers heranwachsende «Herrenrasse» nicht genügten. Deutschland sei ein Land der «Qualitäts-» und nicht der «Massenproduktion», wie er sagte. «Wir können es uns nicht leisten, in unserem Volk auch nur den kleinsten Anteil minderwertiger Kinder zu haben.»

Trotz solcher Linientreuebekundungen nach aussen hin machte sich Putzi kaum noch Illusionen. Er äusserte sich seit Langem schon offen zynisch über bestimmte Erscheinungen des Systems und übte freimütig Kritik an seinen beiden ideologischen Kontrahenten Rosenberg und Goebbels. Er war sogar stolz darauf, dass in seinem Büro immer noch niemand mit «Heil Hitler» grüsste, wie es inzwischen in ganz Deutschland an der Tagesordnung war. Doch was Anfang 1933 noch als belächelte Marotte geduldet wurde, war 18 Monate später schlicht gefährlich. Putzis Abneigung gegen Hitlers Politik verstärkte sich noch durch sein eigenes Gefühl der Macht- und Bedeutungslosigkeit. Unterschwellig bewegte er sich langsam auf die offene Opposition zu.

Es gab Menschen, die Putzis unabhängiges Denken in Erstaunen versetzte. Einer von ihnen war Edgar von Schmidt-Pauli, ein konservativer Journalist und Autor. Er war 1931 nach München gekommen, um ein Buch über Hitler und die Männer in seinem Umfeld zu schreiben. Anfangs zeigte er sich beeindruckt, wurde später jedoch zum Kritiker und überlebte wie Putzi die «Nacht der langen Messer» wahrscheinlich nur, weil er sich aus beruflichen Gründen gerade in Paris aufhielt. Nach der Machtübernahme



der Nazis traf der Schriftsteller in Berlin häufig mit Putzi zusammen und ihm fiel auf, dass auch dieser allmählich den Glauben an das Regime verlor. In mehreren Gesprächen gab Putzi seiner Empörung über die Machtgier der Nazis Ausdruck und bezeichnete einige der Parteierlasse als «idiotisch». Zudem liess er keine Gelegenheit für abfällige Bemerkungen über Rosenberg und Goebbels aus. Selbst über Hitler äusserte er sich kritisch. Das war starker Tobak, insbesondere seit Putzi erklärermassen um seine eigene Sicherheit besorgt war. Doch er verurteilte das Regime mit solcher Schärfe und Offenheit, dass Schmidt-Pauli es bald tunlichst vermied, in der Öffentlichkeit mit ihm gesehen zu werden.

Eine besonders heikle Situation ergab sich auf einem Empfang in der italienischen Botschaft. Schmidt-Pauli und seine Frau hatten sich mit mehreren führenden Nazis, unter anderen Rosenberg, unterhalten und wandten sich gerade zum Gehen, als sie auf Putzi trafen.

«Wie können Sie mit einem solchen Narren wie Rosenberg überhaupt sprechen? Eigentlich ist der gar kein Narr mehr, sondern ein Verbrecher.» Als Putzi zu einer ähnlich lautstarken Tirade über «die anderen Verbrecher» ansetzte, brachte ihn Schmidt-Pauli rasch zum Schweigen. Seine eigene Lage war bereits prekär genug; er wollte nicht auch noch mit so etwas in Verbindung gebracht werden. Er fragte sich, wie lange Putzi sich wohl noch hielt, wenn er sich nicht vorsah.

Auch andere erschreckte Putzis Unverblümtheit. Eines Tages im Jahr 1935 tat Benno Jehle Dienst auf dem Münchner Flugplatz Oberwiesenfeld, als Putzi an Bord einer JU 52 landete. Als er das Flughafengebäude betrat, schallte ihm das übliche «Heil Hitler» entgegen. Doch er grüsste nicht etwa zurück, sondern blaffte unüberhörbar: «Hört bloss auf mit Eurer Heilerei!»

Die anderen Passagiere und das Personal blickten sich betreten an. Doch Jehle als Nazigegner, der im Zweiten Weltkrieg in die Schweiz fliehen sollte, zeigte sich beeindruckt. Da Putzi kein Taxi auftreiben konnte, erbot er sich, den Pressechef nach Hause zu fahren. In der Abgeschlossenheit des Autos setzte dieser zu einer neuerlichen Tirade gegen die Nazis an; er kriti-

sierte insbesondere Hitlers Entscheidung, den «unfähigen» von Ribbentrop als Botschafter nach London zu entsenden. Von diesem hatte Putzi noch nie viel gehalten – und hätte den Posten sicher gern selbst gehabt.

Solche unüberlegten Äusserungen blieben nicht unbeachtet. Erika Schweickert, die Leiterin des Humboldthauses, das zum Deutschen Akademischen Austauschdienst gehörte, war verblüfft, wie abfällig sich Putzi nicht nur über die Kulturpolitik der Nazis, sondern auch über das Regime als solches äusserte: «Er pflegte oft zu sagen, dass Dr. Goebbels und Rosenberg seine erbitterten Feinde seien und dass man ihm wegen seiner warnenden Worte nicht mehr zuhöre», erinnerte sie sich später. Eines Tages erhielt sie einen bedrohlichen Anruf der Gestapo: «Wir wissen, dass Sie Umgang mit Dr. Hanfstaengl haben, und wir möchten Sie vor weiteren Begegnungen warnen; er gilt als politisch unzuverlässig.»

Putzis Beziehung zu Hitler verschlechterte sich derweil immer mehr. Das lag zum Teil zweifelsohne an seiner Rivalität mit Goebbels. Putzi hatte diesen Mann, den er hinter dessen Rücken als «Giftzwerg» bezeichnete, noch nie gemocht. Nach Hitlers Machtübernahme brach zwischen den beiden Konkurrenten offener Streit aus; Goebbels betrachtete Putzis Posten als Bestandteil seines eigenen Herrschaftsbereichs. Goebbels in die Quere zu kommen war gefährlich; das hatte er mit der Sabotierung von Putzis Film über Horst Wessel bewiesen.

Putzi legte sich sogar mit Göring an – bislang einer seiner ältesten Bundesgenossen in der Naziführungsriege. Einmal gab Göring eine Geburtstagsfeier in seinem Haus Karin hall, benannt nach seiner kürzlich verstorbenen Frau. Überall hingen aus deutschen Museen zusammengeraubte Kunstwerke. Putzi hatte keine Hemmungen, dies Göring vor allen Gästen ins Gesicht zu sagen. Der empörte Hausherr wies die Anschuldigung zunächst von sich, knurrte dann aber ärgerlich: «Und wenn schon? Bei mir sehen wenigstens die Leute die schönen Bilder.» Putzi erwiderte, dass noch viel mehr Leute sie sähen, wären sie an ihren angestammten Plätzen geblieben.

Putzis Sohn Egon erinnerte sich später an eine wichtige offizielle Veranstaltung im Sommer 1934 in der Berliner Reichskanzlei, an der er mit seinen

Eltern teilnahm. Der 13-Jährige reihte sich in die Schlange derjenigen ein, die Hitler die Hand schütteln wollten. Doch als er endlich zu ihm vorgedrückt war, erschrak er, welche Kälte ihm entgegenschlug. Vielleicht aufgrund der zunehmenden Entfremdung seines Vaters von Hitler war von der Freundlichkeit des vorigen Sommers in Berchtesgaden kaum etwas geblieben. Die Art, wie seine Eltern den Diktator grüssten, trug auch nicht gerade zur Verbesserung des Klimas bei. Während die anderen den Arm hochrissen und «Heil Hitler» brüllten, sagte Putzi schlicht «Heil», und Helene blieb bei dem althergebrachten bayerischen «Grüss Gott».

Als Einziger im Umkreis Hitlers achtete Putzi darauf, ihn niemals als «Führer» zu titulieren, und wenn er einmal den Hitlergruss benutzte, dann immer mit locker angewinkeltm Arm und nie mit dem kerzengerade gestreckten Arm der Fanatiker. War eine formelle Anrede erforderlich, sagte er stets «Herr Reichskanzler».

Auf dem Heimweg bemerkte Helene, dass Hitler ihre Begrüssung wohl nicht gepasst habe. Putzi äusserte lediglich, wie schon früher, Hitler hätte sein Versprechen, nach seiner Machtergreifung die Partei aufzulösen, nicht eingehalten. Diese scheinbare Nebensächlichkeit war dennoch charakteristisch dafür, wohin die Reise ging. Zunehmend schien die Frage nicht mehr zu sein, ob, sondern wann Putzi mit Hitler brach.

**WIE PUTZI NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG BEHAUPTETE**, war der Tropfen, der für Hitler das Fass zum Überlaufen brachte, der Versuch seines Auslandspressescheffs, für einen britischen Parlamentsabgeordneten einen Besuch in einem Konzentrationslager zu organisieren. «Von diesem Augenblick an war mir klar, dass Hitler ein schlechtes Gewissen hatte», erklärte er. Zwar mochten dieses Ansinnen und andere solche Unbotmässigkeiten für Putzis Zerwürfnis mit der Partei eine Rolle gespielt haben, doch es gibt dafür noch eine andere, schlüssigere Erklärung. Sein endgültiger Bruch mit dem Regime lässt sich auf einen Tag im Oktober 1934 datieren. Wie ge-

wöhnlich ass er mit Hitler und dessen Gefolgsleuten in der Reichskanzlei zu Mittag. Dabei kam das Gespräch auf Kurt Lüdecke und die nazifeindlichen Radiosendungen, die der ehemalige Parteigenosse von Amerika aus verbreitete.

Lüdecke hatte bereits zu Hitlers Gefolge gehört, als Putzi zur Bewegung stiess und sofort Argwohn gegen ihn fasste. Und in den nächsten zehn Jahren geschah nichts, das sein Misstrauen zerstreut hätte. Lüdecke hatte sich 1925 von Hitler losgesagt und war in die Vereinigten Staaten gegangen, wo er eine Amerikanerin heiratete. Er fühlte sich jedoch weiterhin den Nazis verbunden, und als diese immer mehr Zulauf erhielten, versuchte er wieder Zugang zu Hitlers Kreis zu finden – unterstützt von seinem Gönner Rosenberg. Einige Monate nach Hitlers Machtübernahme hielt sich Lüdecke wieder in Berlin auf und verlangte den Posten eines Presseattachés an der deutschen Botschaft in Washington.

Putzi hatte Lüdeckes Wiederaufstieg in die Gunst Hitlers mit Bestürzung verfolgt, nicht zuletzt, weil der Rückkehrer sein Bündnis mit dem verhassten Rosenberg erneuerte. Also machte sich Putzi daran, alle beide in Misskredit zu bringen, und trug vielversprechendes Material zusammen. Der Chef der Berliner Gestapo Rudolf Diels, der mit Putzi persönlich befreundet war, half ihm nur zu gerne. Es erwies sich als nicht allzu schwierig. Als Erstes kam Putzi dahinter, dass der glühende Antisemit Rosenberg eine Affäre mit der Tochter eines jüdischen Verlegers hatte. Nicht minder brisant war seine Entdeckung, dass Lüdeckes Selbstauskünfte über seine Vergangenheit weitgehend frei erfunden waren und dass er sich in Wahrheit seit 1911 als Erpresser und Heiratsschwindler betätigt hatte. Zum Beispiel erfuhr Putzi, dass Lüdecke mit der Erpressung eines deutschen Arztes in New York mehrere hundert Dollar verdient hatte; Lüdecke drohte dem Mediziner, ihn wegen einer Abtreibung anzuzeigen. Putzi leitete das Beweismaterial pflichtgemäss an die zuständigen Behörden weiter, und kurz danach liess Göring sowohl Rosenbergs Geliebte als auch Lüdecke verhaften. Putzi krönte seinen Sieg mit einem Leitartikel über die Affäre in der deutschspra-

chigen *New Yorker Staatszeitung*, der Artikel trug die Überschrift «Lüdecke wegen Vorspiegelung falscher Tatsachen und Erpressung verhaftet.»

Doch dann hatte Hitler eingegriffen. Er hatte Lüdeckes Freilassung angeordnet, ganz klar in der Hoffnung, dieser würde schnurstracks nach Washington gehen und den ergatterten Posten antreten. Lüdecke aber beschloss, in Deutschland zu bleiben und seinen Namen reinzuwaschen. Er bereitete eine Verleumdungsklage gegen Putzi vor; wie er dem bekannten Anwalt Alfons Sack mitteilte, wollte er «eine heisse Zone des Nazi turns» durchleuchten. Zweifellos wusste Lüdecke aufgrund seiner langen Verbindung mit der Partei vieles über Hitler und seine Kumpane, das diese lieber nicht an die Öffentlichkeit dringen lassen wollten. Als erfahrener Erpresser glaubte er wohl, er könnte Hitler dadurch zwingen, sich hinter ihn zu stellen. Doch er spielte mit dem Feuer, und Rosenberg bemühte sich, ihn von der Klage abzubringen. Lüdecke blieb jedoch unnachgiebig und wurde am 5. Juli 1933, etwa eine Woche vor Verfahrensbeginn, in Schutzhaft genommen – jetzt auf Hitlers Befehl.

Diesmal gab es auch keine vorzeitige Entlassung. Lüdecke kam zuerst nach Plötzensee und dann in das KZ Brandenburg. In der Endphase vor der «Nacht der langen Messer» floh er jedoch in die Schweiz und kehrte nach Amerika zurück. Dort begann er im Herbst 1934 mit den Radiosendungen gegen Hitler und sein Regime.

Putzis Abneigung gegen Lüdecke war so heftig und so allgemein bekannt, dass sich keiner der Anwesenden über seine Reaktion wunderte, als dieses Thema an jenem Oktobertag in der Reichskanzlei auf den Tisch kam.

«Sehen Sie, Herr Hitler», wandte sich Putzi an den zwei Plätze von ihm entfernt sitzenden Hitler, «ich habe Sie elf Jahre hindurch x-mal davor gewarnt, derartige Leute in Ihrer Umgebung zu dulden.» Dann führte er Einzelheiten aus der Polizeiakte über Lüdecke an und fuhr fort: «Die ganze Bewegung ist geschändet worden, weil man solchen Typen zu viel Freiheit erlaubte. Was sonst soll man da erwarten?»

Hitler erlebte vor Zorn.

«Das ist alles Ihr Fehler, Hanfstaengl!», brüllte er ihn an. «Sie hätten ihn diplomatischer behandeln sollen!»

«Wie können Sie verlangen, dass man einen Gauner dieser Sorte diplomatisch behandelt?», erwiderte Putzi ebenfalls ausser sich.

Putzi erinnerte diese Szene später als äusserst abstossend und unangenehm. Hitler versuchte sich damit herauszureden, in den Polizeiakten läge eine Personenverwechslung vor. Doch Putzi liess sich damit nicht abspeisen.

«Ich werde sie noch einmal zusammenstellen und sie Ihnen dann vorlegen», beharrte er. «Die Angaben beziehen sich nur auf ihn. Jeder weiss das.» Die Tischgesellschaft brach hektisch und chaotisch auf.

Dass Putzi es nicht dabei belies, sondern nochmals das kompromittierende Material aufbereitete, sprach für seine Dickköpfigkeit. Er nahm zudem unbeirrt weiterhin am Mittagessen in der Reichskanzlei teil. Bei einer dieser Mahlzeiten wandte sich Hitler plötzlich an ihn.

«Hanfstaengl, spielen Sie das Dingsda von Ihnen», befahl er.

«Welches denn?», fragte Putzi zurück.

«Ihren Trauermarsch.»

Obwohl das Stück erst kürzlich auf dem Parteitag in Nürnberg gespielt worden war, fand Putzi diese Aufforderung ziemlich seltsam, und ihm schwante nichts Gutes. Nichtsdestotrotz kam er ihr nach.

Ansonsten arbeitete er an seinem Dossier und rief verschiedene Leute bei der Polizei an. Sie lieferten ihm umgehend Material, das er an Hess, Göring und ein Dutzend weitere Personen in der Reichsleitung weiterleitete. Einige Tage später legte Putzi die Akte Hitlers Adjutanten Brückner vor.

«Die Sache wird geprüft werden», sagte der und räusperte sich verlegen. «Der Führer würde es lieber sehen, wenn Sie in den nächsten Wochen nicht mehr hierher kämen, bis die Entscheidung gefallen ist.»

Wie Putzi später hörte, wurden die Akten Hitler tatsächlich vorgelegt. Dieser hatte kaum hineingeblickt, als er sie wutentbrannt vom Schreibtisch fegte und schrie: «Ich will davon nie wieder etwas hören!»

Dann erfuhr Putzi, dass Lüdecke an einem Buch arbeitete. Endlich würde er den in seinen Augen endgültigen Beweis für die bösen Absichten seines

Rivalen in die Hand bekommen. Doch bevor er mehr über den Inhalt des geplanten Werkes in Erfahrung bringen konnte, wendete sich das Blatt erneut. Putzi hatte einen Kurzurlaub am Tegernsee verbracht, und nach seiner Rückkehr fand er ein Schreiben von Lüdecke an Hitler vor – oder vielmehr von einem Kreis von Männern, die sich selbst als Freunde Lüdeckes bezeichneten. Es handelte sich um den vierten Kohlepapier-Durchschlag, so dass die Schrift verschwommen war. Der Inhalt jedoch war glasklar: Die Schreiber behaupteten, Lüdecke sei nach Amerika gegangen, weil ihm in Deutschland keine Gerechtigkeit widerfahren sei. Er fordere 50'000 Dollar, und falls er diese bis zum 15. Januar des folgenden Jahres nicht erhalten habe, werde er Material über Hitler veröffentlichen.

Putzi begab sich sofort in die Reichskanzlei, aufgeregt mit dem Brief wedelnd, beschloss jedoch, die Sache mit Hitlers Adjutanten statt mit diesem selbst zu besprechen. Freudig erregt glaubte er seine Rehabilitierung nun gesichert. «Dann wartete ich und rechnete damit, Hitler würde sagen: ‚Himmelnochmal, was habe ich getan, das ist ja ein Erpressen«, sagte er später. Doch falls Putzi glaubte, Hitler würde sich auf seine Seite stellen, so irrte er sich gewaltig.

Putzi konnte nie begreifen, warum Hitler einen Mann wie Lüdecke deckte. «Diese Frage habe ich mir selbst sehr oft gestellt», berichtete er später. «Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, dass er wahrscheinlich wirklich belastendes Material besass.»

Putzi traf Hitler nie wieder unter vier Augen.

**DIE KING'S BENCH DIVISION** in London, eine Kammer des britischen Obersten Gerichtshofes, hatte schon viele seltsame Verleumdungsfälle erlebt, doch die Sache, die Lordoberrichter Herbert am 29. November 1935 vorlag, fiel dennoch aus dem Rahmen. An diesem Morgen fand die erste Anhörung im Fall Ernst Hanfstaengl gegen London Express Newspapers Ltd. statt. Wie in vielen derartigen Fällen ging es allem Anschein nach um ein winziges Detail.

Der Anlass des Verfahrens datierte auf den August des vergangenen Jahres. Damals traf sich Putzi mit dem bekannten linksgerichteten Chicagoer Anwalt William Ormonde Thompson, der eine Kampagne gegen die Menschenrechtsverletzungen in Deutschland führte. Thompsons Augenmerk galt Deutschland schon seit Langem; er hielt die Deutschen für das gebildetste Volk Europas, und so überraschten und bekümmerten ihn die Ereignisse seit Januar 1933. Seine Aufmerksamkeit steigerte sich noch, als er in der *New York Times* verschiedene Artikel über den «Volksgerichtshof» las. Der erste meldete im Mai 1934 die Einrichtung dieses Sondergerichts für Hoch- und Landesverratsfälle sowie für staatsfeindliche Akte, der zweite berichtete einen Monat später über die Enthauptung der Mörder von Horst Wessel. Auf einen Anwalt, der die Verfahrensweisen des amerikanischen Justizsystems gewohnt war, musste das alles sehr merkwürdig und beunruhigend wirken. Thompson wollte überdies die immer zahlreicheren Konzentrationslager selbst in Augenschein nehmen, denn die Zeitungen hatten mehrfach von entsetzlichen Gräueltaten dort berichtet.

So schiffte sich Thompson am 1. August 1934, kurz nach Putzis Rückkehr aus Amerika, auf dem Dampfschiff *Washington* nach Frankreich ein.



Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris fuhr er nach Berlin, wo er im Hotel Bristol abstieg. Thompson verfügte über gute Verbindungen; ein Vetter hatte ihm einen Empfehlungsbrief an Botschafter Dodd mitgegeben. Auch suchte der Bürgerrechtler seinen alten Freund Junius B. Wood auf, den Berlinkorrespondenten der *Chicago Daily News*. Der verhalf ihm zu einem Treffen mit dem Vorsitzenden des Volksgerichtshofs, das jedoch alles andere als erhellend verlief. Man gestand ihm nur 30 Minuten zu; obendrein sprach niemand Englisch, und der Dolmetscher war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Thompson konnte sich nur damit trösten, dass er den Verhandlungen beiwohnen durfte, zu denen normalerweise nur deutsche Reporter zugelassen waren. Er musste zusehen, wie drei Kommunisten abgeurteilt wurden.

Thompson war nach wie vor entschlossen, ein Konzentrationslager in Augenschein zu nehmen. So schlug ihm Wood vor, sich an Putzi zu wenden. Nach einigen vergeblichen Besuchen in Putzis chaotischem Büro in der Wilhelmstrasse trafen sie sich schliesslich am 25. August. Die Begegnung begann recht herzlich, doch bald lenkte Thompson das Gespräch auf sein Anliegen. Man darf durchaus annehmen, dass Putzi bei aller Loyalität zu Hitler die Besorgnis seines Besuchers über die wahren Vorgänge dort in hohem Masse teilte. Als Vertreter des Regimes waren ihm jedoch enge Grenzen gesetzt.

Wie Thompson sich später erinnerte, äusserte Putzi «in der Art eines untadeligen Ehrenmannes», er «betreibe kein Reisebüro für die Konzentrationslager». Dann behauptete er noch, ein derartiger Besuch könnte gegenwärtig erwogene Pläne zur Entlassung von 15'000 Häftlingen gefährden.

Daraufhin schnitt Thompson das Thema Menschenrechtsverletzungen und andere Gräueltaten in Deutschland an.

«Na, bei Ihnen in den Vereinigten Staaten kommen schliesslich auch Lynchmorde, Erschiessungen und Entführungen vor», meinte Putzi trocken.

Diese Vorfälle, erwiderte Thompson, seien nicht das Werk der Regierung, sondern das von Kriminellen. «In England gibt es keine derartigen Geschehnisse», kartete er nach. «Und im Übrigen verurteilen die englischen

Zeitungen die Vorgänge in den Lagern sogar noch nachdrücklicher als die amerikanischen.»

Putzis Leutseligkeit war wie weggeblasen. «Diese gottverdammten Oxfordprofessoren!», brüllte er wütend und sprang auf. Dann ging er, wie Thompson berichtete, um seinen Schreibtisch herum und rief aus: «Ich werde ein paar von den gottverdammten Schweinen zu ihnen rüberschicken, damit sie ihr Oxford niederbrennen können!»

Und das war's dann: Die beiden Männer sprachen zwar noch ein paar Minuten miteinander, doch das Interview war beendet. Das Ganze hatte kaum eine halbe Stunde gedauert. Putzi, jetzt wieder ruhig und freundlich, geleitete Thompson zur Tür seines Büros.

Ihm war nun klar, dass er nie ein Lager würde besuchen können. Also buchte er drei Tage später einen Flug nach Kopenhagen. Zuvor jedoch schrieb er einen kurzen Artikel über seine Begegnung mit Putzi sowie seine übrigen Erfahrungen und schickte ihn an mehrere Zeitungen. Am 29. August, dem Tag nach seinem Abflug, brachte die *Chicago Daily News* eine Story von Wood unter der Überschrift «Anwalt sieht Freiheit in Deutschland verschwunden». Mehrere andere Blätter griffen sie auf, darunter das Magazin *Time*, das am 10. September eine eigene Fassung veröffentlichte.

Thompsons ereignisloser Besuch wäre ein solcher geblieben, wäre nicht Putzis geplante Reise nach London gewesen. Am 19. September meldete der *Daily Express* in wenigen, mit einem Foto garnierten Absätzen auf der Titelseite: «Hitlers Putzy [sic] ist hier.» Der Artikel berichtete zunächst, dass Hanfstaengl, ein «enger Freund» Hitlers und der in Harvard ausgebildete Auslandspressechef der Nazis, nach London gekommen sei und im Claridges logiere. Dann kam der brisante Teil.

«Kürzlich erhielt William Ormonde Thompson, ehemals Sozius der angesehenen amerikanischen Kanzlei Clarence Darrow, durch Dr. Hanfstaengl Einblick in den Volksgerichtshof. Als der hartnäckige Anwalt Thompson die Meinungen britischer Juristen zum Thema Nazijustiz zu zitieren begann, wurde, wie das Magazin *Time* am 10. September berichtete, der be-

drängte Harvardmann Hanfstaengl höchst aufgebracht und schliesslich ausfällig. Darauf brüllte er: ‚Verdammt Oxfordprofessoren! Ich werde ein paar von unseren Schweinen hinschicken, um ihr Oxford niederzubrennen!’»

Der *Daily Express* mochte nur wiederholt haben, was in Amerika bereits veröffentlicht worden war. Doch das war, wie jeder britische Journalist wusste, bei einer Klageerhebung wegen Verleumdung keine stichhaltige Verteidigung, denn die einschlägigen britischen Gesetze zählten schon immer zu den strengsten der Welt. Putzi beschloss, einen Prozess anzustrengen, auch wenn die Klage nur auf einem einzigen Satz beruhte und Aussage gegen Aussage stand, da die Begegnung zwischen Thompson und ihm ohne Zeugen stattgefunden hatte.

Am 26. November 1935 flog Putzi nach London und stieg im Carlton Hotel in Whitehall ab. Seine Sekretärin Agnethe von Hausberger, die als Zeugin in dem Prozess auftreten sollte, gesellte sich am nächsten Tag zu ihm. Putzi war guten Muts und «zuversichtlich, dass Lord B[eaverbrook, der Besitzer des *Express*], der gerne blufft, einen Rückzieher machen wird».

Bei dem vier Tage später eröffneten Verfahren liess sich Putzi durch Alexander Sullivan vertreten. Der hochrangige Anwalt hatte sich mit der Verteidigung des Iren Sir Roger Casement einen Namen gemacht. Diesen hatten die Engländer 1916 wegen Hochverrats gehängt, weil er versucht hatte, Deutsche für den zum Scheitern verurteilten Osteraufstand der Iren gegen die britische Herrschaft anzuwerben. Den *Express* vertrat Sir Patrick Hastings, einer der teuersten Anwälte Grossbritanniens.

Putzis Standpunkt war eindeutig. Die Darstellung des Inhalts seines Gesprächs mit Thompson bestritt er nicht, wohl aber die seiner Wortwahl, die in einem kleinen, allerdings entscheidenden Detail anders gewesen sei. Er habe zuerst darauf hingewiesen, dass viele Konzentrationslagerinsassen wegen Anschlägen auf öffentliche Gebäude dorthin gekommen seien. Dann habe er sinngemäss gesagt: «Was würden die Oxfordprofessoren sagen, wenn ein paar Kommunisten ihr Oxford niederbrennen würden?» Dies sei ein gewichtiger Unterschied, denn seine Version enthalte keinerlei Drohung.

Der *Daily Express* stritt nichtsdestotrotz ab, dass der inkriminierte Artikel diffamierend sei, und beharrte auf seiner Darstellung mit dem Argument, sie sei eine sachliche Kritik an einer Angelegenheit von öffentlichem Interesse.

Sullivan präsentierte dem Gericht seinen Mandanten in eindrucksvoller Weise: Er bekleide eine hohe Position im deutschen Staatsdienst und gehöre einer vornehmen Münchner Familie an, die seit Langem mit der Kunstwelt verbunden sei und Pionierarbeit auf dem Gebiet der Fotolithographie geleistet habe. Es bestehe sogar eine, wenn auch entfernte Verwandtschaft mit dem britischen Königshaus. Putzi war der Patensohn von Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg und Gotha, Schwager von Königin Victoria.

Putzi lieferte eine schauspielerische Glanzleistung ab, als er den Zeugenstand betrat. Mit einem «gequälten Ausdruck auf dem Gesicht» bestritt er, die ihm zugeschriebenen Bemerkungen gemacht zu haben. «Aus Dr. Hanfstaengls Stimme sprach unendliche Kränkung, als er heute aussagte», berichtete die *New York Times*. «Er wirkte traurig über die Unterstellung, er könne jemals die Beherrschung verloren oder etwas so ‚Vulgäres‘ getan haben, wie Kommunisten als ‚Schweine‘ zu bezeichnen.» Putzi erklärte dem Gericht, die ihm zugeschriebene Äusserung hätte nur «von einem Mann mit gewalttätigem und vulgärem Wesen» gemacht werden können. «Am meisten hat mich verletzt, dass ich gesagt haben soll, ich wollte die beste Lehranstalt der angelsächsischen Welt niederbrennen», fuhr er fort. «Genauso gut könnte man behaupten, ich wollte das Haus Goethes oder Schillers niederbrennen.»

Thompson, der nur widerwillig den Atlantik überquert hatte, um auszusagen, beharrte auf seinem Standpunkt. Kurz bevor der Fall wegen des bevorstehenden Wochenendes vertagt wurde, betrat er den Zeugenstand und erklärte unter Eid, Putzi habe wirklich zu ihm gesagt: «Verdammt Oxfordprofessoren! Ich werde ein paar von den Schweinen zu ihnen rüberschicken, um ihr Oxford niederzubrennen!»

Der *Daily Express* merkte schnell, dass wenig Aussicht auf einen Sieg bestand. Bei der Wiederaufnahme der Verhandlung am Montag gab die Zeitung klein bei und stimmte einem Vergleich zu. Triumphierend kehrte Putzi

wieder ins Carlton Hotel zurück und gab telefonisch eine Pressemitteilung an das Deutsche Nachrichten-Büro durch. Zudem begann er sich Fotos der Prozessbeteiligten zu beschaffen, denn er wollte eine Broschüre über das Verfahren vorbereiten.

Am selben Tag schickte der Vorsitzende der Geschworenen, Oberst David Lynch, Putzi eine handschriftliche Notiz aus seinem Haus am noblen Londoner Portman Square. «Zu meinem Bedauern habe ich Sie verfehlt, als das Verfahren beendet war, denn ich hätte Ihnen sehr gerne zu Ihrem Sieg gratuliert», schrieb er und verwies auf die «wunderbaren Ferien», die er gerade in Bayern verlebt hatte. «Falls Sie noch in London bleiben, wäre es mir ein grosses Vergnügen, Sie aufsuchen zu dürfen. Vielleicht wäre auch die Meinung der Geschworenen zu der ganzen Angelegenheit für Sie von Interesse.» Lynch war nicht der einzige Angehörige der britischen Gesellschaft, der Putzi – und damit dem Nationalsozialismus – Sympathien entgegenbrachte. W. Perkins, einer der mit Putzis Rechtsangelegenheiten befassten Anwälte aus der Londoner Essex Street, versicherte diesem einen Monat später schriftlich seiner «Sympathien für Ihre grosse Bewegung».

Der Vergleich sah vor, dass Putzi auf Schadensersatz verzichtete, jedoch die Kosten erstattet bekam. Dabei wollte er so viel als möglich heraus schlagen, und die Aufstellung, die er Brown nach einigen Aufforderungen am 23. Januar 1936 schickte, summierte sich auf 3'300 Reichsmark plus 115 englische Pfund für zusätzliche Aufwendungen während seines zehntägigen Aufenthalts in London. Schliesslich musste er sich mit lediglich 203 Pfund zufriedengeben. Darin bereits enthalten waren magere 20 Pfund für seine Rechnung im Carlton Hotel.

**MITTLERWEILE HATTE SICH PUTZI** immer mehr von Hitler und seinem Gefolge entfremdet. So sah er sich jetzt weitgehend abgeschnitten von dem Mann, dem er einst so treu gedient hatte. Dennoch trat er immer noch als Apologet des Regimes auf. Exemplarisch zeigte dies sein Erscheinen beim Nürnberger Parteitag 1935. In einer Ansprache an die Auslandspresse lobte

er Hitler und dessen «Durchgreifen» über den grünen Klee, und dies, obwohl er persönlich keinen Zugang mehr zu ihm hatte.

«Wer das Deutschland von heute nicht versteht – oder nicht verstehen will –, wird auch den Sinn der kommenden Dinge in Europa und auf der ganzen Welt nicht verstehen können», verkündete Putzi. Dann versuchte er, den Nationalsozialismus in einen breiteren politischen und philosophischen Zusammenhang zu stellen, womit er sicherlich die Gutgläubigkeit seines Publikums strapaziert haben dürfte: Die Ursprünge der Naziideologie führte er zurück auf Edmund Burke, einen konservativen englischen Denker des 18. Jahrhunderts, auf Thomas Carlyle, einen schottischen Essayisten aus dem 19. Jahrhundert, sowie auf Amerikaner wie Madison Grant, Henry Fairfield-Osborn und Lothrop Stoddard. Nur Hohn und Spott hatte er übrig für diejenigen, die Hitlers Machtübernahme vor zwei Jahren mit der Bemerkung kommentiert hatten, Hitler bedeute unweigerlich Krieg: «Diese Prophezeiungen haben sich nicht erfüllt und werden sich nicht erfüllen. Deutschland ist vielmehr im Begriff, eine führende Rolle in dem grossen Kampf zwischen Ordnung und Chaos zu übernehmen.»

Trotz seiner Lobhudelei enttäuschte ihn die Partei immer wieder, nicht zuletzt bei seinem zweiten Vorstoss ins Filmgeschäft. Sein erstes Projekt über Horst Wessel hatte Goebbels erfolgreich sabotiert; sein zweiter Versuch endete in einem noch grösseren Debakel. Der Film hiess *Volk ohne Raum* und lehnte sich an den politischen Roman Hans Grimms von 1926 über die deutschen kolonialen Expansionsbestrebungen in Afrika an. Der Film war weitgehend Putzis Produkt. Er schrieb das Drehbuch, komponierte die Musik und sicherte die Finanzierung durch einen beträchtlichen Kredit der Bank der Deutschen Arbeit. Im August 1936, noch vor Fertigstellung des Streifens, wurde er von Goebbels verboten. Die Gründe dafür wurden nie offengelegt, doch Putzi sah darin einen weiteren Versuch seines Rivalen, ihn zu schwächen. Ausserdem war das Verbot ein enormer finanzieller Schlag. Da der Film seine Kosten jetzt natürlich nicht einspielen konnte, musste sich Putzi nach einer anderen Möglichkeit zur Rückzahlung des Kredits umsehen. Damit in Verzug zu geraten hätte seine Position noch weiter

gefährdet und ihn dem Vorwurf ausgesetzt, er veruntreue das schwerverdiente Geld der deutschen Arbeiter. Schliesslich blieb ihm nur eine Hypothek auf seinen Anteil am Familienunternehmen.

Im Dezember bewarb sich Putzi für zwei Parteiauszeichnungen: für den «Blutorden», der Teilnehmern des Bürgerbräuputsches von 1923 verliehen wurde, und für das Ehrenzeichen, das Parteimitglieder der ersten Stunde erhielten. Beide wurden ihm verweigert. Der Schatzmeister der Partei erklärte ihm, Hitler habe die Vergabe des Blutordens ausgesetzt, und für das Ehrenzeichen käme er nicht in Frage, da er erst 1931 offiziell in die Partei eingetreten sei.

Allmählich sickerte an die Öffentlichkeit durch, dass sich eine Kluft zwischen Putzi und dem Regime auftat. Im November 1936 vermerkte Botschafter Dodd in seinem Tagebuch, Hitler könne Putzi nicht mehr leiden und wolle ihn nicht mehr sehen. Doch statt sich der Parteilinie stärker anzupassen, spielte Putzi weiterhin auf Risiko. So war er, wie Dodd notierte, einige Tage zuvor nach Paris gefahren und hatte dort anlässlich Roosevelts Wiederwahl ein Interview gegeben, das ihm mit Sicherheit Ärger eintragen würde. «Er sagte rundheraus, dass er das Land bewunderte und gerne dort leben würde, wenn er nur sein Eigentum mitnehmen dürfte», schrieb Dodd. «Ich frage mich schon, was man hier sagen oder tun wird, wenn er zurückkehrt. Er ist angeblich sehr schlau. Ich kann einfach nicht sagen, ob das stimmt oder nicht.» Als der Schriftsteller Edgar von Schmidt-Pauli Putzi eines Tages in seinem Büro aufsuchte, fand er ihn verändert vor; er wirkte unsicher und sprach «wie einer, der überzeugt war, auch er werde morgen eingesperrt».

Die Auslandspresse stimmte sich ebenfalls darauf ein, dass Putzi abserviert war. Im Oktober mokierte sich Joe Williams im *New York World-Telegram* unter der Überschrift «Zum Gedenken an Hanfstaengl» über den Sturz eines Mannes, der einmal «ein Herz und eine Seele mit Hitler» gewesen war: «Jedenfalls ist der gute, alte Putzy heutzutage in Deutschland nur ein ‚Kraut‘ wie jeder andere auch. Entweder hat er sein Händchen für das Klavierspiel verloren oder der Führer hat zur Bazooka gewechselt. Putzy,

der sich immer so sehr mit seiner Macht und seiner Stellung in der Nazi-hierarchie gebrüstet hatte, bekam nicht einmal eine Eintrittskarte zu den [Berliner Olympischen] Spielen. Er musste schliesslich einem amerikanischen Sportjournalisten eine aus den Rippen leiern.»

Auch privat lief es für Putzi schlecht. Vor nunmehr über 16 Jahren hatten sich Helene und er kennengelernt und in fast unziemlicher Eile geheiratet. Die ersten Schwierigkeiten traten schon bald nach ihrer Ankunft in Deutschland auf. Helene war entsetzt über die allgemeinen Verhältnisse sowie über die primitiven Lebensumstände in ihrer ersten Bleibe. Mit dem Umzug in die Pienzenauerstrasse hatte sich das Leben zwar verbessert, andere Probleme jedoch waren geblieben. Dass Helenes Mutter zu ihnen gezogen war, war der Beziehung der Eheleute auch nicht gerade bekommen. Die lange Krankheit und schliesslich der Tod ihrer Tochter Hertha hatte die Ehe zusätzlich belastet. Das Paar blieb trotzdem zusammen. Doch Putzi war ein schwieriger Ehemann, exzentrisch, selbstbezogen und egoistisch. Er ging häufig fremd, wohingegen seine sexuelle Beziehung mit Helene recht unbefriedigend war. Nach Hitlers Machtübernahme hielt sich Putzi immer länger in Berlin auf; seine Frau blieb mit Egon in München. Das Paar lebte sich auseinander. Im Frühjahr 1936 hatte Helene genug.

Putzi weigerte sich anfangs, in eine Scheidung einzuwilligen; ausserdem wollte er keinen Unterhalt zahlen. Letztendlich jedoch stimmte er beidem zu. Sie einigten sich über die Bedingungen, und am 12. Mai unterzeichneten sie die Scheidungspapiere. Putzi sollte Helene einmalig 3'000 Reichsmark und danach monatlich steuerfrei 300 Reichsmark zahlen – solange sie lebte oder bis zu ihrer Wiederheirat. Helene zog nicht sofort aus, sondern blieb noch bis zum 18. August. «Ich verlasse dich besser jetzt, wo bei dir alles in Ordnung ist, als später, wenn es schlimmer sein könnte», erklärte sie ihm.

Egon zufolge hatten nicht Putzis zahlreiche Seitensprünge die Ehe seiner Eltern ruiniert; vielmehr lag es daran, dass Putzi sich ausserhalb des Schlafzimmers kaum um seine Frau scherte. «Meine Eltern liessen sich nicht so sehr wegen der zahlreichen Affären meines Vaters scheiden, sondern weil er so rücksichtslos war», erinnerte er sich mehr als ein halbes Jahrhundert



später. «Er sagte oft ‚Ich komme um halb zwei zum Mittagessen‘, und dann wurde es halb drei, und er kam mit zwei unangemeldeten Gästen an. Und das war natürlich eine enorme Belastung für meine Mutter und die Köchin. Der Gipfel war, dass er eines Tages überhaupt nicht zum Essen kam und seine Frau zwei Tage später aus Paris anrief. Das konnte meine Mutter einfach nicht aushalten.»

Kurz nach ihrer Scheidung begann Helene Niemeyer eine Affäre mit dem Dichter Hans Trausil, den sie durch ihren Mann kennengelernt hatte. Er schien über all die Eigenschaften zu verfügen, die sie bei Putzi vermisst hatte. Sie sah in ihm die grosse Liebe ihres Lebens. Beide bezogen ein Haus in Armberg am Starnberger See, das sie von Putzis Abfindung gekauft hatte. Helene gestand Egon mehrere Jahre später ganz freimütig, dass die Anziehung zu einem grossen Teil körperlich bedingt war. «Meine Mutter erlebte ihren ersten Orgasmus mit Trausil», erzählte Egon. «Mein Vater war ein Liebhaber der Sorte ‚Rein, raus, aus die Maus‘ gewesen.» Egon zufolge hatte die Liebschaft erst nach der Trennung seiner Eltern begonnen, doch in Wirklichkeit könnte es anders gewesen sein. In seinem Tagebuch von 1936 erwähnte Putzis mehrmals einen «Herrn T» – sehr wahrscheinlich Trausil – als Schuldigen für die Probleme mit seiner Frau.

Bald nach Helenes Auszug begegnete ihre Freundin Emmy Streck bei einem Empfang in Berlin Hitler. Er erkundigte sich sofort nach Helene. Als sie ihm von der Scheidung erzählte, stiess er unvermittelt hervor: «Na, da muss ich ihr gleich ein Telegramm schicken und ihr Glück wünschen!» Dann besann er sich sofort und fügte rasch hinzu: «Nein, das geht doch nicht an», und schliesslich, als Erklärung: «Frau Hanfstaengl ist eine der wenigen echten Damen in Deutschland.»

**IM SELBEN SOMMER** nahm Putzi Egon auf einen Ausflug zum Starnberger See mit. Auf den Bergen hoch über ihnen thronte das Dorf Aufkirchen; der schwarze Zwiebelturm der Kirche glänzte in der Sonne. Alles war still; nur fernes Gelächter von badenden Kindern unterbrach die Ruhe.

Plötzlich wandte sich Putzi seinem Sohn zu. «Es ist schön und ruhig hier, und wir sind allein», begann er. «Junge, hör jetzt genau zu, was ich dir sage, und vergiss nicht ein Wort davon. Die Lage ist nicht gut. Wir haben alle an die Bewegung geglaubt, nicht wahr. Aber ich habe allerorten viel schändliche Unredlichkeit entdeckt. Es gibt viele abscheuliche Individuen, Kriminelle und Perverse, auf die Herr Hitler hört. Wenn es so weitergeht, werden wir Krieg bekommen – einen Krieg, in dem England und Amerika gegen uns sein werden. Das ist gefährlich für Deutschland und für die Welt. Das Land ist innerlich in einem üblen Zustand. Ich schreibe das hauptsächlich den Bösewichten zu, die sich fest hinter amtlichen Schreibtischen in Berlin und andernorts verschanzt haben. Ich habe mich weiss Gott bemüht, an Hitler heranzukommen und ihn zu warnen.»

Als unverbesserlicher Optimist klammerte sich Putzi immer noch an die Hoffnung auf eine Besserung der Lage. Es bestehe jedoch, wie er sagte, durchaus die Gefahr, dass sich seine Parteigenossen gegen ihn wendeten und ihn zur Flucht zwangen. Er hoffte, Egon werde dann beschliessen, ihm ins Exil zu folgen, doch falls er das tue, dürfe er es niemandem verraten – nicht seinem besten Freund, auch nicht seiner Freundin, nicht einmal seiner Mutter, die jetzt alleine in Bayern lebte, aber als amerikanische Bürgerin nicht in Gefahr war. Egon solle auch keinesfalls eine Flucht in «Hollywoodmanier» inszenieren, etwa mit Skiern die österreichische Seite eines Berges hinunterfahren. Weitaus besser sei es, einfach in den Zug zu steigen. Sie verabredeten ein Codewort: «Vielleicht», der Name ihres kleinen Segelbootes. Wenn Egon die Botschaft erhielt, er solle die *Vielleicht* streichen oder reparieren lassen, sollte dies das Zeichen sein, sich sofort abzusetzen.

Egon erinnerte sich viele Jahre danach noch genau an dieses Gespräch. Es öffnete ihm die Augen für vieles und bereitete ihn auf die kommende Krise vor. Doch weder er noch sein Vater waren darauf vorbereitet, wie schnell und in welcher seltsamer Form sich diese Krise anbahnen sollte.

## **Teil 4**

### **HINTER FEINDLICHEN LINIEN**

## 16

**WIE SCHON SO OFT** begann alles mit einem Anruf und einem Befehl Hitlers. Am 11. Februar 1937, kurz vor seinem 50. Geburtstag, sass Putzi gerade in der Bibliothek seines Hauses in München und arbeitete an einer Rede zum 205. Geburtstag von George Washington. Die Feier, die Putzi jedes Jahr aus diesem Anlass veranstaltete, war mittlerweile ein fester Bestandteil des Berliner Gesellschaftskalenders: von der amerikanischen Auslandsgemeinde kam praktisch jeder, der irgendwie wichtig war, ausserdem noch einige sorgsam ausgewählte Deutsche.

Fritz Wiedemann, einer der Adjutanten Hitlers, meldete sich: «Sie werden dringend ersucht, sofort nach Berlin zu kommen. Flugkapitän Baur hat den Auftrag, Sie mit einem Sonderflugzeug vom Münchner Flugplatz hierher zu bringen.» Putzi hatte seit einiger Zeit versucht, seine Differenzen mit Hitler Lüdeckes wegen zu bereinigen, doch er wusste nicht, ob er diese Anordnung als gutes oder schlechtes Zeichen deuten sollte. Doch Befehl war Befehl, und er musste gehorchen.

Das angekündigte Sonderflugzeug blieb aus; in Nazideutschland klappte entgegen vieler Darstellungen keineswegs immer alles wie am Schnürchen. Also nahm Putzi am nächsten Morgen eine reguläre Lufthansamaschine und traf gegen Mittag in seinem Berliner Büro ein. Dort fand er eine Notiz von Wiedemann vor, er solle um vier Uhr nachmittags in der Reichskanzlei vorsprechen. Der jetzige Adjutant Hitlers hatte im Ersten Weltkrieg die Kompanie befehligt, in der Hitler als Meldegänger gedient hatte. Putzi fand ihn ganz nett, wenn auch ein wenig engstirnig. Die beiden Männer kamen trotzdem gut miteinander aus. Als Putzi eintrat, kam Wiedemann gleich zur Sache: Hitler wünschte, dass sein Auslandspresseschef sofort nach Spanien

flog, um sich der deutschen Presseleute anzunehmen, die vor Ort über den Bürgerkrieg berichteten.

Putzi war empört. «Plötzlich soll das so wichtig sein? Ihr habt vielleicht Nerven», meinte er sarkastisch. «Morgen werde ich fünfzig, und ihr schickt mich an meinem Geburtstag nach Spanien? Warum hat man denn überhaupt nach so langer Zeit auf mich zurückgegriffen?»

Wiedemann liess sich nicht erweichen. «Warum fügen Sie sich denn nicht den getroffenen Massnahmen, Hanfstaengl», sagte er begütigend. «Nicht wenige von uns vermissen Sie hier doch sehr. Wenn Sie diese Aufgabe erfolgreich durchführen, wird Sie der Führer zweifellos wieder hier haben wollen. Ihr Einfluss wäre doch wirklich recht wertvoll.»

Wiedemann konnte ihm nichts Näheres über die Mission berichten, ausser, dass sie streng geheim sei, und dass Putzi nicht einmal seine engsten Mitarbeiter einweihen dürfe. Dann schickte er ihn hinüber ins Propagandaministerium; dort werde ihn Ministerialrat Berndt, einer von Goebbels' Beratern und Chef von seiner Presseabteilung, über die Einzelheiten ins Bild setzen. Putzi staunte, wie zuvorkommend man dort mit ihm umging.

Berndt konnte ihm nur wenig mehr als Wiedemann mitteilen, aber immerhin so viel: Es störe die Partei, dass den deutschen Berichterstatern in Spanien weniger Zugang zur Front gewährt werde als den amerikanischen. Die Ursache liege offenbar bei einem Hauptmann Bodin; Putzi habe den Auftrag, zugunsten der Deutschen auf ihn einzuwirken. Dazu werde er nach Salamanca fliegen und im Grand Hotel absteigen. Die Nazis hatten das Haus übernommen und dort den Sitz einer Scheinfirma namens HISMA eingerichtet. Dieser werde er zugeteilt.

Putzis Argwohn war jedoch geweckt, als sich Berndt dann über die Gefahren in Spanien und über das Risiko, abgeschossen zu werden, ausliess. Überdies bat er Putzi noch um zwei Passbilder, damit man ihm baldmöglichst einen falschen Pass ausstellen könne. Die Sache wurde in Putzis Augen immer seltsamer.

«Wie lange werde ich wegbleiben müssen?», fragte er.

«Etwa fünf oder sechs Wochen.»

Putzi sah seine Felle davonschwimmen: «Aber Berndt, ich kenne euch doch. Das bedeutet wahrscheinlich drei oder vier Monate. Ich kann unmöglich ohne jede Vorbereitung für so lange Zeit fortgehen. Selbst wenn ich meine Geburtstagsfeier abblase, so muss ich doch meine häuslichen Angelegenheiten ordnen. Ausserdem habe ich fast alle meine Sachen in München. Ich kann doch nicht in gestreiften Hosen und steifem Hut in ein Kriegsgebiet reisen!»

Doch Berndt blieb unnachgiebig. «Es kostete uns viel Mühe, diesen Flug vorzubereiten. Sie müssen morgen um vier Uhr nachmittags abfliegen. Wir senden Ihnen um drei Uhr einen Wagen, der Sie zum Flugplatz bringen wird. Ich werde Ihre Papiere und alle Formalitäten bis dahin erledigt haben.»

Also rief Putzi seine Haushälterin in München an, bat sie, ihm einige Sachen zu schicken, und begann in aller Hast zu packen. Am Abend nahm er an einem Empfang in der finnischen Botschaft teil. Dort traf er auf Karl-Heinrich Bodenschatz. Der Fliegeroberst hatte im Ersten Weltkrieg unter dem legendären Baron von Richthofen gedient und war seit 1933 Görings persönlicher Adjutant. Er begrüßte Putzi herzlich; er wusste bereits von seinem Auftrag und wies ihn daraufhin, welche glänzende Chance sich ihm dadurch böte, sich bei Hitler zu rehabilitieren. Der Offizier richtete ihm ausserdem die Bitte Görings aus, er möge ihn am nächsten Morgen vor seinem Abflug aufsuchen.

Putzi fand Göring in bester Laune vor. Ihre einstmalige gute Beziehung war in den letzten Jahren zwar abgekühlt, doch das schien vergessen, als Göring ihn begrüßte.

«Was machen sie denn mit Ihnen?», verlangte er zu wissen.

«Wissen Sie das denn nicht?», entgegnete Putzi.

«Sie schicken Sie nach Spanien.»

«Ja, und morgen ist mein fünfzigster Geburtstag, und meine betagte Mutter hat mich und den Jungen eingeladen, und ich muss diese ganze verflixte Sache abblasen.»

«Wir können Ihnen nicht helfen, Sie müssen fahren», bedauerte Göring. Verblüffenderweise bat er Putzi gleich darauf, für ihn nach verschiedenen

anderen Dingen Ausschau zu halten. «Wenn Sie von Mineralien und Erzen hören, Sie wissen schon.»

Das steigerte Putzis Argwohn nur noch mehr, nicht zuletzt, weil er Spanien überhaupt nicht kannte und über keinerlei Sprachkenntnisse verfügte.

«Ist das nicht seltsam, Sie erteilen mir den Auftrag, mich nach Quecksilber und Kupfer und anderem, was hier in Deutschland gebraucht wird, umzusehen, und zugleich soll ich mich um deutsche Berichterstatter an der gesamten Front von Gibraltar bis Ichweissnichtwo kümmern. Das macht zwei Aufträge; da würde ich lieber Ihren übernehmen.»

Göring liess sich nicht erweichen. «Nein, Goebbels und der Führer wollen das. Sie erledigen besser Goebbels' Auftrag», widersprach Göring. «Und nebenbei arbeiten Sie für mich und hören sich um, Sie verstehen. Und das berichten Sie dann mir.» Göring liess noch ein paar plumpe Scherze vom Stapel – von dem Kaliber, dass Putzi die Finger von spanischen Frauen lassen solle, wenn er sich keine Geschlechtskrankheit einfangen wolle –, und dann war die Besprechung zu Ende.

Keine von Görings Äusserungen hatte Putzis Befürchtungen zu beschwichtigen vermocht. Wenn die Mission tatsächlich so wichtig war, wie jedermann tat, hätte ihn dann nicht der Führer persönlich zu sich bestellt? Andererseits liess sich das vielleicht noch erklären. Das Ganze musste, wie Putzi sich einzureden versuchte, ein unbeholfener Versöhnungsversuch sein. «Es war mein fünfzigster Geburtstag, und weil ich wusste, dass Hitler, was mich anging, mehr oder weniger in der Klemme sass und es sehr schwer war für ihn, ständig umgeben von meinen Widersachern, dachte ich, dass das vielleicht seine Art war, mich wieder in Gnaden aufzunehmen, indem er mich nach Spanien schickte und mich dann zwei Monate später wieder zurückholen und verkünden konnte: ‚Habe ich nicht gleich gesagt, dass Hanfstaengl ein feiner Kerl ist?‘»

Wie auch immer, ihm blieb keine Wahl. Vor dem Abflug telefonierte er noch mit seiner Berliner Sekretärin Agnethe von Hausberger und teilte ihr mit, seine Anordnungen hätten sich plötzlich geändert und er werde seinen Geburtstag bei seiner Familie in Bayern verbringen.

**AM MORGEN DES 11. FEBRUAR** erhielt Generalmajor Karl von Schoenebeck, der Kommandant der Luftwaffen-Erprobungsstelle in Rechlin-Müritzsee, einen Anruf von Bodenschatz. Er sollte für einen «Spezialauftrag» eine JU 52 mit Nachtflugausrüstung startklar machen lassen. Ein Pilot namens Frödel sollte das Flugzeug steuern.

Am Nachmittag fuhr ein Wagen vor Putzis Wohnung vor. Darin sassen bereits zwei Personen: ein Mann vom Propagandaministerium, der sich Neumann nannte, und ein ziemlich schmutziger junger Mann in einem Kamelhaarmantel und mit einer Kamera um den Hals, der sich als Jaworsky vorstellte. Angeekelt musste sich Putzi die gesamte Fahrt lang anhören, wie sich die beiden in allen entsetzlichen Einzelheiten über die Gräueltaten des Spanischen Bürgerkrieges ausliessen. Das Auto fuhr nicht in Richtung Süden zum Flugplatz Tempelhof, sondern nach Westen zum Militärflugplatz Staaken. Am Adolf-Hitler-Platz stieg noch Berndt ein und überreichte Putzi seinen falschen Pass. Ausgestellt war er auf den Namen Ernst Lehmann, und als Beruf gab er Maler und Dekorateur an. In Staaken erwarteten sie Bodenschatz und der Flugplatzkommandant Oberst Kastner. Überraschenderweise holte Kastner nun einen Fallschirm hervor und zeigte Putzi, wie man ihn anlegte. Während Putzi mit den Gurten herumfummelte, bemerkte er zu seinem Ärger, dass Jaworsky ihn filmte. Das Ganze ging ihm sehr gegen den Strich.

Beim Einsteigen wuchs seine Unruhe noch mehr. Die Sitze bestanden aus nacktem Metall, und auf dem Boden lagen 60 bis 70 Handgranaten herum. Die Aussicht, viele Stunden an Bord zubringen zu müssen, war nicht gerade erheitend. Schliesslich bestieg auch Jaworsky, begleitet von einem weiteren Mann, das Flugzeug. Putzi wurde nicht vorgestellt; doch der andere kam ihm vor wie ein «Gestapo-Typ». Schliesslich wurde die Tür verriegelt, und die Maschine hob ab. Während des Steigflugs über Berlin wurde sie von heftigen Windböen geschüttelt. Sie waren kaum zehn Minuten in der Luft, als Jaworsky sich zu Putzis Platz nach hinten begab und ihm mitteilte, der Pilot wolle ihn sprechen. Also hangelte sich Putzi in der niedrigen Maschine



gebückt nach vorne und setzte sich neben Frödel. Der fasste ihn genau ins Auge.

«Sind Sie nicht Dr. Hanfstaengl?», fragte er.

«Natürlich!», knurrte Putzi. «Wer soll ich denn sonst sein?»

«Ich kenne Sie nur als Ernst Lehmann, aber ich erkannte Sie von Bildern in der Presse. Was haben Sie für Instruktionen?»

Putzi erwiderte, er wisse nur, dass er nach Salamanca fliege. Auf Frödels Gesicht malte sich Erstaunen. «Sie fliegen nicht nach Salamanca», erwiderte er. «Ich soll Sie über die Linien der Roten zwischen Barcelona und Madrid bringen, und Sie springen dort mit dem Fallschirm ab.»

«Wovon reden Sie?» Putzi war entsetzt. «Ich war bei Göring. Wer hat das angeordnet?»

«Bodenschatz», erklärte der Pilot. «So stand es im Einsatzbefehl, als ich ihn geöffnet habe. Warum regen Sie sich denn darüber so auf? Sind Sie etwa kein Agent?»

«Ich ein Agent?!»

«Ja, man hat mir gesagt, Sie seien ein Agent. Sie haben sich doch freiwillig für diese Aufgabe gemeldet, oder nicht?»

«Das habe ich keineswegs!»

«Aber Sie sprechen doch Spanisch, oder nicht?»

«Nein!», protestierte Putzi.

Plötzlich dämmerte es ihm, was für ein Narr er gewesen war. Dies war eine Todesstrafe, daran bestand kein Zweifel, auch wenn es weit einfachere Möglichkeiten der Vollstreckung gegeben hätte. Doch welche Methode eignete sich besser zur Beseitigung eines der ältesten und lästigsten Genossen des Führers als der Heldentod auf einer geheimen Mission? Putzi sah im Geiste schon die Schlagzeilen im *Völkischen Beobachter*. So griff er nach dem einzigen Strohhalm und versuchte den Piloten zu überzeugen, dass ein Missverständnis vorliege. Man könne doch irgendwo landen und mit Berlin telefonieren, um die Sache aufzuklären. Frödel weigerte sich; er habe seine Befehle und werde sich daranhalten. Wenige Augenblicke später kam der Gestapo-Typ wieder nach vorne, und Frödel forderte Putzi auf, sich wieder auf seinen unbequemen Metallsitz zu begeben.

Krampfhaft zerbrach sich Putzi noch den Kopf über einen Ausweg, als eine Viertelstunde später einer der Motoren zu stottern begann.

«Da stimmt was nicht. Wir müssen landen und nachsehen», rief der Pilot und warf Putzi einen, wie der glaubte, bedeutsamen Blick zu. Dann landete Frödel das Flugzeug in Klein-Polenz, einem kleinen, versteckt in einem Kiefernwald liegenden Flugplatz zwischen Leipzig und Dresden.

Das Flugfeld lag verlassen da; sämtliche Mechaniker hatten schon Feierabend. Die Gruppe begab sich in die Kantine, und Putzi bestellte eine Runde Wermut. Ein paar Minuten später trat Frödel ein: Die Maschine könne erst morgen früh repariert werden, und sie sollten in Leipzig übernachten. In 20 Minuten werde ein Wagen kommen und sie abholen.

Unter dem Vorwand, ihm sei übel, verschwand Putzi; es gelang ihm, die treue Hausberger zu erreichen, die in seinem Büro auf Anweisungen wartete. Sie war entsetzt über seinen Bericht und teilte ihm mit, es hätten sich bereits mehrere ausländische Journalisten erkundigt, wo er seinen 50. Geburtstag zu begehen gedenke, und sie hätte sie hingehalten.

«Falls jemand nach mir fragt, dann sagen Sie, ich hätte telefonisch mitgeteilt, dass ich meinen Geburtstag im Haus meiner Mutter in Uffmg verbringe», trug er ihr auf.

Putzi wusste, dass er diese Chance nutzen musste. Er gab eine weitere Runde Wermut aus und schlich sich noch einmal davon, diesmal aber bis zu einer Landstrasse. Von einer auf ihrem Karren vorüberfahrenden Bäuerin erfuhr er, dass sich keine zwei Kilometer entfernt eine Bahnstation befand, von der aus bald ein Zug nach Leipzig ginge. Putzi erwischte den Zug gerade noch. Als der Zug wenige Minuten später einen Bahnübergang passierte, sah er Frödel an der Schranke stehen. Der Pilot hatte ihn ebenfalls entdeckt.

«Wir haben Sie überall gesucht», rief er ihm zu. «Kommen Sie zum Hotel Hauffe.» Doch er war zu spät gekommen. Der Zug nahm Fahrt auf und eilte mit Putzi Leipzig entgegen.

In seinem Abteil überlegte er, was jetzt zu tun sei. Er erwog, nach Berlin

zu fahren und eine Erklärung für diese groteske, grobe Behandlung zu fordern, war sich jedoch unschlüssig. Es konnte natürlich ein Scherz gewesen sein, dachte er bei sich. Doch wie würden Hitler und die anderen reagieren, wenn er sie zwang, Farbe zu bekennen? Und falls so etwas bei ihnen als Scherz galt, was taten sie dann erst im Ernst? Wenn sie, ohne mit der Wimper zu zucken, in der «Nacht der langen Messer» Hunderte Menschen umgebracht hatten, dann konnten sie sich seiner leicht entledigen. Nein, der einzige Ausweg war, das Land zu verlassen. Von der sicheren, neutralen Schweiz aus konnte er dann versuchen, seine Position wieder zu festigen.

Wer Putzi bei seiner Ankunft am Leipziger Hauptbahnhof beobachtet hätte, hätte bestimmt geglaubt, sich an den Drehort eines Agententhillers verirrt zu haben. Putzi liess alle anderen Fahrgäste aussteigen, bestieg dann einen anderen, am Nachbarbahnsteig bereitstehenden Zug und kletterte auf der anderen Seite wieder hinaus.

In ein paar Stunden ging ein Nachtzug nach München. Doch da war noch das Problem von Putzis Gepäck, das er natürlich zurückgelassen hatte. Vermutlich war es zusammen mit den Sachen der anderen ins Hotel Hauffe gebracht worden. So nahm er ein Taxi dorthin. Er liess den Fahrer ausser Sichtweite halten und warten. Tatsächlich sah er bei einem flüchtigen Blick durch die Drehtür seine Taschen neben dem Empfang stehen. Von den anderen Mitgliedern der Truppe war zum Glück keine Spur. So betrat er trotz der Gefahr, entdeckt zu werden, die Hotelhalle und versuchte, so zu tun, als sei alles völlig normal.

Der Portier jedoch erkannte ihn und begrüßte ihn mit einem fröhlichen «Heil Hitler, Herr Doktor!» Er richtete Putzi aus, dass seine Mitreisenden ihn bereits erwarteten und schon in Auerbachs Keller vorausgegangen seien. Dann erbot er sich, Putzis Gepäck nach oben zu bringen. Doch Putzi erklärte ihm, er habe einen Freund getroffen, der im Astoria wohne, und wolle sich lieber dort einquartieren. Der Portier möge sein Gepäck in seinem Taxi verstauen. Er hinterliess noch eine Nachricht für Frödel: Er habe neue Befehle aus der Reichskanzlei erhalten und werde ihn am nächsten Morgen aufsuchen.

Dann liess er sich mit Sack und Pack eilig zum Bahnhof bringen und bestieg den Nachtzug nach München. Schlafen konnte er nicht, fast die gesamte Fahrt schaute er aus dem Fenster, stets auf dem Sprung, bei verdächtigen Anzeichen den Zug bei der nächstbesten Gelegenheit zu verlassen. In der Morgendämmerung von Putzis 50. Geburtstag dampfte der Zug in den Münchner Hauptbahnhof ein. In nur einer guten Stunde ging der Anschlusszug nach Zürich. Putzi eilte ins nahe gelegene Hotel Regina und rief seine im Vorort Solln wohnende Schwester Erna an. Er bat sie flehentlich, so rasch wie möglich zu kommen, er habe ihr etwas Dringendes mitzuteilen. Er wartete bis zum letzten Moment, doch sie erschien nicht. Ohne sie gesprochen zu haben, stieg er schliesslich zögernd in den Zug. Drei Stunden später überquerte er bei Lindau die Grenze. Nach der Durchfahrt durch einen schmalen Zipfel österreichischen Bodens war er in der Schweiz und damit in Freiheit.

Putzis augenscheinlich einfache Flucht lässt sich nur schwer erklären. Wie Egon später bemerkte, waren offenbar nur ganz wenige Leute in die Intrige gegen seinen Vater eingeweiht. Ein offenkundig glücklicher Zufall wollte es, dass die drei Verantwortlichen Hitler, Goebbels und Göring jenen Abend in der Berliner Philharmonie verbrachten, wo Wilhelm Furtwängler dirigierte. Unmittelbar nach dem Konzert bestieg Hitler einen Zug nach München, während Göring zu einem Jagdausflug nach Polen aufbrach. Die Gestapo glaubte Putzi offenbar immer noch irgendwo in Bayern, machte sich aber nicht die Mühe, in seinem Berliner Büro oder seinem Haus in München nachzuforschen. Sie befragte auch keinen seiner Freunde und unternahm nicht das Geringste, um seinen Sohn ausfindig zu machen.

«Sie hofften, Vater würde schliesslich aufgeben und aus seinem Versteck kriechen», glaubte Egon. «Dann würden sie ihn schnappen und alles Weitere, ohne allzu viel Aufsehen zu erregen. Wenn diese Liquidierung wie geplant gelungen wäre, wäre Vater vermutlich die hohe Ehre eines Staatsbegräbnisses mit allem Drum und Dran zuteil geworden – und Hitler hätte mir wieder den Kopf getätschelt und gesagt, mein Vater sei ein feiner Mann ge-

wesen, der in Ausübung seiner Pflicht für das Vaterland gestorben sei, und dass ich nichts Besseres tun könne, als ihm nachzueifern.»

Die Nazipresse feierte Putzis 50. Geburtstag mit übertriebenen Lobeshymnen. Putzi stamme, so der *Völkische Beobachter*, aus einer der ältesten bayerischen Familien – sie reiche bis auf das Jahr 1350 zurück – und sei seit 1931 Hitlers «ständiger Begleiter» gewesen. Das Blatt listete seine Bücher auf und unterstrich, welches Ansehen er sich als Komponist so beliebter Märsche wie «Deutscher Föhn», «Jugend marschiert» und «Deutschland trauert» erworben hatte. Sein jüngstes Werk sei der monumentale «Volkschoral Hymne an das deutsche Erbe». Der Grundtenor des Artikels erinnerte stark an einen Nachruf.

**WAS WAR WIRKLICH GESCHEHEN?** Offenbar hatte man die Pläne für Putzis «Mission» ein paar Tage zuvor beim Mittagessen in der Reichskanzlei ausgeheckt. Jeden Nachmittag gegen halb drei assen die Mitglieder des Führungszirkels mit Hitler in dessen hellem, luftigem Esszimmer. Wer sich seiner besonderen Gunst erfreute, wurde an den runden Haupttisch gebeten, der 15 Personen Platz bot. Hitler nahm einen der dunkelroten, ledergepolsterten Stühle an der Fensterseite. Der Rest setzte sich an einen der vier kleineren Tische. Hitler hatte dem Treffen den Spitznamen «Restaurant zum fröhlichen Reichskanzler» verpasst.

Die Mahlzeit selbst war stets einfach: ein schlichtes Fleischgericht, das der Vegetarier Hitler nicht anrührte, Kartoffeln und Gemüse, dazu Mineralwasser, Flaschenbier oder billiger Wein, doch aufgrund Hitlers notorisch miserabler Zeiteinteilung zog sie sich oft bis weit nach 16 Uhr hin. Nichtsdestotrotz war die Teilnahme wichtig, nicht nur, um Nähe zum Führer zu demonstrieren, sondern auch, um zu erfahren, was er dachte und plante. Das tägliche Mittagessen bot Hitlers Gefolgsleuten die Gelegenheit, sowohl den Anschluss an die wechselnden Anschauungen ihres Herrn zu halten als auch Köder auszuwerfen, die ihnen vielleicht zu einer persönlichen Audienz verhelfen konnten.

Goebbels als einer der häufigsten Gäste wusste dieses Essen besonders geschickt zu seinem Vorteil zu nutzen. Er riss Witze, über die Hitler in brüllendes Gelächter ausbrach, die aber meistens auf Kosten seiner Rivalen im Machtgerangel gingen. Zu den Opfern seines Schandmauls gehörte auch Putzi. Goebbels war seit Langem schon neidisch auf die engen Bindungen Putzis zu Hitler und liess laut Albert Speer, ab 1943 Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, keine Gelegenheit aus, um ihn anzuschwärzen. «Goebbels liebte es vor allem, den angeblichen Geiz Hanfstaengls anzuprangern», erinnerte sich Speer. «Nun versuchte er durch eine Schallplatte zu beweisen, dass Hanfstaengl sogar die Melodie eines von ihm komponierten populären Marsches mit dem Titel ‚Der deutsche Fön‘ von einem englischen Song gestohlen hat.»

Das Mass war voll, als sich das Gespräch dem Spanischen Bürgerkrieg zuwandte und Goebbels seinen Tischgenossen erzählte, dass Putzi «abfällige Bemerkungen über den Kampfgeist der dort kämpfenden deutschen Soldaten gemacht habe», wie Speer berichtete. «Hitler war empört. Man müsse diesem feigen Kerl, der selbst kein Recht habe, über die Tapferkeit anderer zu urteilen, eine Lektion erteilen.» Wenige Tage darauf erhielt Putzi den Befehl, nach Spanien zu fliegen.

«Alle Stadien dieser Geschichte lösten am Tisch Hitlers grosse Heiterkeit aus, zumal er in diesem Fall den Spass zusammen mit Goebbels ausgeheckt hatte», fuhr Speer fort. «Als Hitler aber mehrere Tage danach erfuhr, dass sein Auslandspressechef im Ausland Zuflucht gesucht hatte, befürchtete er, dass Hanfstaengl mit der Presse zusammenarbeiten werde, um seine intimen Kenntnisse zu Geld zu machen.»

Eine seltsame Rolle in der Affäre könnte auch Unity Mitford gespielt haben. Putzis Kontakte zu ihr und ihrer Schwester Diana hatten sich intensiviert, seit er die beiden zum ersten Nürnberger Parteitag mitgenommen hatte. Anfang 1935 hatte der Hausmeister des Braunen Hauses, ein ehemaliger Reichwehrmajor, Putzis Schwester Erna aufgesucht und sie um Hilfe bei der Unterbringung von Unity gebeten. Die Engländerin war nach Deutschland zurückgekehrt, um die Sprache zu lernen. Nun sprach der Hausmeister kein Wort Englisch, und Unitys deutsche Sprachkenntnisse

waren kaum besser. So hatte der Hauswart keinen blassen Dunst, was er mit ihr anfangen sollte. Erna, knapp 50 und kinderlos, nahm also die fast 30 Jahre jüngere Unity unter ihre Fittiche und bot ihr an, in ihrem komfortablen, im Stil der Jahrhundertwende erbauten Söllner Holzhaus zu wohnen. Unity war zwar häufig unterwegs, doch in den nächsten vier Jahren bewahrte sie ihre Kleider, Bücher und Fotos dort auf. Erna, die wie ihr Bruder über ausgezeichnete Verbindungen verfügte, verschaffte ihr Zugang zur Münchener Hautevolee und organisierte auch Gesangsunterricht für sie.

Putzi mochte Unity überhaupt nicht; ihr Antisemitismus ging sogar ihm über die Hutschnur. «Sie verbrachte ihre Zeit mit Herumschnüffeln. Sie hasste Amerikaner, und sie war eine fanatische Judenfeindin. Ständig zog sie über dieses Thema her und langweilte mich mit den Juden», erinnerte er sich. «Sie bestärkte Hitler in seinen Dummheiten; das war ihr Hauptfehler in einem kritischen Moment.» Dennoch glaubte er, sich gut mit ihr stellen zu müssen, und wenn auch nur, weil Hitler sie zweifelsfrei sehr anziehend fand. Da ihre Schwester mit Sir Oswald Mosley verheiratet war, hegte Unity, wie Putzi vermutete, insgeheim Hoffnungen, sie zu übertrumpfen und Hitler zu ehelichen.

Unity war eine notorische Plaudertasche, was Hitler zu seinem Vorteil zu nutzen lernte, je näher sie in sein Umfeld vordrang. Sie hielt sich häufig im britischen Konsulat in München auf und bot sich daher unwissentlich als Kommunikationskanal an, wenn Hitler wollte, dass irgendetwas bis zum Foreign Office in London durchdrang. «Wenn Hitler wollte, dass etwas allgemein bekannt wurde, dann wusste er, dass er nur vor Unity darüber sprechen musste», erinnerte sich Winifred Wagner. «Das hat er mir selbst gesagt.»

Diese Indiskretion funktionierte jedoch in beiden Richtungen. Deutschland war ein gefährliches Pflaster geworden; ein unbedachtes Wort konnte eines Menschen Schicksal besiegeln. Während die meisten in Hitlers Umfeld sich entsprechend verhielten, gab Unity gedankenlos jeden Klatsch und Tratsch an Hitler weiter; dass ihre Schwatzhaftigkeit katastrophale Folgen

haben konnte, dessen war sie sich nicht bewusst. Erna bemühte sich vergebens, sie zu mehr Umsicht anzuhalten; sie warf der Engländerin vor, sie behnehe sich, als ob «die Partei eine Operette» sei.

Putzis «Mission» mag teilweise auf eine solche Indiskretion zurückgegangen sein. Einige Zeit zuvor hatte er Unity und den damals 15-jährigen Egon zu einer Bootspartie auf dem Starnberger See mitgenommen. Dabei hatte Putzi von den schweren Zeiten als feindlicher Ausländer im Ersten Weltkrieg in New York erzählt und angekündigt, dass er im Falle eines weiteren Krieges diesen lieber an der Seite seiner Kameraden im Schützengraben durchstehen wollte. Dann hatte er sich wie üblich über den schlechten Einfluss von Goebbels, Rosenberg und der anderen Schleppenträger Hitlers verbreitet. Unity war empört. Wenn er so dachte, durfte er ihrer Meinung nach nicht länger Auslandspresseschef der Partei sein.

Putzi blieb bei seiner Ansicht, unterstrich jedoch seine Treue zum Führer und wies daraufhin, dass es diesem nicht guttäte, sich nur mit Ja-Sagern zu umgeben. Doch das Kind war schon in den Brunnen gefallen. Unity war Hitler und seinem Umkreis fanatisch ergeben.

«Vater, diese Frau hasst dich geradezu», warnte Egon, nachdem sie gegangen war. «Ich sah es ihren Augen an.»

Möglicherweise bezahlte Putzi vielleicht schon kurz darauf für seine unbedachten Worte, als Unity mit ihrer Schwester Diana und ihrer Cousine Clementine Mitford Berlin besuchte. Hitler lud die Frauen zum Abendessen in die Reichskanzlei ein, und später sahen sie sich gemeinsam einen Film an. Danach kam das Gespräch auf Putzi, und Unity erzählte offenbar, welche Worte auf der Bootsfahrt gefallen waren. Dieser Version zufolge beschloss man an jenem Abend, Putzi zu dem Flug zu verdonnern – allerdings sollte er nicht wirklich zu einem Fallschirmabsprung gezwungen, sondern nur eine Weile herumgeflogen werden und dann wieder in München landen. «Er hat sich einen wahnsinnig lustigen Streich mit Putzi ausgedacht», so schrieb Unity in ihr Tagebuch.

Für sie – oder für Goebbels – mag das Ganze tatsächlich kaum mehr als ein Scherz gewesen sein, doch Hitler wollte Putzi mit diesem Auftrag zwei-



fellos einen deutlichen Schuss vor den Bug setzen: Entweder verhielt er sich linientreuer, oder er hatte die Konsequenzen zu tragen. Putzi fasste diese Warnung als ernsthaften Anschlag auf sein Leben auf und wich sein ganzes Leben lang nicht davon ab.

«Ein Scherz soll humorvoll enden und nicht demütigend», erinnerte er sich später. «Sie hätten landen sollen, und dann hätte Bodenschatz mit einem Kuchen mit brennenden Kerzen herausrücken und sagen sollen: ‚Hanfstaengl, der Führer sendet Ihnen seine Glückwünsche, wir werden heute mit ihm zu Abend essen‘.»

**PUTZI BEGANN SEIN EXIL** stilvoll im Hotel Baur au Lac, damals wie heute eines der exklusivsten und teuersten Häuser in Zürich. Er trug sich als Dr. Franzen ein und nahm ein Zimmer im obersten Stock. Als eine seiner ersten Handlungen bestellte er Erna ins Hotel. Dann rasierte er sich zum ersten Mal seit 36 Stunden, legte sich gegen 18 Uhr völlig erschöpft zwischen die steifen Leinenlaken und schlief ein. «Gott wie müde – und draussen vor dem Fenster Zürich mit neuen klaren Kirchenglocken, die einen in den Schlaf lullen», so liest sich sein letzter Tagebucheintrag an seinem Geburtstag.

Erna traf am folgenden Nachmittag ein. Sie nahm Putzi übel, dass er in Ungnade gefallen war, und seine Flucht ins Exil machte alles nur noch schlimmer. Sein Verhalten konnte nicht nur böse Konsequenzen für das Familienunternehmen, sondern auch für sie persönlich nach sich ziehen. In dem komfortablen Hotelzimmer hörte sie sich ungläubig seinen Bericht über den Flug an. Sie konnte sich seiner Vermutung, Hitler habe ihn umzubringen versucht, nicht anschliessen und glaubte, ihr Bruder hätte einen Nervenzusammenbruch erlitten. Sie heckte deshalb einen Plan aus.

Über einen Freund hatte sie Verbindung zu dem ehemaligen Freudschüler Carl Gustav Jung. Obwohl schon Anfang 60, praktizierte dieser immer noch in seiner Geburtsstadt Zürich. Erna war überzeugt, Jung könne ihrem Bruder helfen. Währenddessen konnte sie sich selbst helfen, indem sie in Berlin und München verbreitete, Putzi sei krank und in Behandlung. Putzi

selbst konnte sie das natürlich nicht sagen. Er hätte die Unterstellung, er litte an Verfolgungswahn, nur empört zurückgewiesen. Doch Erna wusste auch dafür eine elegante Lösung: Sie schlug ihrem Bruder vor, er solle *vorgeben*, krank zu sein. Am 16. Februar suchte Putzi Jung in dessen Haus in Küsnacht zu einer ersten Konsultation auf. Das muss eine interessante Begegnung gewesen sein. Putzi kam zwar am nächsten Tag ein zweites Mal, doch danach setzten sie die Konsultationen nicht fort. Jung hielt es für unklug, so zu tun, als sei er sein Patient.

Also ging Putzi auf Tauchstation. Er blieb fast den ganzen Tag in seinem Zimmer mit zugezogenen Vorhängen und nahm dort auch fast alle Mahlzeiten ein. Gelegentlich ging er am Seeufer spazieren oder starrte in die Schau- fenster der Züricher Kunsthändler. In Deutschland brodelte unterdessen die Gerüchteküche. Die Feier anlässlich Washingtons Geburtstag stand vor der Tür. Die diesjährige Gästeliste war so glänzend wie eh und je. Neben prominenten Amerikanern wie Botschafter Dodd, Colonel Truman Smith und Reverend Stewart H. Herman jr. von der amerikanischen Gemeinde in Berlin fanden sich auch Deutsche darauf, etwa Dr. Hugo Eckener, Prinz Louis Ferdinand von Preussen und der deutsche Botschafter Heinz Dieckhoff, allesamt als Freunde der Vereinigten Staaten bekannt. Wenige Tage vor dem Ereignis sagte Agnethe von Hausberger den geladenen Gästen telefonisch ab; die Veranstaltung falle aus. Einen Grund nannte sie nicht.

Am 13. März berichtete der Londoner *Daily Telegraph*, Putzi sei aus Deutschland ausgewiesen und seine Pressestelle «liquidiert» worden. Der Zeitung zufolge wollten manche wissen, dass er sich in Spanien aufhalte, andere, er sei in Grossbritannien. Sicher sei jedoch, «dass er kürzlich denunziert wurde und daraufhin das Land zu verlassen gezwungen war». Die *New York Times* griff die Story ebenfalls auf. Ihr zufolge sei Putzi früher einer von Hitlers engsten Freunden gewesen, die Beziehung habe sich jedoch im Verlauf der beiden vorangegangenen Jahre verschlechtert. Als Ursache für das Zerwürfnis wurde einmal Eifersucht genannt, ein andermal interne Differenzen zwischen Hitlers anderen Freunden.

Die Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Am nächsten Tag brachte die amerikanische Presse einen Bericht aus Berlin, wonach sich Putzi in den Alpen versteckt halte, statt sich auf eine angebliche Geheimmission nach Spanien zu begeben. Vor seinem Aufbruch vor etwa einem Monat habe er erklärt: «Ich befürchte, an diesem meinem Geheimauftrag ist etwas faul.» Der Bericht zitierte Freunde von ihm, denen zufolge er mit geheimen Befehlen von Hitler, bei dem er eine Zeit lang in Ungnade gefallen gewesen sei, abgereist, jedoch nicht weiter als bis in die Schweiz gekommen sei. Es gab auch Spekulationen, der deutsche Botschafter in Grossbritannien Joachim von Ribbentrop habe veranlasst, dass Putzi eine andere Aufgabe zugewiesen wurde, um ihm die Kritik an seiner Amtsführung zu verwehren.

Solche Zeitungsbereichte schrammten zwar haarscharf an der Wahrheit entlang, beruhten aber dennoch auf purer Spekulation. Ein deutscher Regierungssprecher behauptete, nichts über Putzis Aufenthaltsort oder weitere Pläne zu wissen. Aus Agnethe von Hausberger war lediglich herauszubringen, das Auslandspressebüro sei «in Auflösung begriffen». Auch Putzis Familie konnte oder wollte kein Licht in die Angelegenheit bringen. Erna glaubte nach eigenem Bekunden, ihr Bruder sei auf einer Geheimmission für Hitler, sie wisse aber nicht wo. Seine Mutter sagte, sie habe ihn an seinem Geburtstag bei sich erwartet, jedoch am Tag darauf einen Brief erhalten, in dem er ihr etwas von einem Auftrag mitgeteilt habe. «Das Ziel ist geheim», hatte er geschrieben und angekündigt, er werde sich später, wenn er ungehindert sprechen könne, wieder melden. «Seitdem haben wir überhaupt nichts mehr von ihm gehört.»

Um das Mass voll zu machen, gab das Propagandaministerium am nächsten Tag ein Kommunique heraus, wonach Putzis Büro aufgelöst werde, da es überflüssig geworden sei; sein Chef befinde sich auswärts auf Reisen, und nach seiner Rückkehr in vermutlich zwei bis drei Wochen würden ihm «künstlerische Pflichten» zugewiesen. Andere Gerüchte wollten Putzi in Urlaub wissen oder in offiziellen Angelegenheiten in Moskau, Spanien oder sogar New York.

Louis P. Lochner verfolgte die Affäre besonders interessiert. Er gehörte

zu denen, die zu Putzis Geburtstagsparty für Washington eingeladen und wieder eingeladen worden waren. Da jetzt in Deutschland nur allzu häufig Menschen verschwanden, wollte er unbedingt herausfinden, was seinem alten Freund zugestossen war. Zwei Tage später schon erhielt er Aufklärung. Bei einer von Martha Dodd veranstalteten Cocktailparty sprach er gerade mit einigen der anderen Gäste über Putzis rätselhaftes Verschwinden, als der US-amerikanische Marineattaché Korvettenkapitän Harry Guthrie, der ihr Gespräch mitangehört hatte, sich einschaltete.

«Mit Hanfstaengl ist überhaupt nichts Rätselhaftes», sagte Guthrie. «Ich habe ihn doch erst gestern zufällig an der Bar des Hotel Baur au Lac in Zürich getroffen; ich komme gerade von dort zurück.»

Lochner witterte sofort eine Sensation. Er war zwar der einzige Journalist in der Gruppe um Guthrie, doch an dem Empfang nahmen weitere Kollegen teil, sodass die Gefahr bestand, dass sie die Story aufschnappten. Lochner machte sich so schnell und so unauffällig wie möglich davon und versuchte, Putzi telefonisch in seinem Hotel zu erreichen. Was seinem Freund auch immer widerfahren sein mochte, Lochner baute auf dessen natürliche Neugier und hoffte, er werde das Gespräch annehmen. Er behielt recht.

«Wie haben Sie herausgefunden, dass ich hier bin?», wollte Putzi wissen.

«Ist doch egal», erwiderte Lochner. «Sie wissen doch so gut wie ich, dass ein Presseemann seine Quellen nicht preisgibt. Die Hauptsache ist doch, dass ich weiss, wo Sie sind. Das ist die Sensationsmeldung des Tages, und dazu noch alles, was Sie mir über die Gründe für Ihre Flucht erzählen möchten.»

Putzi drängte Lochner, das nächste Flugzeug nach Zürich zu nehmen; dort werde er ihm die ganze Geschichte offenbaren. Doch Lochner wollte nicht so recht, glaubte er doch, alle nötigen Fakten bereits beisammenzuhaben. Und sollte er noch Informationen brauchen, konnte er immer noch seine Kollegen von den Büros in Bern oder Genf zu Putzi schicken. Immerhin sorgte Lochners Anruf dafür, dass Putzi nun noch mehr auf der Hut war.

Wie Lochner sich erinnerte, wies er das Hotel an, eventuellen Anrufern aus Berlin künftig stets mitzuteilen, dass der «Herr Doktor nicht da» sei.

Am nächsten Morgen brachte die amerikanische Presse Lochners Story gross heraus. Danach hatte sich Putzi überrascht gegeben, dass alle Welt nach ihm suchte: «Ich mache Urlaub und unternehme täglich Ausflüge. Ich hoffe nach Ostern nach Berlin zurückzukehren.» Auf die Mitteilung, dass seine Dienststelle aufgelöst worden sei und er mit wissenschaftlichen Aufgaben betraut werden sollte, erklärte er: «Ich bin jetzt fünfzig Jahre alt und warte schon seit einiger Zeit darauf, wieder zu meinen historischen Studien zurückkehren zu können. Ich freue mich, wenn dies möglich sein sollte.»

Das Regime in Berlin war mittlerweile aufgewacht. Unklar ist, wann genau Hitler erfuhr, dass ihr «Scherz» nach hinten losgegangen war. Er und Goebbels glaubten anfangs wahrscheinlich sogar, Putzi werde nach ein paar Wochen aus eigenem Antrieb wieder zurückkommen. Doch jetzt war mehr als ein Monat verstrichen, und Putzi war noch immer in der Schweiz. Er hatte kaum etwas über seine Absichten durchblicken lassen, doch die Nazi-führung kannte seine Unberechenbarkeit. Als einer der wenigen, die Hitler seit Anfang der 1920er Jahre nahegestanden hatten, war Putzi im wahrsten Sinne des Wortes der Mann, der zu viel wusste. Angesichts seiner schriftstellerischen Ambitionen musste man davon ausgehen, dass er seine Erinnerungen in Buchform giessen würde.

1937, als die Aggressionspolitik der Nazis die Welt immer dichter an den Rand des Krieges trieb, hätte sich Hitler eigentlich um Wichtigeres Gedanken machen sollen als um ein paar mögliche Enthüllungen eines früheren Gefolgsmannes. Allerdings konnte sich die Sache doch als blamabel erweisen, und er und sein Kreis wollten um jeden Preis einen Skandal vermeiden. Man musste Putzi zur Rückkehr nach Deutschland bewegen.

Die Gestapo liess ihm mehrere dringende Mitteilungen in diesem Sinne zukommen. Putzi ignorierte sie ausnahmslos. Man musste es also anders versuchen. Und so meldete ihm am 20. März der livrierte Portier des Hotels Baur au Lac die Ankunft eines gewissen Herrn Bodenschatz. Putzi war ver-

blüfft. Görings Adjutant gab sich locker und herzlich. Das Ganze, so behauptete er unerschütterlich, sei doch nichts als ein Scherz gewesen, auf den Putzi unglücklicherweise überreagiert habe. Dann legte ihm Bodenschatz die Rückkehr nahe; er habe nichts zu befürchten. Um dies zu unterstreichen, überreichte er ihm einen von Göring unterzeichneten Brief, abgefasst in der vertraulichen Du-Form.

**«Lieber Hanfstaengl!**

*Wie mir heute mitgeteilt worden ist, befindest Du Dich seit einiger Zeit in Zürich und hast die Absicht, vorläufig nicht nach Deutschland zurückzukehren.*

*Ich nehme an, dass die Gründe hierfür auf Deinen letzten Flug von Staaken nach Wurzen i. S. zurückzuführen sind. Ich versichere Dir, dass die ganze Angelegenheit nur einen harmlosen Scherz darstellen sollte. Man wollte Dir wegen einiger allzu kühner Behauptungen, die Du aufgestellt hast, Gelegenheit zum Nachdenken geben. Etwas Anderes war wirklich nicht beabsichtigt.*

*Ich habe Oberst Bodenschatz zu Dir geschickt, der Dir persönlich noch einige Aufklärungen geben wird. Ich halte es aus verschiedenen Gründen für dringend notwendig, dass Du mit Bodenschatz sofort nach Deutschland zurückkehrst. Ich erkläre Dir ehrenwörtlich, dass Du Dich hier bei uns wie immer in aller Freiheit bewegen kannst. Lass also allen Argwohn fallen und handle vernünftig.*

*Mit kameradschaftlichen Grüßen*

*Heil Hitler!*

*Hermann Göring»*

Handschriftlich hatte er hinzugefügt: «Ich erwarte, dass Du meinem Wort Glauben schenkst!»

Putzi überzeugte das nicht. Wenn alles ein Scherz gewesen war, warum

hatte man dann sein Büro geschlossen, seine Leute entlassen und einen Haftbefehl gegen ihn ausgestellt?

«Es ging nur darum, sich einen Scherz mit Ihnen zu machen und Ihnen ein wenig Angst einzujagen», beharrte Bodenschatz.

«Es ist doch komisch, dass drei Ministerien nötig sein sollen, um mir ein wenig Angst einzujagen», versetzte Putzi. «Und es ist doch sehr komisch, dass der Pilot mir sagt, wir flögen nach Barcelona, und dass Sie die Flugzeuge der Steuerzahler benutzen, um derart unnötige Streiche zu spielen. Wenn das ein Scherz ist, warum hat es mir der Pilot dann nicht gesagt?»

«Lassen Sie den Piloten beiseite», erwiderte Bodenschatz. «Alles, was er gesagt hat, ist vor dem Abflug einstudiert worden.»

Putzi war immer noch nicht bekehrt. «Seit wann verfügen die Lufthansa und das Fliegerkorps in Deutschland über derart grossartige Schauspieler, dass sie Dinge improvisieren können, wie sie der Pilot zu mir gesagt hat?»

Darauf wusste Bodenschatz keine Antwort.

Vorerst galt Putzis Hauptsorge jedoch der Sicherheit Egons. Dieser war gerade 16 geworden und in einem Internat in Starnberg. Putzi wusste, dass die Nazis seinen Sohn leicht als Geisel nehmen konnten, um ihn zur Rückkehr zu zwingen, und dass er auf Zeit spielen musste. So bat er sich Bedenkzeit aus, und Bodenschatz erklärte ihm, er werde einige Tage in Arosa verbringen und sich danach seine Antwort abholen kommen.

Putzi beschloss, Egon schleunigst herzuholen. Seit ihrem Gespräch auf dem Starnberger See war sein Sohn auf eine mögliche Flucht aus Deutschland vorbereitet. Putzi hatte sich kurz nach seiner Ankunft in Zürich mit Egon in Verbindung setzen können und ihn aufgefordert, alle dazu nötigen Massnahmen zu treffen. Dabei durfte er aber keinesfalls den Eindruck von Hast erwecken, damit sein Plan nicht aufflog. Durch Lochners Story jedoch hatte sich die Lage offenbar geändert. Also hatte Putzi am Tag vor Bodenschatz' Besuch mit dem Schulleiter telefoniert und seinem Sohn ausrichten lassen, er solle am kommenden Wochenende versuchen, in die Schweiz auszureisen.

Es gab allerdings ein Problem. Egon musste zu seinem Schrecken feststellen, dass er keinen Pass besass. Unter normalen Umständen hätte er nur nach München zu fahren brauchen, um sich einen zu besorgen, aber er befürchtete, Berlin könnte Weisung erteilt haben, dies zu verhindern. Doch der Junge hatte Glück. Formell war er ein Einwohner Starnbergs, weshalb er auf das dortige Bezirksamt gehen konnte. Als Minderjähriger benötigte er für ein Reisedokument die Einwilligung seiner Eltern. Daher schrieb er an seinen Vater und bat ihn um eine entsprechende Bestätigung.

Die Prozedur lief noch, als Bodenschatz zwei Tage später nach Zürich zurückkehrte. Putzi hatte Egon die nötige Bescheinigung gesandt, doch die Ausstellung des Passes dauerte seine Zeit. So beschloss er, die Verhandlungen mit Bodenschatz in die Länge zu ziehen. Er beschuldigte zunächst Goebbels der Anstiftung zu dem Komplott und verlangte zu wissen, inwiefern ihn Görings Garantie vor der Rache des «kleinen Doktors» bewahren würde.

Bodenschatz verlor allmählich die Geduld. «Wir können diese Sache nicht ewig geheim halten», erklärte er unwillig. «Die ausländischen Korrespondenten in Berlin stellen bereits alle möglichen unangenehmen Fragen. Wenn Sie nicht Vernunft annehmen, kann es für Ihre Familie sehr unerfreulich werden.»

Doch mit Drohungen war Putzi nicht beizukommen. «Sagen Sie Ihrem Chef, er solle sich jede Idee von Sippenhaftung aus dem Kopf schlagen!», fuhr er Bodenschatz an. «Sollte ich zu hören bekommen, dass einer meiner Angehörigen auch nur bedroht wird, so werde ich über das Nazi-Regime alles veröffentlichen, was ich weiss. Alle meine Unterlagen sind seit Langem in Sicherheit – auch Goebbels wird bis auf die Unterhosen blamiert dastehen.» Putzi legte sogar noch eins drauf und verlangte eine schriftliche Entschuldigung, am besten von Hitler selbst. Der Naziführer habe ihn schwer gedemütigt und müsse «verstehen, dass ich sehr lange brauchen werde, um mit diesem Scherz fertigzuwerden.»

Zum Teil war seine Drohung nur Bluff. Putzi hatte zwar einige Dokumente bei sich, doch der Grossteil seiner Papiere befand sich noch in



Deutschland, und es war ihm trotz intensiver Bemühungen noch nicht gelungen, sie herauszubekommen. Aber das wusste Bodenschatz nicht.

«Also gut», gab der Unterhändler nach, der offensichtlich an die Grenzen seiner Befugnisse gestossen war. «Ich werde Göring berichten und Sie dann von Berlin aus anrufen. Es muss doch möglich sein, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.»

Die Nazis hatten offensichtlich keinen derart heftigen Widerstand erwartet. Drei Tage später war Bodenschatz wieder zur Stelle, und diesmal versuchte er es auf eine andere, versöhnlichere Tour. Er bestätigte zwar, dass Putzis Dienststelle geschlossen worden sei, bot ihm jedoch einen wichtigen Posten unter Göring an; sein Gehalt könne er selbst bestimmen. Er könne es sich bis Ostern überlegen – oder die Konsequenzen tragen.

Putzi liess sich nicht umstimmen; nach dem Besuch hatte er in Starnberg angerufen und erfahren, dass die Bestätigung für seinen Sohn zwar den Anforderungen nicht genügt hatte, es Egon aber dennoch gelungen war, einen älteren Bezirksamtmann zum Ausstellen eines Passes zu überreden. Wenn alles gut ging, war der Junge binnen Kurzem auf dem Weg in die Schweiz.

In der Tat hatte Egon an diesem Morgen einen Zug nach Zürich bestiegen – nicht ohne vorher seine flatternden Nerven mit einem Schluck Cinzano zu beruhigen. Bis Lindau ging die Reise glatt, doch dann hielt der Zug, und die Grenzpolizei durchkämmte ihn Abteil für Abteil. Egon kreuzte die Finger, als ein Polizist zu ihm trat. Der Beamte musterte seinen Pass einige Augenblicke und gab ihn schliesslich zurück. Dann verlangte er, in die Reisetasche des Jungen blicken zu dürfen. Darin lagen ein wenig Wäsche und ein Bild von Hitler. Der Polizist beugte sich herab, um die Widmung zu entziffern:

*«Für meinen jungen Freund Egon Hanfstaengl  
Herzlichst, Adolf Hitler  
Berlin, 24. März 1932»*

Egons Herz setzte aus. Warum nur war er so töricht gewesen, das Bild mitzunehmen, fragte er sich. Dann richtete sich der Beamte auf und schaute Egon an.

«Hat der Führer das wirklich selbst unterzeichnet?», fragte er erstaunt.

«Aber sicher. Mein Vater hat es mir mitgebracht», erwiderte Egon.

«Donnerwetter. Aber warum trägst du es denn mit dir herum?»

«Na ja, wissen Sie, nicht jeder hat so ein Bild. Ausserdem möchte ich es meiner Tante in Zürich zeigen. Ich werde meine Ferien bei ihr verbringen. Hab sie schon lange nicht mehr gesehen.»

Gebührend beeindruckt hiess ihn der Beamte die Tasche wieder schliessen. Doch die Prüfung des Jungen war noch nicht vorbei. Der Beamte wollte wissen, wie viel Geld Egon mit sich führte. Es waren etwa vierzig Reichsmark.

«Es tut mir leid, mein Junge, aber ich darf dich nicht mit mehr als zehn Mark hinüberlassen», sagte der Polizist. «Das ist Vorschrift.»

Egon hätte das Geld jetzt bereitwillig aus dem Abteilfenster geworfen, doch der Beamte riet ihm, es jemandem per Anweisung zu schicken. «Dann zeigst du mir den Beleg, und ich lasse dich durch», versprach er.

Egon rannte ins Bahnhofsgebäude und suchte nach einem Telegrafenzimmer. Der einzige mögliche Empfänger, der ihm einfiel, war seine Tante Hedwig in München. Also schickte er ihr die 30 Reichsmark. Er kam gerade noch rechtzeitig, um seinen Beleg vorzuzeigen, bevor sein Zug abfuhr.

«Ich freue mich, dass du es geschafft hast», sagte der Beamte. «Gute Reise und viel Spass.»

Egon liess sich auf seinen Fensterplatz fallen und wartete. Der letzte Kilometer bis zur Grenze kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Doch dann sah er das Schild: «Grenze – Österreich». Sie hatten die österreichische Grenze erreicht. Die österreichischen Grenzbeamten zeigten wenig Interesse an ihm und warfen nur einen oberflächlichen Blick in seinen Pass. Der Zug fuhr weiter, brauchte jedoch durch den schmalen Streifen österreichischen Gebiets nur ein paar Minuten, und dann tauchte das schweizerische Grenz-

schild auf. Der Schweizer Beamte sagte auch nicht viel; wie sein österreichischer Kollege gab er sich mit einem flüchtigen Blick in Egons Papiere zufrieden.

Egon musste an sich halten, um nicht vor Freude herumzuspringen. Er war draussen, mehr durch pures Glück als durch irgendetwas sonst, aber nichtsdestotrotz war er frei. Ausserdem war er todmüde und hungrig wie ein Bär. Doch ihm blieb nichts anderes übrig als abzuwarten. Also schleuderte er seine Schuhe von den Füßen, lehnte sich in seinem Sitz zurück und schaute ungeduldig aus dem Fenster, während der Zug sich durch die Schweizer Landschaft auf Zürich zuschlingelte.

Es war fast Mitternacht, als der Zug endlich in den Bahnhof einfuhr. Egon entdeckte seinen Vater sofort. Gekleidet in seine ältesten Wandersachen überragte er die anderen Wartenden und schien von einem Fuss auf den anderen zu treten, während er die aussteigenden Passagiere musterte. Trotz seiner Erschöpfung konnte sich Egon nicht verkneifen, seinem Vater einen Streich zu spielen. Er schlich sich hinter ihn und wartete, bis alle anderen Fahrgäste ausgestiegen waren. Dann trat er plötzlich vor ihn.

«Herrgott!», rief Putzi aus. «Herrgott, Junge, du hast's geschafft! Seit zwei Tagen warte ich an jedem Zug aus München, und jetzt bist du endlich da.»

Durch die Bahnhofstrasse gingen sie zum Hotel. Zürich war wegen einer Luftschutzübung fast vollständig verdunkelt. Sie brachten Egons Sachen in Putzis Zimmer im obersten Stockwerk und machten sich dann wieder auf ins Bahnhofsrestaurant *Zur Enge*. Trotz der späten Stunde verdrückte Egon ein Steak und einen Berg Salat. Es war fast halb drei Uhr morgens, als sie endlich wieder ins Hotel kamen. Egon verschlief fast den ganzen folgenden Tag.

Mit der Ankunft seines Sohnes hatte Putzi ein entscheidendes Band zu Deutschland durchschnitten. Jetzt hatte es augenscheinlich keinen Sinn mehr, in der Schweiz zu bleiben. Eine neue, wenn auch keineswegs weniger dramatische Phase seines Lebens war angebrochen.

**AM 1. APRIL 1937** verliess Putzi die Schweiz und fuhr nach London. Das Datum hatte er bewusst gewählt: Es war der Geburtstag von Bismarck, dem «Eisernen Kanzler». Ihm ging allmählich das Geld aus, und er musste sich hundert Schweizer Franken von einem Freund borgen. Mit seinem Sohn reiste er in einem Zweiter-Klasse-Abteil nach Calais. Von dort setzten sie mit der Fähre nach Dover über.

Den Londoner Behörden entging Putzis Ankunft nicht. Die Spezialabteilung der Metropolitan Police meldete: «Ernst Hanfstaengl, Deutscher, bekannt als Nazipresse-Propagandist, traf heute um 13 Uhr 15 von Calais kommend in diesem Hafen ein. Er erhielt eine Aufenthaltserlaubnis für zwei bis drei Wochen zum Zwecke des Besuchs von Freunden. Als künftige Adresse gab er das Bayswater Hotel in London an.» Es folgte eine knappe Personenbeschreibung: «Alter fünfzig Jahre; Beruf ‚Schriftsteller‘; Grösse sechs Fuss vier Zoll; kräftiger Körperbau; breite Schultern; Haar und Augen braun; Gesichtsfarbe blass; glattrasiert; markante Gesichtszüge. Trägt grauen Filzhut, dunkelgrauen Anzug, blaues Kragenhemd, braune Krawatte, dunkelgrauen Überzieher, schwarze Schuhe.» Sein Sohn Egon begleite ihn, wie der Bericht vermerkte, und hielt sich unter derselben Adresse auf.

Putzi mochte klamm sein, doch er war fest entschlossen, das Wenige, das ihm geblieben war, stilvoll auszugeben. Nachdem er seine letzten Münzen dem Schaffner des Zuges nach London als Trinkgeld gegeben hatte, winkte er an der Victoria Station ein Taxi herbei. Egon, der um den desolaten Zustand ihrer Finanzen wusste, schauderte es ob dieser Verschwendung, doch sein Vater beruhigte ihn. Vielleicht wollte er seine Spuren verwischen, denn

er nannte dem Fahrer als Ziel nicht das Bayswater, sondern das Claridges, eines der teuersten Hotels der Stadt. Dort angekommen, bat er den Portier, die Bezahlung des Taxifahrers zu regeln, und nahm ein billiges Mansardenzimmer, das normalerweise von Personal benutzt wurde. Die folgenden Tage war er vorwiegend damit beschäftigt, den Journalisten zu entwischen, denen die Gerüchte über seine Ankunft in London zu Ohren gekommen waren. Stets wurde Egon in die Halle vorausgeschickt, um zu prüfen, ob die Luft rein war, und dann verliessen oder betraten sie das Hotel durch einen kleinen Seiteneingang.

Um Geld, oder vielmehr dessen Mangel, sollte sich während der beiden folgenden Jahre Putzis ganzes Leben drehen. Als Mann mit kostspieligen Vorlieben zeigte er wenig Neigung, seine Gewohnheiten zu ändern. Bald nach ihrer Ankunft meldete er Egon in St. Pauls, einer der angesehensten Londoner Privatschulen, an und engagierte eine persönliche Sekretärin, Elizabeth Downing, sowie eine Haushälterin. Er musste nur noch eine Einkommensquelle erschliessen, um all das zu bezahlen, während er zugleich seine komplizierten Verhandlungen über eine Rückkehr nach Deutschland weiterbetrieb. Eine journalistische Tätigkeit bot sich an, barg aber auch Risiken. Die Tage, in denen Putzi für seine Hitler beweihräuchernden Artikel, wie er sie drei Jahre zuvor für *Collier's* verfasst hatte, eine Bezahlung erwarten konnte, waren längst vorbei. Die Stimmung in der Presse war umgeschlagen: Gefragt waren jetzt kritische Artikel über die Nazis mit schlüpfrigen Einzelheiten über Hitler und seine Spiessgesellen. Doch auf diese Weise aus dem Nähkästchen zu plaudern hätte einen klaren Bruch mit dem Regime vorausgesetzt, und dazu war Putzi noch nicht bereit, hatte er doch den Traum von einer Heimkehr immer noch nicht ganz aufgegeben. Vorerst wenigstens musste er noch auf den richtigen Augenblick warten.

Doch unerwartet ergab sich wenige Tage nach seiner Ankunft eine andere Verdienstmöglichkeit. In einem Telefongespräch mit Mary von Gersdorff, einer Berliner Freundin, erwähnte diese, die neueste Ausgabe des britischen Magazins *Cavalcade* enthielte einen «üblen Artikel» über ihn. Die

Story, erschienen am 27. März und betitelt mit «Zusammenstoss», schilderte Putzis Züricher Exil in den düstersten Farben und spekulierte über die Gründe für seine Flucht. Wie das Magazin behauptete, habe er, Putzi, von Ribbentrop, auf den er schon immer neidisch gewesen sei, mit in der Auslandspresse lancierten Meldungen gegen sich aufgebracht; diesen zufolge sollte der Botschafter für Grossbritannien von seinem Posten abberufen werden. Ribbentrop habe sich aber dafür gerächt, wie das Magazin fortfuhr. Man habe Putzi «erklärt, für ihn sei es an der Zeit, Deutschland zu verlassen. Hitler stand nicht länger hinter ihm.» Der einsame, niedergeschlagene «Putzy [sic] fragte sich, warum sein Freund Hitler ihm nicht beigesprungen war, [und] sah seine Felle jeden Tag mehr davonschwimmen.»

Putzi war hochofren über von Gersdorffs Fund. Er musste natürlich noch seine Anwälte zu Rate ziehen, doch wenn auch sie in dem *Cavalcade*-Artikel eine Verleumdung sahen, bestand Aussicht, dass rechtliche Schritte schliesslich die so dringend nötige Geldquelle sprudeln lassen würden. Überdies bekam er dadurch auch eine Handhabe gegen Berlin, konnte er doch Hitler damit unter Druck setzen, dass er bei einer Klage gegen die Zeitschrift die wahren, düsteren Hintergründe seiner Flucht preisgeben musste. Also teilte er von Gersdorff mit, der Artikel sei unschätzbar wertvoll für ihn und seine Anwälte und liefere eine ausgezeichnete Plattform für ihre Pläne. Sein Anwalt Kenneth Brown pflichtete ihm bei und leitete die Sache in die Wege.

Am Tag nachdem Putzi von dem *Cavalcade*-Artikel erfahren hatte, beantwortete Brown in seinem Auftrag den Brief Görings, den dieser ihm in sein Schweizer Exil gesandt hatte. «Es hat sich herausgestellt, dass die Öffentlichkeit inner- und ausserhalb Deutschlands zu glauben veranlasst wird, dass ich aus Gründen an einer Rückkehr nach Deutschland gehindert werde, die mich diskreditieren, und ich habe nicht die Absicht, mir das gefallen zu lassen», liess Putzi ausrichten. Wenn sich sein Name nicht anders reinwaschen lasse, werde er Zeitungen verklagen, die «anstössige und unwahre

Berichte» verbreiteten, und die wahren Hintergründe seines Weggangs aus Deutschland aufdecken. Unter diesen Umständen könne man gegenwärtig keine Rückkehr von ihm erwarten.

Die Nazis waren jedoch genau daran immer noch brennend interessiert, denn Putzi besass intimes Wissen über Hitler aus den vergangenen 15 Jahren, das er durchaus dazu nutzen konnte, sie blosszustellen. Und so entsandten sie am 12. April Bodenschatz zu ihm nach London. Doch Putzi war nicht gewillt, sich umstimmen zu lassen, ganz im Gegenteil. Der Bericht in *Cavalcade* und andere Zeitungsmeldungen bedeuteten, dass sein Weggang aus Deutschland jetzt öffentliches Interesse erregte, was in seinen Augen eine offizielle Entschuldigung nur umso dringender erforderte. Aber auch Bodenschatz gab nicht nach. Er brachte keine neuen Zugeständnisse mit, sondern stellte vielmehr ein Ultimatum: Putzi hatte fünf Tage, um nach Deutschland zurückzukommen. Falls nicht, würde man ihn als Emigranten behandeln, und «andere Behörden», wie der Emissär drohend anfügte, übernehmen den Fall. Tags darauf reiste Bodenschatz ab.

Putzi wollte sich keinesfalls einschüchtern lassen. Am letzten Tag des Ultimatus brach er nicht etwa nach Deutschland auf, sondern zog in ein Haus in Maida Vale in West-London um, das er angemietet hatte. Brieflich bat er Freunde daheim in München, einige persönliche Wertgegenstände aus seinem dortigen Haus zu holen und sie sicher zu verwahren.

Goebbels schäumte vor Wut, nicht zuletzt, weil er die Hauptverantwortung für den «Scherz» trug, der Putzi in die Flucht getrieben hatte und jetzt nach hinten losging. Ein Tagebucheintrag am Tag nach Bodenschatz' Besuch in London macht deutlich, dass sich die ganze Affäre langsam, aber sicher auf eine Riesenblamage zu entwickelte. «Hanfstängel [sic] ist nun in London. Er droht mit Enthüllungen. Ein Schwein ... Ich habe ihn nie anders eingeschätzt. Göring hat ihm noch mal Bodenschatz hingeschickt, um einen letzten Versuch mit ihm zu machen. Wenn der auspackt, das wird alle Emigranten in den Schatten stellen. Wenn wir ihn haben, müssen wir ihn sehr bald dingfest machen. Und nie wieder loslassen.»

Zwar hatte Bodenschatz seinen Besuch bei Putzi als dessen letzte Chance hingestellt, dennoch hakte Berlin mehrmals nach. Einige Tage später schickte Göring Fritz von Hausberger, den Ehemann von Putzis Sekretärin. Er sollte dem ehemaligen Pressechef mitteilen, dass man ihn als Verräter betrachte und sein Vermögen einziehen werde, wenn er nicht nach Hause zurückkehrte. Der frühere österreichische Offizier hatte Anweisung, Putzi unbedingt zur Rückkehr zu überreden, und bot ihm nicht weniger als sieben verschiedene Posten an. Seine Frau, die ihren Chef ebenfalls wiederhaben wollte, versuchte zudem, Putzis Schwester Erna unter Druck zu setzen, damit auch sie ihm zuredete, es sich noch einmal zu überlegen. Dann überbrachte am 8. Mai der Chef des Verbindungsstabes Herbert Stenger die übliche Mischung aus Versprechungen und Drohungen. Sogar Putzis Mutter Katherine spannten die Nazis für sich ein; anlässlich eines Besuchs in Grossbritannien richtete sie ihrem Sohn nochmals Görings Aufforderung zur Rückkehr aus. Auch Putzis Mitarbeiter Voigt hatte einen Versuch frei. Doch Putzi schenkte keinem von ihnen Gehör.

Bald danach hörte er erfreuliche Neuigkeiten von seiner Sache vor Gericht. Am 7. Juli entschuldigten sich die Eigentümer von *Cavalcade* formell bei Putzi für ihre Unterstellung, er habe sich eines «ihn diskreditierenden Verhaltens schuldig» gemacht. Ohne ins Detail zu gehen, erklärten sie sich einverstanden, ihm 250 Pfund Entschädigung zu zahlen und die Kosten des Verfahrens zu tragen. Putzi war hochbefriedigt und liess umgehend eine Verlautbarung vom Stapel, wonach sein Sieg der britischen Justiz zur Ehre gereiche. Ausserdem nahm er Kontakt zu Louis Lochner auf und drängte ihn, die Story in den deutschsprachigen Zeitungen der Schweiz und Österreichs zu lancieren, denn diese las auch die Naziführung. Putzi war überzeugt, dieser Sieg werde dazu beitragen, ihm die gewünschte Entschuldigung Hitlers zu verschaffen. Doch selbst wenn der Naziführer und seine Kumpane beeindruckt waren, so behielten sie es für sich.

So willkommen die 250 Pfund auch waren, Putzi konnte unmöglich von Schadensersatzprozessen leben. Einkünfte aus dem Familienunternehmen erhielt er keine, da er seine Anteile hatte abgeben müssen. So machte er sich



daran, seine Memoiren zu schreiben, und unterzeichnete am 19. Juli entsprechende Verträge mit den Verlagen Hamish Hamilton in London und Harper and Brothers in New York. Für seine Recherchen bombardierte er die Münchner Antiquariate mit Anfragen nach Material über Hitlers Aufstieg. Insbesondere fahndete er nach einem Sammelband mit Hitlerreden, einem gebrauchten Exemplar von *Mein Kampf* und einer vollständigen Sammlung alter Ausgaben des *Völkischen Beobachters*. Es sollte ganz eindeutig eine ernsthafte Arbeit werden, gegründet auf ein solideres Fundament als nur auf seine Erinnerung. Seltsamerweise orderte Putzi auch deutschsprachige Bücher über Cromwell. Um in München kein Aufsehen zu erregen, schrieb er häufig in Englisch und unterschrieb mit Ernest Sedgwick. Zudem beauftragte er Robert Wölfle, den Inhaber eines Antiquariats nahe der Münchner Universität, ein Verzeichnis seiner Privatbibliothek und anderer persönlicher Wertsachen zu erstellen, die er bei seiner hastigen Flucht zurückgelassen hatte.

Unterdessen wurde Putzi in Deutschland zur Unperson. Aus einem erst nach dem Krieg bekannt gewordenen Briefwechsel zwischen der Steuerbehörde und der Gestapo von März bis April 1937 geht hervor, dass Putzi bei einer eventuellen Rückkehr nach Deutschland verhaftet worden wäre. Auf Anordnung Martin Bormanns, des Leiters der Parteikanzlei und späteren «Sekretärs des Führers», wurde verfügt, dass «Herr Dr. Hanfstaengl» in Veröffentlichungen jeder Art «nicht mehr erwähnt» werden durfte. Die Massnahme war überdies strikt parteiintern durchzuführen, damit sie nicht publik wurde. Ausserdem wurde angeregt, Putzis Bücher und Kompositionen «auf unauffällige Weise, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Verkauf zu nehmen». Obendrein erlegte man Putzi eine «Reichsfluchtsteuer» von 40'000 Reichsmark auf.

Doch wieder einmal wendete sich das Blatt. Und wieder war die Ursache Putzis alte Nemesis Lüdecke. Seit dieser zwielichtige Mann sich nach Amerika abgesetzt und mit seiner Rundfunkpropaganda begonnen hatte, hatte er ständig mit Enthüllungen über die Führungsriege der Nazis gedroht. Im November machte er diese Drohungen wahr: In den Vereinigten Staaten er-

schien sein Buch *I Knew Hitler: The Story of a Nazi Who Escaped the Blood Purge* (etwa: Ich kannte Hitler: Die Geschichte eines Nazis, der dem Blutbad entkam). Es erzielte einen beachtlichen Erfolg. Eine britische Ausgabe kam erst 1938 heraus, doch Putzi konnte vor Ablauf des Monats im Britischen Museum einen ersten Blick in das mehr als 700 Seiten starke Buch werfen. Ein ähnliches hätte auch er selbst schreiben können, und nach dem Krieg tat er das auch. Lüdecke fing bei seiner ersten Begegnung mit Hitler im Jahre 1922 an; sie hatte nur ein paar Monate vor der Putzis stattgefunden. Danach beschrieb der Autor den Aufstieg der Nazibewegung bis zur «Nacht der langen Messer» und liess auch seine eigene merkwürdige Beziehung dazu nicht aus.

Für Putzi hatte er nur ein paar abfällige Bemerkungen übrig. Angeblich hatte er, Lüdecke, den Kontakt zur Bewegung hergestellt, woraufhin Putzi rasch zu «Hitlers Chefbewunderer» und einer Art Gesellschaftssekretär geworden sei, dessen «komfortables und kultiviertes Haus fraglos das erste seiner Art war, das Hitler seine Türen öffnete». Auch verhöhnte er Putzi wegen seines «exzentrischen Gehabes» und seiner «grotesken Gesichtszüge». Lüdecke deutete zwar Spannungen zwischen ihm und Putzi an, liess aber unerwähnt, dass seine Dauerfehde mit ihm ihrer beider Sturz beschleunigt hatte.

Das Erscheinen des Buches rief widersprüchliche Empfindungen in Putzi hervor. Einerseits fühlte er sich bestätigt; nun, nach dem endgültigen Bruch seines alten Rivalen mit dem Regime, glaubte er den Weg frei für seine eigene Rehabilitation. Andererseits jedoch stellte es seine eigenen Memoirenpläne unter ein ungünstiges Vorzeichen: Je mehr Gerüchte über entsprechende Pläne seinerseits umliefen, desto heftiger wurde auch spekuliert, er werde in Lüdeckes Fussstapfen treten und sich von der Partei distanzieren.

Putzi war immer noch unschlüssig. Bevor er handelte, musste er zweifelsfrei wissen, aus welchem Grund und auf wessen Veranlassung man ihm so übel mitgespielt hatte. Irgendetwas in ihm klammerte sich noch an die Vorstellung, dass der «Scherz» – wenn es denn einer war – auf das Konto von Goebbels und einiger seiner Spiessgesellen ging, nicht aber auf das von

Hitler selbst. Dies wiederum erklärt, warum er mit seinem Buch offenbar nichts übereilen wollte: Wenn er kompromittierendes Material über Hitler veröffentlichte und sich dann herausstellen würde, dass der Naziführer gar nichts von dem Komplott gewusst hatte, wäre er sich wie ein Narr vorgekommen. Zudem liessen Gerüchte über Goebbels Putzi zögern: Der Reichspropagandaminister sei wegen einer Affäre mit der tschechischen Schauspielerin Lida Baarová in Ungnade gefallen. Falls sein grosser Widersacher tatsächlich vor dem Rauswurf stand, dann konnte dies seiner eigenen Sache nur dienlich sein.

In Putzis Augen hing letztlich alles von Hitler ab. Wenn sich der Naziführer zu einer schriftlichen Entschuldigung für den Vorfall bewegen liess, dann konnte Putzi dieses Schreiben bei seinen Anwälten in London hinterlegen und war damit in einer «relativ starken Position, um meinen Standpunkt durchzusetzen». Dies jedoch setzte voraus, dass er seinen Ruf als treuer Anhänger des Regimes auf keinen Fall befleckte.

**UM DIESELBE ZEIT HERUM** heftete sich ein weiteres Gespenst aus der Vergangenheit an Putzis Fersen. Der Erste Weltkrieg lag fast 20 Jahre zurück, doch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten waren immer noch Fälle von ungeklärten Besitzansprüchen offen. Erschwerend kamen noch Behauptungen hinzu, dass seinerzeit in Amerika lebende Deutsche an verschiedenen Sabotageakten – vor allem an dem Sprengstoffanschlag auf das Black Tom Pier im Juli 1916 – beteiligt gewesen seien. Mehrere Firmen hatten infolge dieses Attentats Verluste erlitten, darunter die Eisenbahngesellschaften Lehigh Valley und Canadian Pacific, und forderten jetzt Entschädigungen aus dem während des Krieges beschlagnahmten deutschen Feindvermögen. 1922 hatte man eine Kommission aus einem Amerikaner, einem Deutschen und einem Unparteiischen eingerichtet. Sie sollte die Zwischenfälle aus der Zeit vor April 1917 untersuchen. Doch 1938 hatte dieses Gremium seine Arbeit immer noch nicht abgeschlossen.

Putzi war 1934 in die Angelegenheit verwickelt worden, als James Larkin, ein irischer Dockarbeiter und Anführer der Labour Party, der sich während des Krieges in New York aufgehalten hatte, Putzi in einer eidesstattlichen Erklärung bezichtigte, für die Deutschen spioniert zu haben. Larkin betätigte sich aktiv in der Socialist Party of America und behauptete, Putzi sei einer der offiziellen Agenten in und um den New Yorker Hafen gewesen, die «betraut waren mit der Überwachung und Anleitung destruktiver Operationen von 1915 an». Als Folge dieser Anschuldigung war Putzi während seines Besuchs in Harvard im Juni 1934 nur knapp einer Vorladung vor einen Parlamentsausschuss zur Überwachung deutscher Aktivitäten in Amerika entgangen.

Was auch immer an den Spionagevorwürfen dran war, die Kanzlei Peaslee & Bingham, welche die Lehigh Valley Railroad vertrat, vermutete bei Putzi wertvolles Insiderwissen über die Vorgänge in der deutschen Gemeinde New Yorks während des Krieges. Dass er jetzt im britischen Exil lebte, liess zudem darauf schliessen, dass er womöglich bereitwilliger als andere Deutsche aussagen würde. Am 11. März sandte die Kanzlei ein Schreiben an Putzis Rechtsbeistand und fragte an, ob Putzi nach Amerika kommen würde, da sie mit ihm wegen eines «möglicherweise wertvollen Dienstes» beraten wolle. Die Anwälte versprachen die Übernahme seiner Reisekosten sowie eine «angemessene Entschädigung für seinen Zeitaufwand». In einem weiteren Telegramm zehn Tage später wollten sie wissen, ob Putzi bereit wäre, Larkins Aussage zu bestätigen, wonach sie sich im April 1916 in New York begegnet seien und über Angelegenheiten im Zusammenhang mit dortigen deutschen Aktivitäten gesprochen hätten. Selbst wenn Putzi nicht zu einer formellen eidesstattlichen Erklärung bereit sei, dann die Anwälte weiter, so könne doch zumindest sein Wissen über die Ereignisse für den Rechtsstreit entscheidend sein. Ausserdem sicherten sie Vertraulichkeit zu.

Putzi wollte sich wie immer keine Chance verbauen; sein wachsender Schuldenberg und das Ausbleiben von Einkünften liessen ihm kaum eine andere Wahl. Er sandte daher Peaslee & Bingham weiterhin ermutigende Signale, nicht zuletzt, um herauszufinden, wie viel für ihn dabei heraus-

springen konnte, setzte aber zugleich die deutsche Botschaft ins Bild. Die Sache schien ihm eine willkommene Gelegenheit, seine Loyalität zu Berlin zu beweisen, indem er nicht nur eine Aussage für die Amerikaner ablehnte, sondern vielmehr für die deutsche Seite eintrat. Er hoffte zudem, Berlin eine Finanzspritze für die erlittene Unbill aus den Rippen leiern zu können.

Seine Strategie ging auf, allerdings nur in einem Punkt. Göring war mittlerweile ebenfalls mit der Sache befasst und wünschte, dass Putzi für Deutschland aussagte; überdies stellte er ausreichende Mittel für die Reise in Aussicht. Putzis Versuch jedoch, mit Hilfe des Prozesses eine formelle Entschuldigung für seine Vertreibung zu erzwingen, scheiterte. Offenbar ging den Nazis seine Forderung von über 1'000 Pfund für Anwaltskosten und anderes sowie einer Erste-Klasse-Hin-und-Rückfahrt nach New York zu weit.

Am 29. März schrieb der deutsche Staatssekretär im Auswärtigen Amt Ernst von Weizsäcker im Auftrag von Ribbentrops an die deutsche Botschaft in London, Putzi solle seine Forderungen mässigen: «Wenn H. [Hanfstaengl] geneigt ist, bei seiner Rückkehr nach Deutschland ‚Genugtuung‘ zu erwarten und zu fordern, dann ist dies eine Grundlage, auf der nichts Weiteres geschehen kann.» Putzi könne bestenfalls darauf hoffen, wieder nach Hause zu kommen und still und friedlich vor sich hin zu leben, ohne sich politisch zu betätigen. Wenn er sich loyal verhielte, könne er «ein ungestörtes Dasein» führen.

Nun steckte Putzi in der Klemme: Für die Amerikaner auszusagen, wäre sicher am lukrativsten gewesen – ein wichtiger Gesichtspunkt, da er, wie er seinem Tagebuch am 1. April anvertraute, nur noch zwei Pfund besass und seine Sekretärin Elizabeth Downing immer noch nicht bezahlt hatte. Dennoch zögerte er. Er hielt den Spionagevorwurf für frei erfunden und Larkin für meineidig. Eine Aussage im Sinne der Amerikaner hätte den endgültigen Bruch mit Berlin bedeutet. Im Übrigen richtete sich, von seinen Gefühlen einmal abgesehen, die Klage gegen das deutsche Kaiserreich, dem er sich noch immer verpflichtet fühlte, und nicht gegen die Nazis, was in seinen Augen ein wichtiger Unterschied war. Und dann hatte er auch sein Wort ge-

geben; im Spätsommer 1936 hatte er die Sache mit von Weizsäcker und von Neurath besprochen und ihnen versichert, er werde wahrheitsgemäss aussagen.

Am 8. April begann für Putzi die sechstägige Überfahrt nach New York an Bord der *Ile de France*. Er tendierte zur deutschen Seite, hatte sich aber immer noch nicht endgültig festgelegt. Diese Reise ging in wesentlich gedämpfterer Stimmung vonstatten als sein Harvardbesuch vor vier Jahren. Damals hatte er auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses gestanden, jetzt war er nur noch ein Exilant, verwickelt in eine obskure, für Aussenstehende undurchsichtige Angelegenheit. Putzis Ankunft sorgte dennoch für Wirbel in der Lokalpresse, und so agierte er verständlicherweise vorsichtig. Alte New Yorker Freunde, Harry Meeker und seine Frau Muriel, hatten erfahren, dass er kam, und wollten ihn am Pier abholen. Als Putzi Meeker von Weitem auf sich zueilen sah, hielt er ihn für einen Reporter und wich ihm aus. Muriel erwischte ihn schliesslich.

Putzis erste Anlaufstation war der Harvard Club, wo er sich mit Dr. Paulig, einem Diplomaten der deutschen Botschaft, verabredet hatte. Während dieses und einiger weiterer Treffen half ihm Paulig beim Aufsetzen einer eidesstattlichen Erklärung, in der er jede Verbindung mit dem deutschen Militär während des Ersten Weltkriegs und jede Beteiligung an gegen die amerikanische Kriegsanstrengung gerichteten «destruktiven Operationen» abtritt. Man kam überein, dass er am 26. April nach Washington reisen würde, um die Endfassung des Dokuments zu unterzeichnen und zu beeiden.

Währenddessen fand Putzi noch Zeit, einige seiner früheren Lieblingsorte aufzusuchen. Er blieb einige Tage bei den Meekers und revanchierte sich für ihre Gastfreundschaft mit einer zweimaligen Einladung zum Essen, einmal bei Voisins in der Park Avenue und einmal bei Longchamps an der Ecke 78<sup>th</sup> Street und Madison Avenue. Putzi schaute aber nicht nur bei alten Bekannten vorbei, sondern auch in seinem früheren Geschäft in der 45th Street. Seine ehemalige Wohnung in der Christopher Street existierte zu seinem Bedauern nicht mehr. Das Grundstück war jetzt ein Parkplatz. Oft hefete sich die Presse an seine Fersen; bei einem seiner Besuche im Harvard

Club glaubte er sich erspäht und zu einem raschen Abgang durch die Küche gezwungen. Ein andermal erwog er eine Flucht über das Dach. Die Meekers fanden das Ganze höchst unterhaltsam. «Wir mussten herzlich lachen, als wir lasen, dass die ganze Stadt (vergeblich) nach Dr. Hanfstaengl durchkämmt wurde, während wir ganz gemütlich mitten im Geschehen sassen», erinnerte sich Meeker später.

Doch trotz seiner langen Unterredungen mit Paulig wusste Putzi immer noch nicht, ob er unterschreiben sollte oder nicht. Sehr zum Ärger der deutschen Botschaft beschloss er schliesslich, sich noch Zeit zu lassen. Zwei Wochen später kehrte er nach Grossbritannien zurück – ohne seine Unterschrift unter das Dokument gesetzt zu haben.

Putzis Amerikareise hatte ein bizarres Nachspiel. Unter den Zeitungen und Zeitschriften, die darüber berichteten, war auch *The New Republic*. Am 27. April 1938, am Tag von Putzis Abreise aus New York, schrieb das Magazin unter der Überschrift «Unerwünschte Flüchtlinge»: «Wir stehen aus ganzem Herzen hinter der Forderung, dass die Vereinigten Staaten ihre Gastfreundschaft auf politische Flüchtlinge aus anderen Ländern ausweiten sollten, doch dies mindert keineswegs unsere Abneigung gegen zwei kürzlich hier eingetroffene.» Der erste dieser beiden war Gerardo Machado, der Ex-Präsident Kubas, ein «Diktator mit blutigen Händen», der mindestens 350 seiner politischen Gegner durch die Polizei hatte ermorden lassen. Der andere war Putzi. «Dr. Hanfstaengl war bekannt als Hitlers Lustknabe, bis er einer Palastintrige zum Opfer fiel», erläuterte das Magazin. «Politisches Asyl sollte für die Opfer von Verfolgung gelten, nicht für die Verfolger.»

Das war genau das, was Putzi brauchte – wenigstens schien es so. Noch beflügelt von seinem juristischen Sieg über *Calvacade* witterte er eine zweite Chance. Und diesmal liess sich allem Anschein nach sogar noch mehr herausholen, handelte es sich doch zum einen eindeutig um eine Verleumdung, die ihm beträchtlichen Schadensersatz einbringen konnte. Zum anderen beleidigte die Aussage nicht nur ihn selbst, sondern auch Hitler, was Putzis Position gegenüber Berlin weiter stärken konnte. Wäre der *New*

*Republic* ein britisches Blatt gewesen, hätte Putzi Nutzen aus den strengen britischen Verleumdungsparagrafen ziehen können und mit grosser Wahrscheinlichkeit gewonnen. Leider erschien *The New Republic* in New York.

Es gab jedoch die Möglichkeit, sich über einen Umweg Genugtuung zu verschaffen. Das britische Gesetz liess zu, auch die Verbreiter einer Verleumdung zu verklagen, worunter man prinzipiell jeden Händler verstehen konnte, der eine beleidigende Publikation zum Kauf anbot. Es gab nur einen wichtigen Vorbehalt, insofern von keinem Geschäft zu erwarten war, dass es mit den Inhalten sämtlicher feilgebotener Druckerzeugnisse vertraut war. Die Beweislast lag beim Kläger; er musste belegen, dass der Verkäufer über den beleidigenden Inhalt eines Werkes im Bilde war und es trotzdem verkaufte.

Mit dieser Einschränkung im Hinterkopf heckte Putzi einen Plan aus. Am 11. Mai telefonierte er mit einer Bekannten namens Doris Alberta Lynch, die am Gloucester Place in London wohnte. «Wenn du an einem Zeitungskiosk vorbeikommst, der *The New Republic* führt, solltest du ein Exemplar kaufen. Bestimmt interessiert dich, was darin über mich steht», meinte er. Dann empfahl er ihr, die Zeitschrift bei Selfridges, einem grossen Warenhaus, zu erstehen. Genau eine Woche später schickten Putzis Anwälte eine Abmahnung an Selfridges wegen des Feilbietens der inkriminierten Ausgabe des Magazins. Das Kaufhaus hatte nur ein Exemplar vorrätig gehabt und dieses bereits an Lynch verkauft. Trotzdem informierte die Geschäftsleitung die Auslandspresseabteilung des Warenhauses und untersagte ihr, weitere Exemplare zum Verkauf auszuliegen.

Putzi liess einen Monat verstreichen und bat dann am 21. Juni seine ehemalige Sekretärin Elizabeth Downing, das Warenhaus aufzusuchen und die bewusste Ausgabe des Magazins zu erstehen. Um keinen Verdacht zu erregen, sollte sie ebenfalls 13 ältere Ausgaben erwerben. Putzi hatte Glück, denn der Verkäufer dachte nicht mehr an die Abmahnung und nahm die Bestellung entgegen. Am 12. August bekam Downing prompt alle vierzehn Ausgaben geliefert. Nun konnte Putzi klagen: Selfridges habe weiterhin ein Magazin verbreitet, das ihn verunglimpft, obwohl dem Warenhaus dies offiziell untersagt worden war.



Parallel zu dieser Aktion verfolgte Putzi die andere Hälfte seines Plans weiter, nämlich Berlin in den Fall hineinzuziehen. Er schrieb an den deutschen Botschafter in Grossbritannien Herbert von Dircksen, welcher in diesem Jahr Ribbentrop abgelöst hatte. Unter Putzis Papieren finden sich mehrere sowohl deutsch- als auch englischsprachige Fassungen dieses Briefes, doch der Grundtenor ist stets gleich. Putzi legte auch ein Exemplar der bewussten Ausgabe des *New Republic* bei; seinen Behauptungen zufolge zirkulierte sie sowohl in Grossbritannien als auch in Amerika.

«Sie werden, sehr geehrte Exzellenz, mir beipflichten, dass die Bezeichnung ‚Hitlers Boyfriend‘ (Hitlers *Lustknabe*) eine empörende Verunglimpfung des Privatlebens des Führers darstellt», schrieb Putzi. «Gleichzeitig ist in der obigen Charakterisierung meiner Person für mich eine unerträgliche Verleumdung enthalten, die ich ... nicht unwidersprochen lassen kann.» Darüber hinaus habe die ganze Angelegenheit unglücklicherweise noch Rückwirkungen auf den Black-Tom-Sabotage-Prozess, bei dem mit hoher Wahrscheinlichkeit Lüdecke, der «bekannte homosexuelle Erpresser», werde auftreten dürfen. «Welche Schritte, ob nun in Form eines Protests bei der Regierung oder einer Klage beabsichtigt die deutsche Regierung zu unternehmen, um meinen moralischen Charakter als glaubwürdiger und ehrlicher Zeuge zu wahren und zu festigen und mich dadurch in den Stand zu setzen, meine Pflicht gegenüber der Wahrheit und meinem Land zu tun?», fragte er pathetisch.

Derweil rätselten die britischen Behörden immer noch, was Putzi eigentlich im Land trieb. Für den Geheimdienst MI5 lag auf der Hand, dass er beim Naziregime in Ungnade gefallen war, unklar blieb jedoch, ob infolge eines persönlichen Zwistes oder eines grundsätzlicheren ideologischen Dissenses. «Eines ist sicher», stand in einem Bericht von «unserem Mann in Berlin» vom 8. Februar 1938, «die Partei hatte erfahren, dass er ein Buch herauszubringen beabsichtigte und sich im Besitz bestimmter Dokumente befand, deren ... Veröffentlichung Deutschland unangenehm gewesen wäre.»

Der Geheimdienst behielt ihn dennoch weiterhin genau im Auge und

überwachte seine Kontakte mit seinen zahlreichen Freunden in London wie auch seine Verhandlungen mit dem Verlag Hamish Hamilton über sein Buchprojekt. Auch seine Post wurde abgefangen, unter anderem etliche geschwätzige Briefe von Unity Mitford. Wie sich zeigte, pflegte Putzi engen Kontakt mit der deutschen Botschaft in London. Aus einem Brief des Luftfahrtattachés vom 23. Februar ging hervor, dass eine offensichtlich mit ihm zusammenhängende Angelegenheit demnächst Hitler vorgelegt würde. Am 3. Juni erhielt Putzi einen Brief von Dircksen mit der Einladung, ihn zehn Tage später in der Botschaft aufzusuchen. Noch mehr verblüffte den M15 ein anonymes, auf den 14. Juni datierter Brief – geschrieben in Französisch und aufgegeben in Italien –, wonach Erna ihrem Bruder dringend angeraten hatte, sie keinesfalls aufzusuchen, da er an der Grenze «äusserst gefährlichen Schwierigkeiten» gegenüberstehen würde. Trotz solcher durchaus interessanter Fundstücke standen die britischen Behörden immer noch vor einem Rätsel. «Wir wissen darüber hinaus sehr wenig über seine Aktivitäten», resümierte ein Brief vom 27. Juli an Major V. Vivian vom Secret Service.

Die Black-Tom- und die Selfridges-Affäre verschmolzen unterdessen immer mehr miteinander. Putzi war entschlossen, mit Hilfe seiner Druckmittel in der ersten Angelegenheit das Naziregime dazu zu zwingen, ihn in der zweiten zu unterstützen. Am 4. November schrieb Kenneth Brown einen Brief an Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht, der Putzi immer wohlgesonnen gewesen war. Er legte Kopien zweier Telegramme von Peaslee & Bingham vom März bei. Sie bildeten, so der Anwalt, einen «weiteren Beweis für die Loyalität meines Mandanten gegenüber seinem Land». Brown legte Schacht dar, dass Putzi sich geweigert habe, sich «von den Widersachern Deutschlands ködern» zu lassen, und stattdessen sein Beweismaterial unverzüglich von Weizsäcker zur Verfügung gestellt habe. Überdies sei er nach New York gereist, um die Unterlagen für eine eidesstattliche Erklärung vorzubereiten.

Browns Versuch, Putzi als loyalen Nazi hinzustellen, hatte allerdings den Schwachpunkt, dass sein Mandant die Dokumente dann doch nicht unter-

zeichnet hatte. Doch auch dafür hatte der Anwalt eine Erklärung parat: Putzi habe es einfach deshalb nicht getan, weil er als Zeuge nicht geeignet sei, solange noch eine Verleumdung auf ihm laste. Zudem beklagte der Anwalt, dass die Deutschen seinem Mandanten keine Unterstützung, ja nicht einmal Beratung gewährten: «Man hätte meinen sollen, dass die für die Klageführung Deutschlands in Amerika Verantwortlichen die Bedeutung eines Zeugen (dessen Beweiskraft jedenfalls die Gegner als entscheidend betrachten) hätten würdigen müssen, nachdem sein Charakter und seine Geltung geklärt und bestätigt waren.»

## 18

**BEIM ANBRUCH DES JAHRES 1939** stand die Welt nur noch wenige Monate vor einem Krieg. Im März des vorangegangenen Jahres hatte Hitler Österreich annektiert – die Nazis nannten es «Anschluss». Damit hatte er seinen Traum von einer Vereinigung seines Geburtslandes mit dem Reich verwirklicht. Beflügelt von diesem leichten Erfolg richtete er sein Augenmerk nun auf die Tschechoslowakei. Einfach dort einzumarschieren schien anfangs nicht in Frage zu kommen. Doch in den drei Millionen Sudetendeutschen sah Hitler einen bequemen Hebel, um das Land zu destabilisieren und seine Verteidigung zu schwächen. Die anderen europäischen Mächte machten Zugeständnisse, statt den Nazis entgegenzutreten. Selbst vielen Briten und Franzosen galt die in Versailles geschaffene tschechoslowakische Republik als ein künstliches Gebilde. Ein Leitartikel der Londoner *Times* vom 7. September 1938 plädierte dafür, das Land kurzerhand dem deutschen Reich zuzuschlagen. Gelöst wurde das Problem – in gewisser Weise – durch das Münchner Abkommen vom 29. September 1938: Grossbritannien, Frankreich und Italien stimmten zu, das Sudetenland im Monat darauf an Deutschland abzutreten.

Einige Tage später überquerte Hitler in einem geländegängigen Mercedes die tschechische Grenze; die dortige deutsche Gemeinde begrüßte seine Truppen mit begeistertem Jubel. In Grossbritannien herrschte so grosser Kriegsangst, dass man Premierminister Neville Chamberlain als Held feierte, als er bei seiner Rückkehr von der Konferenz mit einem Papier wedelte, das seinen Angaben zufolge den «Frieden in unserer Zeit» sicherte, statt ihm sein Einknicken vor den Nazis vorzuwerfen. Es gab einen allgemeinen Auf-

schrei, als Winston Churchill eine Rede im Unterhaus mit den Worten begann: «Wir haben eine totale, komplette Niederlage erlitten.»

Die in München gemachten Konzessionen steigerten Hitlers Appetit und seine Verachtung für die rückgratlosen Briten und Franzosen nur noch mehr. Am 21. Oktober gab er den Befehl zur «Erledigung der Resttschechei» und zur Besetzung der litauischen Hafenstadt Memel, heute Klaipeda. Einen Monat später ordnete er an, Vorbereitungen für die Besetzung Danzigs zu treffen.

In Deutschland begann Hitler, das Volk psychologisch auf den Krieg einzustimmen. Er nutzte die Ermordung eines deutschen Diplomaten in Paris durch einen jüdischen Exilanten, um den Antisemitismus weiter zu schüren. In der Nacht zum 9. November, später wegen der unzähligen zerschmetterten Fensterscheiben zur «Reichskristallnacht» verharmlost, randalierten in ganz Deutschland Nazihorden und griffen Juden an – auf der Strasse, in ihren Wohnungen, an ihren Arbeitsplätzen und in den Synagogen. Mindestens 96 Juden wurden umgebracht, Hunderte erlitten Verletzungen. Mehr als tausend Synagogen brannten; fast 7'500 jüdische Geschäfte wurden zerstört; Friedhöfe und Schulen wurden verwüstet; 30'000 Juden wurden verhaftet und in Konzentrationslager gebracht.

Es dauerte nicht lange, bis Hitler sich den Rest der tschechoslowakischen Republik vornahm. Er griff zur selben Destabilisierungsmethode wie im Sudetenland: Er nahm die Unabhängigkeitserklärung der Slowaken zum Anlass und bestellte Emil Hacha am 14. März 1939 nach Berlin. Man stellte den alten, gebrechlichen tschechischen Präsidenten vor die Wahl, entweder sein Land unter «deutschen Schutz» stellen zu lassen oder den Einmarsch hinzunehmen. Ihm blieb kaum etwas übrig, als sich zu fügen. Hitler nahm unterdessen bereits sein nächstes Ziel ins Visier: Polen.

Von seinem Haus in West-London aus hatte Putzi die Ereignisse mit Besorgnis verfolgt. Egons 18. Geburtstag stand vor der Tür; der junge Mann absolvierte gerade sein letztes Jahr in St. Paul's. Putzi wünschte sich, dass sein Sohn in seine Fussstapfen trat und in Harvard studierte; damit würde er zudem aus dem Pulverfass Europa herauskommen. Also beantragte Putzi

am 28. Januar beim amerikanischen Generalkonsulat in London für Egon einen Pass.

Putzis eigene Zukunft war weniger gewiss. Er las viel und arbeitete an seinem Buch, war jedoch noch nicht zu einer Veröffentlichung bereit, denn das hätte bedeutet, alle Brücken zu Hitler abzubrechen. Wie er später zugab, wollte er «warten bis zum letztmöglichen Augenblick». Die Vorstellung, Egon nach Amerika zu begleiten, war natürlich verlockend. Doch trotz allem, was vorgefallen war, wäre er auch gerne nach Deutschland zurückgegangen. Wie viele seiner Landsleute fand Putzi am «Anschluss» nichts Falsches, auch wenn es ihn erschütterte, wie sich die Nazis danach aufführten. Dasselbe galt für die Annexion des Sudetenlandes. Eine Rede Hitlers einige Tage später in Saarbrücken jedoch jagte Putzi Entsetzen ein. Hitler trat nicht etwa als grossherziger Sieger auf, sondern brutal und dümmlich. Putzi schrieb dies dem Einfluss des ehemaligen Botschafters Ribbentrop zu, der im Februar 1938 den zivilisierteren Neurath als Aussenminister ersetzt hatte.

Putzi behauptete später, dies sei ein Wendepunkt gewesen, doch selbst in jenem späten Stadium noch hätte ihn vermutlich ein persönliches Entschuldigungsschreiben Hitlers nach Deutschland zurückgeholt. «Wenn ich den Eindruck gehabt hätte, hier spräche der alte Hitler zu mir und nicht der Führer, und ich glaube, wenn ich einen Widerschein des alten Menschen, den ich einmal gekannt hatte, in seinem Brief gefunden hätte, hätte ich möglicherweise gesagt, es ist meine Pflicht zurückzugehen», räumte er später ein. Aber nicht nur die Hoffnung auf eine Versöhnung hielt ihn bei der Stange. So wenig einleuchtend es auch klingt, seinen eigenen Angaben zufolge hoffte er immer noch auf eine «Gelegenheit zur Besserung Hitlers».

Erschwerend kam zu alledem noch Putzis weiterhin prekäre finanzielle Lage. Er hatte für die erste Teillieferung seines Manuskriptes über die Zeit bis zu seiner ersten Begegnung mit Hitler 500 Pfund Vorschuss von seinem Verlag bekommen. (Im Falle einer Rückkehr nach Deutschland hätte er sein Manuskript bei Kenneth Brown hinterlegt, versehen mit der Anweisung «Zu

verbrennen im Falle meines natürlichen Todes und zu veröffentlichen im Fall von so-und-so».) Doch abgesehen von der Entschädigung im *Cavalcade-Prozess* war dieser Vorschuss das Einzige, was seit seiner Ankunft in Grossbritannien in seine Tasche gelangt war. Um über die Runden zu kommen, hatte er sich 2'000 Pfund von seinen Anwälten leihen müssen. Als Sicherheit dienten die zu erwartenden Einkünfte aus dem Buch und aus eventuellen Artikeln; zu einer direkten Rückzahlung war er jedoch nicht imstande. Vom Ausgang seiner Verleumdungsklage gegen Selfridges hing also viel ab.

**AM DONNERTAG, dem 18. Mai 1939**, kam der Fall Hanfstaengl gegen Selfridges and Co. Ltd. vor der Kings Bench Division des High Court in London zur Verhandlung. Richter Atkinson führte den Vorsitz. Putzi hatte von Anfang an den Eindruck, dass Richter und Geschworene gegen ihn waren.

Erich Sachs, Putzis Rechtsbeistand, begann seine Ausführungen mit einer Schilderung der Herkunft und des Charakters seines Mandanten. Putzi sei Spross einer hochangesehenen Münchner Familie; einer seiner Paten sei der Herzog von Sachsen-Coburg, ein Schwager Königin Victorias. Das Familienunternehmen, für das er gearbeitet habe, sei gleichfalls sehr renommiert. Obwohl sein Mandant nicht leugne, Hitler sehr nahegestanden zu haben, so fuhr Sachs fort, sei doch ihre Freundschaft längst dahingeschwunden. Putzi vertrete vielmehr gemässigte Ansichten, die sich «nicht in Übereinstimmung mit der Praxis der Nazipartei im Hinblick auf Dinge wie Konzentrationslager und Religion» befänden.

Bei einer Verleumdungsklage muss gewöhnlich der Nachweis geführt werden, dass die klagende Partei überhaupt einen Ruf besitzt, der geschädigt werden kann. Doch in diesem Fall stand das nicht zur Debatte: Putzi wollte lediglich die Verbreitung des *New Republican* in Grossbritannien unterbinden lassen, nicht aber dessen amerikanische Verleger verklagen, was natürlich die Aufmerksamkeit auf seine Motive und Methoden gelenkt hätte. «Welches Ziel verfolgen Sie eigentlich mit dieser Klage – Ihren Leumund

reinzuwaschen oder zu Geld zu kommen?», warf G.D. Roberts, einer der Anwälte von Selfridges, Putzi während des Kreuzverhörs an den Kopf. Der blieb standhaft – und etwas unaufrichtig – dabei, seine Motive seien nicht finanzieller Natur. Er fügte allerdings an, er wolle keinen Schadensersatz, «der einer Beleidigung entspricht».

Dennoch hatte Putzi seine liebe Not, die Geschworenen von seiner Version zu überzeugen. Roberts Vorwurf, er habe zu einem «schmutzigen Trick» gegriffen, liess sich nicht von der Hand weisen, denn «kein Mensch in England hätte von dem Artikel in der Zeitschrift erfahren, wenn Sie nicht geklagt hätten.» Putzis Klage sei an den Haaren herbeigezogen, so der Anwalt; der Kläger selbst habe die Beweise für eine Verbreitung fabriziert und Selfridges mit List und Tücke dazu verleitet, ein Exemplar einer alten Ausgabe eines Wochenmagazins zu verkaufen, und zwar einzig und allein zu dem Zweck, einen Prozess herbeizuführen. Wie könne Putzi Schadensersatz fordern, wenn doch der einzige Fall von «Veröffentlichung» – der Verkauf an Downing – durch seinen eigenen Agent provocateur herbeigeführt worden sei?

Die Klage schien von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Auch konnte Putzi als einer der engsten Sympathisanten Hitlers nicht erwarten, seitens der Jury auf grosses Mitgefühl zu stossen; die britische Einstellung zu Nazi-Deutschland war radikal umgeschlagen, seit Putzi vor vier beziehungsweise zwei Jahren die Prozesse gegen den *Daily Express* und gegen *Cavalcade* gewonnen hatte.

Das Urteil wurde am nächsten Tag verkündet; nach den Feststellungen des Gerichts hatte «keine Veröffentlichung» stattgefunden. Das bedeutete, dass Selfridges unabhängig davon, ob «Hitlers Lustknabe» nun eine Verleumdung Putzis darstellte oder nicht, sich nicht der Verbreitung des inkriminierten Artikels schuldig gemacht hatte, da die einzigen in Grossbritannien verkauften Exemplare von Putzi oder seinen Beauftragten erstanden worden waren.

Putzi hatte sich finanzielle Rettung von dieser Klage erhofft; nun drohte sie seinen Ruin zu beschleunigen. Nicht nur blieb der erwartete Schadensersatz aus, er musste auch noch die Kosten seines eigenen und des gegneri-



sehen Anwalts tragen. Ein Widerspruch gegen das Urteil wurde nicht zugelassen. Wenn er nicht zahlte, konnte seine Aufenthaltsgenehmigung widerrufen werden, was faktisch die Ausweisung bedeutete.

Der Rückschlag spornte Putzi zu hektischer Betriebsamkeit an. Die tatsächliche Höhe der Kosten war noch nicht klar, doch sie würden sich sicher auf Hunderte Pfund belaufen – und das waren Hunderte Pfund mehr, als er besass. Der einzige Ausweg aus seiner finanziellen Klemme lag in einem lukrativen Deal mit der Presse. Mit seiner Niederlage vor Gericht fiel zudem eine wichtige psychologische Hemmschwelle, die ihn bislang am Schreiben gehindert hatte. Da Hitler ihm jeden Beistand versagt hatte, war er in Putzis Augen auch für seine, Putzis, finanziellen Nöte verantwortlich, weshalb er wiederum sich dazu berechtigt fühlte, den Schmutzkübel über den Naziführer auszuschütten. Noch am Tag der Urteilsverkündung bot er interessierten Blättern seine Geschichte an.

Putzi war entschlossen, seine Story an den Meistbietenden zu verhökern. Der vielversprechendste Kandidat war das Magazin *Colliers*, für das er schon 1934 geschrieben hatte. Er nahm Kontakt zu Quentin Reynolds in New York auf und machte ihm ein Angebot: ein zehn- bis 12'000 Wörter langer Artikel zu einem Dollar das Wort. Ein zweiter möglicher Abnehmer war der Londoner *Daily Express*, die Zeitung wollte ihm für sechs zeitgleich mit *Colliers* erscheinende Artikel 500 Pfund zahlen.

Die Verhandlungen zogen sich den ganzen Juni über hin. Zu Putzis Freude schien *Collier's* gewillt, ihm sogar einen viel längeren Artikel zu etwa 25'000 Wörtern abzunehmen, überdies gegen dasselbe grosszügige Honorar von einem Dollar pro Wort. Am 29. Juni, kurz vor Vertragsunterzeichnung, überlegte es sich das Magazin in letzter Minute anders und entschied sich für einen kurzen Artikel. Doch noch war nicht alles verloren. Putzi hatte am Tag zuvor mit Bill Hillman, dem Londoner Vertreter von *Colliers* Erzrivalen, *Hearst's International-Cosmopolitan*, gefrühstückt, und dabei hatte Hillman Interesse an drei 4'000-Wörter-Artikeln bekundet, ebenfalls zu einem Dollar pro Wort.

Putzi machte sich gleich an die Arbeit. Er verfasste ein Exposé für *Hearst's International-Cosmopolitan* und schickte es umgehend los. Die Zeit drängte. Brown hatte ihm gerade geschrieben, Selfridges habe 425 Pfund Anwalts- und Gerichtskosten geltend gemacht. Zwar hatte der Anwalt durchgesetzt, dass 145 Pfund davon nicht anerkannt wurden, dennoch musste Putzi immerhin noch 280 Pfund auftreiben.

Putzis Exposé entsprach nicht den Erwartungen von *Hearst's International-Cosmopolitan*. Einige Tage später teilte Hillman Putzi mit, der Redakteur Herbert May werde ihn aufsuchen und ihm bei der Abfassung eines neuen Entwurfs behilflich sein. Währenddessen versuchte Putzi weitere Möglichkeiten aufzutun. Am 11. Juli erhielt er vom Verlag King Features Syndicate Inc. in der Fleet Street ein Konzept für eine Serie von drei Artikeln aus seiner Feder. Themen sollten nicht nur seine eigenen Erlebnisse und sein Anteil an Hitlers Aufstieg sein, sondern auch «Der Mensch Hitler, wie Hanfstaengl ihn kannte» und «Persönliche Skizze und Anekdoten von Hitlers Vorlieben und Geschmäckern». Die Serie kam aber nicht zustande.

Für wen auch immer Putzi letztlich schreiben würde, eines war klar: Die heiklen Insider-Informationen, die man von ihm erwartete, bedeuteten einen endgültigen Bruch mit Hitler. Dessen ungeachtet sah er in seinen Memoiren nach wie vor nicht mehr als eine Lebensversicherung. Für ihn lag offensichtlich kein Widerspruch darin, einerseits sein ganzes Wissen an den Meistbietenden zu verkaufen und andererseits unverdrossen die Fühler nach Berlin auszustrecken. Durch verschiedene Mittelsmänner, darunter Hitlers Bildhauer Josef Thorak, sondierte er die Möglichkeit einer Rückkehr nach Deutschland. Am 27. Mai hatte er sogar ein Telegramm an Göring geschickt, in dem er sich brüstete, «die Ehre des Führers im Prozess verteidigt» zu haben, und verlangte, dieser solle Bodenschatz zu ihm schicken, bevor er in der folgenden Woche eine «Grundsatzentscheidung» fällen werde. Als er neun Tage später immer noch keine Reaktion erhalten hatte, hakte Putzi mit einem Brief nach: Er sei demnächst gezwungen, «der Öffentlichkeit eine ausführliche Darstellung der Ereignisse und Personen seit 1923 zu geben ... Ein weiterer Aufschub ist unmöglich ...

Vor der endgültigen Entscheidung appelliere ich ein letztes Mal an das Gerechtigkeitsgefühl und die Grossherzigkeit des Führers.»

Göring antwortete nicht. Solche kaum verschleierte Erpressungsversuche kamen in Berlin nicht gut an. Dennoch waren die Nazis immer noch entschlossen, Putzi zurückzuholen, und entschieden, Putzis Schwester für sich einzuspannen. Ernas Angaben zufolge lud Hitler sie in seine Wohnung in der Prinzregentenstrasse zum Tee ein und bat sie, ihren Bruder zur Rückkehr zu überreden. Die Begegnung scheint gut verlaufen zu sein. Hitler erklärte sogar seine Bereitschaft, seinen Teil zu einer Verständigung mit Putzi beizutragen. Erna war jedoch auf der Hut. Unklar ist, ob sie danach beschloss, das Ganze absichtlich zu sabotieren, oder ob sie nur versuchte, den grösstmöglichen Nutzen aus der Situation zu ziehen. Wie auch immer, ihr Tun hatte katastrophale Auswirkungen. Offenbar ohne auch nur mit ihrem Bruder zu sprechen, stellte sie eine Liste von Bedingungen zusammen, unter denen dieser bereit sei, wieder nach Deutschland zu kommen – einschliesslich einer jährlichen Vergütung von 60'000 Mark, die an sie persönlich auszahlbar wären. Sie bat Unity Mitford, Hitler den Brief zu überbringen.

Unity erfüllte ihre Bitte einige Tage später. Wie üblich passte sie Hitler in der Osteria Bavaria ab und teilte ihm mit, sie müsse ihn in einer Privatangelegenheit unter vier Augen sprechen. So lud er sie in seine Wohnung ein. Während des nachmittäglichen Tees überreichte sie ihm Ernas Brief, offensichtlich in Unkenntnis von dessen Inhalt. Hitler hatte kaum ein paar Sätze gelesen, als er in eine Schimpfkanonade über die Raffgier Putzis und seiner Schwester ausbrach und den Brief wutschnaubend an einer Kerze anzündete. Er befahl Unity, auf der Stelle bei Erna auszuziehen; sie dürfe unmöglich auch nur einen Tag länger bei ihr bleiben. Da die Engländerin mittlerweile eine eigene Wohnung angemietet hatte, blieb ihr keine Entschuldigung mehr, sie nicht zu beziehen. Merkwürdigerweise erbot sich Hitler, ihr Wohnzimmermöbel zu kaufen, obwohl sie grosszügigen Unterhalt von ihren Eltern erhielt.

Unity verliess Hitler erschrocken und erschüttert. Sie nahm seine Warnung so ernst, dass sie nicht einmal wagte, Erna auch nur wiederzusehen.

Sie wandte sich vielmehr an Pinky Obermeier, eine gemeinsame Freundin, und bat sie, an ihrer Stelle Erna die Nachricht zu überbringen. Am selben Abend noch liess Unity ihre Sachen aus dem Söllner Haus holen und verbrachte die Nacht im Hotel. Am nächsten Tag reiste sie nach England ab.

Putzi war entsetzt, als Unity ihn anrief und ihm berichtete, was vorgefallen war. «Erna hat alles verdorben», jammerte sie. «Alles wäre glatt gegangen, wäre nur nicht diese Forderung nach einer Pension gewesen.»

Prompt rückte Putzi von Erna ab, intensivierte aber seine Rehabilitationsbemühungen. Diesmal sandte er Thorak einen Brief zur Weitergabe an Hitler. Doch sein eigener Vorstoss verlief kaum erfolgreicher als der seiner Schwester. Die erste Fassung schmetterte Hitlers Hoffotograf Heinrich Hoffmann, der mittlerweile auch in die Angelegenheit verwickelt worden war, als zu herrisch im Ton ab. Darauf schickte Putzi eine zweite, unterwürfigere Fassung, die Hitler vorgelegt und von diesem dem Vernehmen nach wohlwollend aufgenommen wurde. Es blieb jedoch immer noch derselbe Stolperstein: Putzi beharrte darauf, er werde nur dann nach Deutschland zurückkehren, wenn ihm Hitler persönlich eine schriftliche Garantie gab. Ein solcher Brief, den er natürlich ausser Landes verwahrt hätte, hätte ihm eine ehrenhafte Rückkehr ermöglicht und verhindert, dass Hitler sich gegen ihn wandte. «Hätte er einen Brief geschickt, hätte leicht ein Wunder geschehen können», erinnerte sich Putzi später. «Das jedenfalls war meine Überzeugung, Sie dürfen sie ruhig töricht nennen.»

Egon zumindest war entsetzt über die Blauäugigkeit seines Vaters und hielt ihm vor, dass selbst ein persönlicher Brief von Hitler alles andere als eine Sicherheitsgarantie war. «Du bist verrückt, Papa», warf er ihm vor. Doch Putzi war willens, die Chance zu ergreifen. «Wenn das grosse Tier mir schreibt, dann werde ich es riskieren, auch wenn ich möglicherweise riskiere, später erschossen zu werden», beharrte er.

Das «grosse Tier» jedoch zeigte keinerlei Neigung zu schreiben, und die Zeit lief Putzi davon. Am 4. August erhielt er eine Zahlungsunfähigkeitsbe-

stätigung zusammen mit einer Vorladung zu einem Gerichtstermin in zwölf Tagen.

Eine letzte Hoffnung war Winifred Wagner, die Herrin von Bayreuth, die Hitler sehr nahestand. Die in Südwest Wales geborene Winifred Williams war vor dem Ersten Weltkrieg als Waise nach Deutschland geschickt worden und hatte Siegfried Wagner, den Sohn des Komponisten, geheiratet. Der war 1930 gestorben, und seitdem hatte sie die Festspiele praktisch alleine geleitet.

Hitlers Schwärmerei für Wagner zog sich wie ein roter Faden durch sein ganzes Leben, und die alljährlichen Festspiele auf dem Grünen Hügel stellten für ihn einen der Höhepunkte des Jahres dar. Nirgendwo gab er sich so zwanglos, wie in Wagners pompöser Villa Haus Wahnfried. Winifred gab sich ihrerseits alle Mühe, den freundschaftlichen Verkehr mit ihm zu pflegen. Sie war schon vor seiner Machtergreifung in seinen Dunstkreis geraten, und nach 1933 wurde sie zu einer noch überzeugteren Anhängerin. Sie war einer der wenigen Menschen, die Hitler immer noch mit «Wolf» ansprachen – seinem Tarnnamen während der frühen Jahre.

Winifred hatte Putzi zu einem Besuch während der Festspiele und zu einer Aufführung der *Walküre* eingeladen, offenbar auf Hitlers Geheiss. Der Diktator hatte zwar nicht ausdrücklich seinen Schutz zugesagt, doch Winifred betonte, dass sich Putzi in Deutschland frei bewegen dürfe und dass Hitler «wieder sehr freundlich» sei. Putzi sollte zurückkommen, und alles sei wieder in Ordnung, behauptete sie. Das war ein ermutigendes Zeichen. Sie war die «letzte mögliche Chance, an den Menschen Hitler heranzukommen und nicht an den Führer, nicht an diese Uniform und all das», schrieb Putzi später. «Ich wollte wieder an den alten Hitler herankommen.» Doch selbst dem «Hitler von Bayreuth» war nicht vorbehaltlos zu trauen, und Putzi beharrte auf seinem Entschuldigungsbrief.

Unterdessen liefen die Verhandlungen über die Artikel weiter. Am 10. August endlich kamen Putzi, Hillman und May zusammen. Putzi übergab ihnen den Entwurf zu drei Artikeln von je 5'000 Wörtern zu einem Dollar pro Wort und 1'000 Dollar Vorschuss bei Unterzeichnung. Sie kamen über-

ein, am 14. August einen Vorvertrag zu unterschreiben – für Putzi gerade noch rechtzeitig, um seine Gerichtskosten zu bezahlen. Der endgültige, bindende Vertrag sollte zwölf Tage danach abgeschlossen werden.

Vor dem Treffen mit den *Cosmopolitan* hatte Putzi mit Winifred telefoniert. Sie erklärte ihm, man habe ihr versichert, dass er ungefährdet zurückkehren könne. Eine schriftliche Garantie aber hielt er natürlich immer noch nicht in Händen. Doch sie versprach, Hitler nach Kräften dazu zu überreden. Tatsächlich erhielt Putzi einige Tage später ein Telegramm, allerdings von Martin Bormann und nicht von Hitler. Bormann bestätigte die von Winifred übermittelte Botschaft und gab Putzi weitere Zusicherungen für eine gefahrlose Rückkehr nach Deutschland, wo eine angemessene Position seiner harre. Er erklärte zudem, die deutsche Botschaft in London würde seine sämtlichen Schulden begleichen.

Am 18. August entschloss sich Putzi, die Sache ein für alle Mal zu klären. Er rief nochmals Winifred Wagner an und erreichte sie während einer Aufführung des *Fliegenden Holländers*. Seinen argwöhnischen Sohn hatte er gebeten, das Gespräch vom Nebenapparat mitzuhören. «Egon», hatte er zu ihm gesagt, «Frau Wagner ist unfähig, mich anzulügen, weil sie mich mag.»

Putzi und Winifred sprachen lange miteinander, und sie bestand auf seiner Rückkehr.

«Hat der fragliche Herr mir wirklich sein Versprechen gegeben?», fragte Putzi, ohne Hitlers Namen auszusprechen. «Was hat er mir versprochen?»

«Sie kommen zurück, und er wird Ihnen einen Brief schreiben», antwortete sie.

Putzi bestand darauf, den Brief vor seiner eventuellen Abreise aus Grossbritannien zu erhalten, doch mehr konnte Winifred nicht tun. Hitler würde erst am 24. August wieder in Bayreuth weilen, also mehrere Tage nach Ablauf von Putzis Zahlungsfrist.

Am selben Tag noch erhielt Putzi ein von Borman unterzeichnetes Schreiben aus Hitlers Berchtesgadener Büro. In etwas ungehaltenem Ton

wiederholte es die früheren Angebote, offerierte jedoch nichts Neues. Das Ende war erreicht; jetzt schien der Bruch unvermeidlich.

Am 18. August hatte Putzi seinen Entschluss gefasst und schrieb seinen allerletzten Brief an Bormann. Der einzige Mann, der die «peinlichen Vorfälle» vom Februar 1937 ungeschehen machen könne, sei der Führer. Doch dass Hitler ihm die gewünschte Garantie nicht gegeben habe, mache ihm eine ehrenhafte Rückkehr in sein Heimatland unmöglich. «Ich sehe mich gezwungen, meine Rückkehr auf einen anderen Zeitpunkt zu verschieben und die Klärung meiner Angelegenheit selbst in die Hand zu nehmen», beschloss er sein Schreiben.

Eine Woche später kaufte Putzi Egons Fahrkarte nach Amerika. Am nächsten Tag, dem 26. August, unterschrieb er den endgültigen Vertrag mit *Hearst's International-Cosmopolitan*. Die Würfel waren gefallen. Nach mehr als zwei Jahren des Zauderns und Taktierens hatte Putzi endlich mit dem Dritten Reich gebrochen.

**DIE AUSSICHTEN FÜR PUTZI** schienen gut. Nach langen Verhandlungen unterzeichnete er am 1. September 1939 einen Vertrag für einen 5'000 Wörter umfassenden Artikel über den «Charakter und die Insider-Geschichte» Adolf Hitlers für *Hearst's International-Cosmopolitan*. Das Honorar betrug fürstliche 5'000 Dollar. Zudem sicherte sich Hearst die Option auf zwei weitere Artikel zu denselben Bedingungen. Putzi erhielt 450 Dollar auf die Hand, mit der Zusage von weiteren 2050 Dollar danach und den restlichen 2'500 Dollar bei Abgabe. Der Zeitpunkt war allerdings unglücklich gewählt, um es gelinde auszudrücken. An diesem Morgen überschritten um Viertel nach fünf Uhr 53 Divisionen der Wehrmacht unter General Walther von Brauchitsch an mehreren Stellen die polnische Grenze. Binnen weniger Stunden waren sie tief in das Land vorgedrungen. Hitlers «Blitzkrieg» hatte begonnen.

Egon fuhr am nächsten Tag auf der *Empress of Britain*, einem Schiff der Canadian Pacific, nach Amerika. Putzi verabschiedete ihn und ging nach Hause. Er beabsichtigte, seinem Sohn in einigen Monaten zu folgen, wollte jedoch zuerst noch seine Angelegenheiten regeln. Der Überfall auf Polen sollte seine Pläne durchkreuzen. Am selben Tag noch – Putzi sass an seinem Artikel – klopfte es an der Eingangstür. Zwei Polizisten standen draussen.

Zu jener Zeit lebten in Grossbritannien fast 75'000 Deutsche und Österreicher, darunter etwa 55'000 Juden und andere, vorwiegend linke Gegner des Nationalsozialismus, die bei Hitlers Machtübernahme aus ihrer Heimat geflohen waren. Die Loyalität der meisten von ihnen war über jeden Zweifel erhaben. Etwa 2'000 jedoch galten in den Augen der britischen Behörden



als potenzielles Sicherheitsrisiko, entweder weil man sie der Spionage für die Deutschen verdächtigte oder weil sie bekennende Nationalsozialisten waren. Man beschloss, sie sofort in Gewahrsam zu nehmen.

Fast ganz oben auf der Liste stand Putzi. Die Polizisten brachten ihn ins Büro der Ausländerpolizei in der Bow Street, wo er unter der Nummer E.Z. 281247 registriert wurde. Seine Wohnung wurde durchsucht, wobei eine Menge Briefe und andere, überwiegend deutschsprachige Dokumente zum Vorschein kamen. Die Ermittler verschlossen die beiden Panzerschränke und einen Aktenschrank und übergaben die Schlüssel dem Chef des Special Branch der Londoner Polizei. Putzi wurde derweil ins Olympia Exhibition Centre verfrachtet, nicht weit von seiner Wohnung in West-London, in dem man ein provisorisches Haftlager eingerichtet hatte.

Mit etwa 4'000 Quadratmetern Fläche und Platz für 9'000 Zuschauer war das Ausstellungszentrum die grösste überdachte Veranstaltungshalle in Grossbritannien, wahrscheinlich sogar in Europa. Das imposante, aus Ziegeln und Stein errichtete Gebäude war Weihnachten 1886 mit dem gigantischen Paris Hippodrome Circus eröffnet worden, und seither hatten dort alle möglichen Grossereignisse stattgefunden, von Buffalo Bills Wildwestshow über das Royal Tournament, die jährliche Vorführung des Militärs, bis zu weniger ausgefallenen Messen und Ausstellungen. Passenderweise waren auch einige Parteitage von Oswald Mosleys britischen Faschisten dort über die Bühne gegangen, unter anderen der im Juni 1934, bei dem Mosleys Schwarzhemdenhorden jüdische und antifaschistische Zwischenrufer brutal zusammenschlugen. Bis einen Tag vor dem Eintreffen der ersten Häftlinge hatte dort eine Funkausstellung stattgefunden; an Stelle der Ausstellungsstücke standen jetzt in Reih und Glied Feldbetten.

Die 41 Männer bildeten einen buntgemischten Haufen. Putzis frühere Verbindung zu Hitler machte ihn zu einem Prominenten, doch es befanden sich auch bekannte Journalisten, Geschäftsleute und andere Stützen der deutschen Gemeinde Grossbritanniens unter ihnen. Sie waren verhaftet worden, weil sie allesamt als Sicherheitsrisiko galten. Im Vorgriff auf ein späteres Leitmotiv der britischen Regierungspolitik wurde kein Unterschied

zwischen Anhängern und Gegnern des Hitlerregimes gemacht; sie wurden nicht einmal voneinander getrennt. So wurden fanatische Nazis, die sich zufällig gerade in Grossbritannien aufgehalten hatten, im selben Raum mit Juden und anderen eingesperrt, die aus Deutschland hatten fliehen müssen. Ein besonders groteskes Beispiel dieses Verfahrens war die gemeinsame Inhaftierung von Bernhard Weiss und Hauptmann Schiffer. Ersterer war Jude und ehemals stellvertretender Polizeichef von Berlin und hatte Deutschland nach der Machtübernahme der Nazis verlassen; Letzterer hatte dem Vernehmen nach den Haftbefehl gegen Weiss unterzeichnet, bevor er selbst vor der «Nacht der langen Messer» floh.

Am 3. September beorderte man Putzi und die anderen kurz nach elf Uhr in die Haupthalle. Der Lagerkommandant Lieutenant Colonel Buggaley setzte sie davon in Kenntnis, dass Grossbritannien und Deutschland sich den Krieg erklärt hatten und sie fortan als feindliche Ausländer galten. Als solche seien sie jetzt nicht mehr Verhaftete, sondern Internierte und sollten einen Vertreter wählen, der sie gegenüber den britischen Behörden vertrat. Die Männer wählten Weiss. Die Nazianhänger hätten zwar Schiffer vorgezogen, doch ihnen war klar, dass es bei ihren Bewachern besser ankam, wenn sie sich für einen Juden entschieden.

Am Nachmittag verstärkten sich die Reihen der überwiegend der Mittelschicht angehörenden Internierten durch die 37 Mann starke Besatzung der *Pomona*. Der deutsche Frachter hatte im Auftrag einer britischen Firma Bananen von Jamaika nach London transportiert und war nach dem Anlegen beschlagnahmt worden. Dadurch schlug die Stimmung unter den Internierten, die sich bislang ziemlich gleichmässig in Nazis und Antifaschisten geteilt hatten, bald um. Die Offiziere begrüsst einander mit dem Hitlergruss, machten antibritische und antisemitische Bemerkungen und stärkten so die Nazifraktion unter den ersten Verhafteten.

Egon befand sich in diesem Augenblick mitten auf dem Atlantik. Die *Empress of Britain* war zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs nur sechs Stunden von Cherbourg entfernt, doch er und die anderen Passagiere erfuhren

die Neuigkeit erst mehrere Tage später. Das Schiff war überfüllt; viele Passagiere mussten auf den Squashplätzen schlafen. Die Fensterscheiben hatte man schwarz gestrichen, und alle Passagiere trugen ständig Schwimmwesten, um für den Fall eines Angriffs gerüstet zu sein. In den folgenden Tagen plagte Egon die wachsende Sorge um das Schicksal seines Vaters.

Als man den Passagieren die Ankunft in Quebec in 24 Stunden ankündigte, fiel Egon plötzlich die Hitlerjugend-Uniform in seinem Gepäck ein. Wenn die kanadischen Zollbeamten sie fanden, befürchtete er schlimme Folgen. Er beschloss, die Lederhosen zu behalten, aber das auffällige braune Hemd musste fort.

Nachts kramte er das Hemd hervor, rollte es zu einem Bündel zusammen und schlich sich bis zum Oberdeck am Heck. Es lag verlassen im hellen Mondlicht. So wickelte er das Bündel auf und warf einen letzten Blick auf das Uniformhemd mit der Hakenkreuz-Armbinde und dem Schulterabzeichen: Bann 325 Gefolgschaft 13. Dann schleuderte er es so weit wie möglich hinaus und warf die Mütze hinterher. Er sah beides kleiner und kleiner werden, bis sie schliesslich weit unten aufs Wasser aufschlugen. Er hielt einen Moment inne, wandte sich wieder dem Deck zu und machte sich innerlich gefasst auf sein neues Leben in Amerika. Das Schiff wurde auf der Rückfahrt von deutschen Torpedos versenkt.

**DAS OLYMPIA-INTERNIERUNGSLAGER** war nur als provisorische Zwischenstation gedacht. Am 5. September erhielt Weiss den Befehl, seine Gruppe auf den Abtransport vorzubereiten. Tags darauf um zehn Uhr wurden Putzi und eine Reihe anderer Internierter zur nahe gelegenen Bahnstation Addison Road in West-London in Marsch gesetzt, wo sie ein bereits abfahrtsbereiter Sonderzug erwartete. Die Sperrballons über der Stadt glänzten in der Morgensonne wie aufgereihte silbrige Wolken, als die Lokomotive aus dem Bahnhof dampfte.

Der Zug folgte einer gewundenen Route, zuerst nach Nordwesten Richtung Liverpool, dann nach Osten durch Mittelengland an Cambridge vorbei

und schliesslich wieder nach Süden. Die Internierten wussten nicht, wohin die Reise ging – ob zu einem Ziel in Grossbritannien oder in Übersee –, und jeder Richtungswechsel gab neuen Spekulationen Nahrung. Erst nach 17 Uhr erreichten sie schliesslich ihren Bestimmungsort: Clacton-on-Sea, ein beliebtes Seebad an der windgepeitschten Küste von Essex, das von London aus normalerweise in anderthalbstündiger Fahrt zu erreichen war. Sie mussten sich auf dem Bahnsteig aufstellen und wurden geschlossen in die Stadt geführt. Das Gepäck folgte per Lastwagen. Bald gingen Scharen von Einwohnern neben ihnen her, wirkten jedoch eher neugierig als feindselig. Nach dem tagelangen Eingesperrtsein im Olympia genossen die Häftlinge die warme Abendbrise.

Ihr neuer Aufenthaltsort war Budins Feriensiedlung. Der Schausteller Billy Budin, ein Südafrikaner, war nach England gekommen, um sein Glück zu machen. Er hatte in einem neuen Gesetz, wonach allen Arbeitern bezahlter Urlaub zustand, ganz richtig das Potenzial zum Massentourismus erkannt und im April 1936 in Skegness in Lincolnshire an der britischen Ostküste eine Feriensiedlung errichtet. Im Juni 1938 folgte die Anlage in Clacton. Das Konzept war auf Anhieb erfolgreich. Ursprünglich für 400 Menschen geplant, wurde das Feriendomizil bald auf eine Kapazität von 3'000 erweitert. Am Tag der Kriegserklärung teilte das Militär Budin mit, dass beide Holiday Camps requiriert seien und er seine Gäste anderweitig unterzubringen habe. Am folgenden Montag übernahm die Armee die Anlage in Clacton; über die in Skegness verfügte künftig die Marine. Sie wurden mit Stacheldraht umzäunt und mit Suchscheinwerfern ausgerüstet.

Die Feriensiedlung in Clacton bestand aus Reihen baugleicher, bunter Holzhäuser – oder Chalets, wie sie offiziell hiessen –, umgeben von hübschen Blumenrabatten. Dazu gehörte ein 70 Hektar grosses Gelände mit Golfplätzen und Grünflächen. Das Meer war von einem Teil des Geländes aus zu sehen und lag weniger als 100 Meter entfernt. Jedes Holzhaus mass drei auf drei Meter und war ausgestattet mit elektrischem Licht, zwei Betten mit Federkernmatratzen und guten, weissen Woldecken sowie einem Waschbecken mit Kaltwasseranschluss.

Die Anlage wartete zudem mit einem Schwimmbecken, einer Einkaufspassage, einem Tanzpavillon, Tennisplätzen, einem Fussballfeld sowie Gelegenheiten zum Reiten und Golfspielen auf. Nach Angaben eines Internierten bot es «alles, was sich ein Bankangestellter in seinen wildesten Phantasien für einen Urlaub mit seiner Freundin nur erträumen konnte».

Den Internierten blieb allerdings der Zugang zu den schönsten Einrichtungen verwehrt. Obwohl die letzten zahlenden Gäste erst am Tag zuvor abgereist waren, versperrte bereits Stacheldraht die Wege zu den Sportplätzen und zum grossen Speisesaal. Beides durften die Häftlinge nur unter Bewachung betreten.

Dennoch führten sie ein recht angenehmes Leben. In den ersten Wochen zählte das Lager nur 80 Insassen, und es herrschte für die Jahreszeit ungewöhnlich mildes Wetter. Die Männer mussten nicht arbeiten und verbrachten die meiste Zeit mit gemeinsamen Sonnenbädern oder Tennis-, Fussball- oder Volleyballspielen. Diejenigen mit Geld in der Hinterhand brauchten nicht einmal ihre Holzhäuser zu reinigen oder selbst zu waschen. Das erledigte die Besatzung der *Pomona* gegen Tabak. Den Insassen war im Fall von Zahnschmerzen auch ein Zahnarztbesuch in der Stadt erlaubt. Das war natürlich ein willkommener Vorwand, und es bedurfte keiner grossen Überredungskunst, um die Eskorte zu einem Abstecher in ein Pub zu bewegen.

Die Gefangenschaft hatte selbstredend auch ihre Schattenseiten. Das Lager stand unter dem Kommando des Essex-Regiments, und einigen der Offiziere und Soldaten machte es sichtlich Spass, kleinliche Verbote zu verhängen und Übertretungen zu bestrafen. So durften die Internierten nach Sonnenuntergang nicht mehr rauchen, damit sie Feindflugzeugen keine Signale geben konnten, und keine Rasiermesser besitzen, damit sie die Wachen nicht bedrohen oder ein Loch durch die Umzäunung schneiden konnten. Nach mehreren Wochen verlangte man auch «Arbeitsdienste» von ihnen – etwa die Offiziersmesse zu putzen –, obwohl sie protestierten, weil dies gegen die Genfer Konvention versties. Auch nahm die Anzahl der Gefangenen stetig zu. Nach einigen Wochen betrug sie über 300.

Ausserdem bereiteten die wachsenden Spannungen zwischen den Nazis und den Antifaschisten vielen Internierten zunehmend Sorge. Seit der Zeit im Olympia hatte sich die Stimmung deutlich verschärft. Sievers, Kapitän der *Pomona* und fanatischer Nazi, verbot seinen Männern bald, für Juden oder Leute wie Putzi, die aus Deutschland geflohen waren, zu arbeiten. Und mit jedem Vorstoss von Hitlers Armeen in Polen traten die Nazis unverschämter auf. Sie begannen die Juden zu überfallen und zu verprügeln. Die Antifaschisten schrieben Protestbriefe an den Lagerkommandanten und verschiedene britische Behörden und verlangten Schutz vor und Trennung von den Nazis. Doch ihre Forderungen stiessen auf taube Ohren.

Putzi interessierte sich kaum für die in Clacton gebotenen Sportmöglichkeiten. Wie viele seiner Mithäftlinge war er ausser sich, dass er ohne Anklage oder Prozess gefangen gehalten wurde, und setzte alles daran, seine Freilassung zu erwirken. Er hatte durchaus Grund zu Optimismus. Nicht lange nach seiner Verlegung in das Lager gab die britische Regierung die Einsetzung von bis zu 120 Gerichten bekannt, die mit der Untersuchung der Fälle aller im Land befindlichen feindlichen Ausländer betraut würden. Diese sollten in drei Gruppen eingeteilt werden: Kategorie A galt als unzuverlässig und wurde sofort interniert; Kategorie B galt als zuverlässig und erhielt bestimmte Auflagen; Kategorie C durfte ihr Leben fortführen wie bisher und sogar im Zivilschutzkorps und in der Rüstungsindustrie arbeiten.

Die Gerichte würden ihre Arbeit nicht vor dem 2. Oktober aufnehmen, doch Putzi machte sich sofort an das Ausarbeiten einer Verteidigungsstrategie. Er besass in Grossbritannien eine Reihe mächtiger Freunde. Unter diesen wählten seine Anwälte und er diejenigen aus, die für ihn antichambrieren oder vor Gericht ein Leumundszeugnis abgeben konnten. Die Liste umfasste unter anderen Sir Robert Vansittart, den diplomatischen Chefberater der Regierung, und den Parlamentsabgeordneten David Margesson.

Am 26. September ersuchte Putzi mit einer Bittschrift an den Innenminister «ergebenst» um seine Freilassung. In dem neunseitigen Gesuch schilderte er seinen Lebenslauf und sein Zerwürfnis mit Hitler. Zwar räumte er

ein, nach seinem Weggang aus Deutschland noch Verbindungen zum Nazi-regime gehabt zu haben, behauptete jedoch nachdrücklich, seither radikal mit Berlin gebrochen zu haben, und belegte dies mit einem Zitat aus seinem Brief an Hitler vom 18. August 1939. Auch wies er darauf hin, dass er einen Vertrag mit Hearst über seine Geschichte abgeschlossen habe, und fügte zum Beleg eine Abschrift bei. Wörtlich schrieb er: «Der Antragsteller legt ergebenst dar, dass seine Entlassung aus der Internierungshaft alles andere als eine Gefahr für den Staat wäre, sondern vielmehr den Vereinigten Staaten von Amerika und der übrigen Welt Informationen von unschätzbarem Wert als Propaganda gegen das gegenwärtige Naziregime verschaffen würde, und das genau zu dem Zeitpunkt, da die Frage der Neutralitätserklärung in den Vereinigten Staaten in der Schwebe hängt.»

Die britischen Behörden durchleuchteten Putzi unterdessen weiter. Einige Wochen nach seiner Verhaftung waren zwei Ermittler des Special Branch in seine Wohnung zurückgekehrt und hatten sie durchsucht. Ein Grossteil des gefundenen Materials verkomplizierte allem Anschein nach seinen Fall. Unter den zahlreichen Schriftstücken und Briefen befanden sich die Abschrift des Briefes von Göring – in dem dieser von einem «harmlosen Scherz» gesprochen hatte – an Putzi in die Schweiz und ein Brief von Unity Mitford vom 7. Februar 1938 aus Wien sowie Niederschriften von Gesprächen zwischen Putzi, Unity und ihrer Schwester Diana. In einer davon gab Diana zu, Unity, ihrem Freund Hauptmann (Fritz) Wiedemann und A.H. – offensichtlich Adolf Hitler – bei dem «harmlosen Scherz» geholfen zu haben. Und dann gab es noch den Brief von Martin Bormann vom vorigen Monat, in dem dieser Putzi versicherte, er könne gefahrlos nach Deutschland zurückkehren.

Zwar hatten der MI5 und die Geheimpolizei Putzi seit seiner Ankunft zwei Jahre zuvor genau beobachtet, doch die mittlerweile freigegebenen nachrichtendienstlichen Unterlagen zeigen, dass sich die Behörden nie gefragt hatten, warum er nach Grossbritannien gekommen war und was er dort wollte. Mit Kriegsausbruch wurde es umso wichtiger, in Erfahrung zu bringen, welcher Seite seine Loyalität galt.

Leonard Ingrams, laut einem Geheimdokument «der Bruder des Ingrams, der unser Sicherheitsoffizier in Aden ist», verlangte Putzi zu sehen und durfte ihn im Lager in Clacton aufsuchen.

Ingrams kannte Putzi schon geraume Zeit. Nach dem Besuch hielt er seine Eindrücke schriftlich fest und übergab sie am 25. September an Captain Guy Liddell im Kriegsministerium. Seine Mission hatte einem dreifachen Zweck gedient: herauszufinden, ob Putzi irgendwelche Verbindungen zum organisierten Widerstand gegen Hitler in Deutschland hatte; zu prüfen, ob Putzi in irgendeiner Weise zur Destabilisierung der Lage in seinem Heimatland beizutragen vermochte; und zu sondieren, ob Putzi über irgendwelche für die alliierte Kriegsführung nützliche Informationen verfügte.

Putzi erzählte Ingrams jedoch nichts, was dieser nicht schon wusste. Während des Gesprächs betonte er immer wieder, dass er beweisen könne, dass die Nazis ihn hatten beseitigen wollen, was, wie Ingram schrieb, überhaupt nichts bewies. Auf die Vorhaltung, er sei ein deutscher Patriot und unzweifelhaft für einen deutschen Sieg, entgegnete Putzi unwirsch, so etwas wie einen deutschen Patrioten gäbe es nicht, die Lagerinsassen seien «Beweis genug, dass es in diesem Land keine Einheit gibt». Putzi, so Ingrams' Einschätzung, war «ein Mann mit starker Persönlichkeit, und seine gegenwärtigen Umstände setzen ihm wahrscheinlich mehr zu als einem Durchschnittsmenschen. Was das Persönliche angeht, so klagt er über nasse Füße und mangelhafte Ernährung, und in meinen Augen wirkt er ziemlich angeschlagen. Er hätte gerne, dass ich ihm etwas Käse zukommen lasse. Wäre dies gestattet?»

Liddell leitete den Bericht zwei Tage später an Vansittart weiter, betonte jedoch, dass nur eine geringe Chance für Putzis Freilassung bestünde. Sein Resümee lautete: «Er mag sich seit meiner letzten Begegnung mit ihm, unmittelbar nach der Machtergreifung der Nazis, sehr verändert haben. Damals war er völlig aus dem Häuschen und verantwortungslos. Obwohl ich ihn persönlich mochte, hatte ich den Eindruck, dass er zu den Menschen gehört, die zu allem fähig sind. Ich glaube, dass er durch und durch Deutscher ist und bleiben wird.»



Unterdessen hatte die Presse Wind von Putzis Internierung bekommen. *The New York Times* schrieb am 4. Oktober über ihn: «Unter anderen Umständen hätte Ernst Franz Sedgwick Hanfstaengl vielleicht ein fröhliches, aber unauffälliges Leben geführt. Er war der allerbeste Gesellschafter. Er spielte Klavier, er sang, er erzählte Geschichten. Es bedurfte nie viel, um bei ihm einen Hauch fanatischer Verrücktheit durchschimmern zu sehen. Naiv und liebenswürdig wie er war, schwach genug, um sich von Autorität und Macht mitreißen zu lassen. Das Schicksal hätte Schlimmeres für ihn bereithalten können.»

Die britischen Behörden aber waren noch nicht bereit, Putzi lauffenzulassen. Am Erscheinungstag des zitierten Artikels bekam er Besuch von einem Hauptmann. Dieser sollte im Auftrag des Lagerkommandanten bei Putzi vorfühlen, ob und inwiefern es den britischen Kriegsanstrengungen nützen konnte, wenn er seine Memoiren in Amerika veröffentlichte. Putzis Reaktion jedoch enttäuschte seine Aufseher. Er war zwar gewillt, eine Rolle in der Propaganda gegen die Nazis zu übernehmen, nicht jedoch, Hitler persönlich anzugreifen. Auch wies er unmissverständlich auf seine Überzeugung hin, dass in einer wie auch immer gearteten Botschaft an die Deutschen «die Vernichtung des Hitlerismus nicht die Rehabilitierung des deutschen Judentums bedeuten darf». Vielmehr sollte «blonder Engländer mit blondem Deutschen sprechen», tönte er. «Projüdische Propaganda beim gegenwärtigen Zustand der deutschen Einstellungen wäre ein fataler Fehler und dem Verständnis, das wir zwischen dem britischen und dem deutschen Volk zu schaffen suchen, sowie dem Sturz des Naziregimes abträglich.»

Aus einem Bericht über die Vernehmung Putzis durch die Spezialabteilung sechs Tage später lässt sich deutlich herauslesen, dass ihm die Vertreter seines Gastlandes den vorgeblich endgültigen Bruch mit Hitler nicht so recht abnahmen. «Hanfstaengl hatte deutliche Mühe, unbequemen Fragen auszuweichen, ein Eindruck, der sich später durch eklatante Widersprüche und wissentliche Unwahrheiten bestätigte», schrieb der ihn vernehmende Beamte. «Seine Ernsthaftigkeit muss schwer bezweifelt werden, und meines Erachtens sollte man seinen Hassbeteuerungen gegen das Naziregime

und seinen Sympathiebekundungen für dieses Land mit grösster Vorsicht begegnen.» Der am 18. Oktober niedergeschriebene Bericht gelangte zu vernichtenden Schlussfolgerungen: Putzis Einstellungen gegenüber Deutschland und dem Naziregime seien bis zum Zeitpunkt des Kriegsausbruchs durchgängig positiv gewesen, und er habe die Veröffentlichung seines Buches nur deshalb aufgeschoben, weil er nicht alle Brücken hinter sich habe abbrechen wollen. Hätte er nicht auf einer Entschuldigung Hitlers bestanden, hätte er wahrscheinlich sogar immer noch ein hohes Amt in der Naziregierung inne.

Die britischen Geheimdienste hätten Putzi sicher noch mehr Argwohn entgegengebracht, hätten sie gewusst, dass die deutschen Behörden auch nach Kriegsausbruch noch ihre Versuche fortsetzten, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Für wie gravierend Hitler den Fall Putzi hielt, verdeutlichte ein Befehl, den er der Schweizer Botschaft am 5. September erteilte. Da diese Gesandtschaft die deutschen Interessen in Grossbritannien vertrat, sollte sie Kontakt zu dem prominenten Flüchtling aufnehmen. Hitler zufolge sollte Putzi, wenn er schon nicht zur Rückkehr nach Deutschland bereit war, wenigstens eine Übersiedlung in die Niederlande erwägen. Die Schweizer weigerten sich jedoch, eine in ihren Augen politische Botschaft weiterzuleiten. Also mussten sich die Deutschen an die Niederländer wenden. Deren Bemühungen jedoch fruchteten nichts; erst als Hitler durch einen Bericht des *Daily Express* von Putzis Internierung erfuhr, wurde ihm klar, warum dieser nicht reagiert hatte.

**DIE INTERNIERUNGSPRAXIS** war in Grossbritannien von Anfang an umstritten. Die nationalistisch gesinnten britischen Massenblätter hoben zwar die im Vergleich mit den grauenhaften Zuständen in Hitlers Konzentrationslagern geradezu paradiesischen Haftbedingungen der Internierten hervor, doch zweifellos mussten auch viele Internierte Leid erdulden. Ehepaare wurden getrennt, und oft mussten die Lagerinsassen in Zelten auf dem nackten Boden kampieren. Sie durften keine Zeitungen lesen, nicht Radio hören

und keine Briefe empfangen und blieben so im Ungewissen über das Schicksal ihrer Angehörigen. Etliche brachten sich um. Menschenrechtsgruppen traten vergeblich für eine Verbesserung der Zustände ein, obwohl sie die Unterstützung mehrerer Abgeordneter und Prominenter wie des Schriftstellers H.G. Wells gewannen.

Am meisten schockierte viele Kritiker, dass viele Internierte entweder treue britische Staatsbürger waren oder Ausländer, die gerade deshalb aus Deutschland oder Italien geflohen waren, weil sie *gegen* den Nationalsozialismus oder Faschismus gekämpft hatten. Die britischen Behörden warfen dennoch weiterhin Nazis und Antifaschisten in einen Topf und stellten sich taub gegen alle Appelle von Weiss und anderen, die beiden Gruppen wenigstens physisch voneinander zu trennen. Wie der leidenschaftliche Antifaschist Alec Natan, der zusammen mit Putzi interniert war, in seinem Buch über seine Haftenerlebnisse schrieb, erfuhren die Nazis oft sogar eine bessere Behandlung, weil die britische Regierung Vergeltungsmassnahmen gegen ihre in Deutschland internierten Bürger befürchtete.

Putzi steckte in einer Zwickmühle. Bei den Nazis hätte er aufgrund seiner früheren Nähe zu Hitler so etwas wie Heldenstatus erwarten können, doch die Art und Weise seines Weggangs aus Deutschland schwächte seine Position. Zu den Antifaschisten, insbesondere den jüdischen, passte er auch nicht; einem Steigbügelhalter der Nazis begegneten sie verständlicherweise mit Misstrauen. Putzi befand sich also in einer Art Niemandsland zwischen den beiden Fronten – ein passender Platz angesichts seiner eigenen gemischten Gefühle gegenüber der Führung in Berlin und dem Krieg. Doch gleichgültig, ob die Gräueltaten der Nazis Putzi nun zu denken gaben oder nicht, bei seinem Zwist mit Hitler ging es in erster Linie um gekränkte Ehre, und so fiel es ihm als deutschem Patrioten nach dem Ausbruch der Kampfhandlungen schwer, auf einen britischen Sieg zu hoffen.

Putzis Mithäftling Natan war fasziniert von dem Deutschen, vor allem von dessen widersprüchlichem Charakter. Putzi hatte sich Natan zufolge keineswegs von der nationalsozialistischen Ideologie gelöst; erhielt viel-

mehr an ihren zentralen Punkten fest und schrieb die Schuld «an dem Schlammassel, der zum Krieg geführt hat», Rosenberg und Goebbels zu. Den Namen Hitlers brachte er kaum über die Lippen; ein deutliches Zeichen dafür, mit welcher Bitterkeit ihn das Zerwürfnis mit seinem alten Freund erfüllte. Gleichermassen inkonsequent fand Natan die Haltung Putzis zum Vorgehen der Nazis gegen die Juden. Einerseits war dieser zwar nicht grundsätzlich Antisemit und bezeichnete die Nürnberger Rassengesetze als «Blödsinn», doch andererseits sprach er sich mit Nachdruck gegen den massenhaften Zustrom von Ostjuden nach Deutschland aus, der 1917 eingesetzt hatte. Verückterweise sah sich Putzi anscheinend als der Führer eines kommenden Vierten Reiches, «das die Fehler seiner Vorgänger vermeiden und vielleicht sogar versuchen wird, seiner Ideologie demokratische Prinzipien aufzupropfen». Für Natan war dies die reine Selbsttäuschung. Alles, was Putzi bislang in Angriff genommen habe, sei gescheitert, und wenn er denn so entschlossen sei, im Mittelpunkt zu stehen, dann solle er doch seine Talente besser im Konzertsaal als in der Politik ausspielen. Gegenwärtig jedoch war keines von beidem möglich.

Putzi blieb nicht lange in Clacton. Anfang Oktober änderte sich allmählich das Wetter: Die Herbstsonne wich Stürmen und Regenfällen, und die Holzhäuser wurden nass und klamm. Die britischen Behörden erkannten bald, dass das Lager während des Winters unbewohnbar war, und teilten den Häftlingen mit, sie würden nach Süden verlegt. Das sollte am 16. Oktober geschehen. Wer täglich vier Schilling und sechs Pence – heute knapp vierzig Cent – aufbringen konnte, kam in den relativen Luxus eines A-Klasse-Lagers in Paignton in Devon an der so genannten britischen Riviera; Verpflegung und Unterbringung sollten dort besser sein. Diejenigen, die sich das nicht leisten konnten, und zu diesen gehörte zu seinem grossen Kummer auch Putzi, sollten nach Seaton, knapp 50 Kilometer weiter östlich an der Küste von Devon verlegt werden. Wieder machte man keinerlei Anstalten, die Nazis von ihren Gegnern zu trennen. Als die Männer sich an jenem Morgen zum Bahnhof von Clacton in Marsch setzten, erklangen zwischen den

Strophen von «Land of Hope and Glory» und «God Save the Queen» deutsche patriotische Lieder.

Putzis neue Umgebung war eine Warner-Feriensiedlung, ein billigeres, auf ein Massenpublikum zielendes Konkurrenzunternehmen von Butlin. Seine Kunden rekrutierten sich überwiegend aus der unteren Mittelschicht. Zum Schrecken der Internierten waren die Bedingungen in Seaton weit weniger angenehm als in Clacton. Die Lagereigentümer hatten Installationen und Inventar zum Grossteil entfernt, bevor sie die Anlage dem Kriegsministerium übergaben. So war praktisch nichts als zwei Reihen von Hütten mit einfachen Betten übrig geblieben. Bei ihrer Ankunft fanden die Häftlinge keinen einzigen Stuhl, keine Matratze und keine Decke vor. Die meisten Spiegel waren zerbrochen, und die Wasserhähne tropften.

Die Verpflegung war ebenfalls schlechter als in Clacton. Einer der wenigen Lichtblicke in den folgenden Wochen war für Putzi, dass er durch ein Loch im Boden Aale fangen konnte; sie lebten in dem sumpfigen Grund unter seiner Hütte. Er selbst machte sich nichts daraus, doch bei seinen Mitgefangenen fand seine Beute viele Abnehmer. Diese putzten ihm dafür die Schuhe. Zu allem Überfluss setzte der berühmte englische Schmuddelwinter ein. Einer der Insassen verglich die Haftbedingungen mit denen eines KZs: «Dachau war besser», behauptete er.

Putzis Stunde schlug am 30. Oktober. Er sollte vor dem Ausschuss des Ministeriums für Inneres und Sicherheit erscheinen, der Einsprüche gegen Internierungen verhandelte. Der Ausschuss tagte im Burlington House in Piccadilly, das heute die Royal Academy of Arts beherbergt. Den Vorsitz des fünfköpfigen Gremiums führte Norman Birkett, ein bekannter Jurist, der nach dem Krieg als einer der britischen Richter bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen fungierte. Die Vernehmung dauerte mehr als drei Stunden und nahm Putzis gesamte Laufbahn unter Hitler gründlich unter die Lupe. Auch sein Verhalten seit seiner Ankunft in Grossbritannien sowie seine Verhandlungen mit den Nazis wurden bis ins Einzelne durchleuchtet. Dabei ging es stets höflich und zivilisiert zu.

Putzi hatte dem Ausschuss vorab eine ausführliche Eingabe zu seinem Fall vorgelegt; beigelegt hatte er Leumundszeugnisse von zehn Parlamentsabgeordneten und anderen prominenten Mitgliedern führender britischer Kreise. Während der Anhörung suchte er sich als anständigen deutschen Nationalisten darzustellen, der sich desillusioniert von den Nazis abgewandt hatte, als sich das volle Ausmass ihrer entsetzlichen Pläne abzuzeichnen begann. Geflohen sei er, als Hitler ihm nach dem Leben trachtete. Allerdings sprachen seine intensiven Kontakte mit Hitlers Adjutanten noch bis kurz vor seiner Internierung gegen ihn. Bedenklich fand der Ausschuss zudem seine Aussage, dass er, trotz seines vorgeblichen Abscheus angesichts der Ereignisse in Deutschland, noch im Sommer 1939 mit Vergnügen wieder in die Dienste Hitlers getreten wäre, hätte dieser sich nur schriftlich bei ihm entschuldigt. Dass er betonte, er habe dies einzig und allein zu dem Zweck gewollt, einen mässigenden Einfluss auf die Politik der Nazis ausüben zu können, machte wenig Eindruck. Der Ausschuss beurteilte ihn als «eitel, eingebildet und ziemlich verantwortungslos».

Jeder vernünftige Anwalt hätte zu einer anderen Verteidigungsstrategie geraten. Doch Putzi durfte sich weder vertreten lassen noch Brown vor der Anhörung konsultieren. Es scheint sogar, dass die Behörden einen Brief, den er an seinen Rechtsbeistand schrieb, zurückhielten.

Am 9. November legte der Ausschussvorsitzende G.P. Churchill seine Schlussfolgerungen schriftlich nieder und versah das Dokument mit dem Stempel *Geheim*. «Der Schluss ist unumgänglich, dass Hanfstaengl kein prinzipieller Gegner des Hitlerregimes, sondern im Gegenteil bestrebt und willens war, eine Aussöhnung herbeizuführen und sich in einer Machtposition in seinen Dienst zu stellen, sofern eine persönliche Entschuldigung für den Zwischenfall von 1937 erfolgt wäre.» Aus diesem Grund, so Churchill weiter, hätten die Ausschussmitglieder einstimmig gegen Putzis Entlassung gestimmt. «Es wäre ihnen gelinde gesagt nicht wohl dabei, wenn sich dieser in Nazikreisen einst so mächtige und bis zuletzt um seine Wiedereinsetzung bemühte Mann zur jetzigen Zeit auf freiem Fusse befände.»

Putzi war zwar enttäuscht über den Beschluss, aber nicht überrascht. «Weil ich auf seine [Birketts] entscheidende Frage, ob ich wieder nach Deutschland zurückkehren wolle, mit ‚ja‘ geantwortet habe, entschied der Ausschuss zugunsten meines fortgesetzten Aufenthalts hier», schrieb er.

Fünf Tage später wurden Putzi und einige andere Internierte erneut verlegt, diesmal auf die Pferderennbahn von Lingfield Park in Sussex. Alles in allem stellte dies gegenüber Seaton eine deutliche Verbesserung dar. Die zahlungsfähigen Häftlinge wurden in den Clubräumen untergebracht, Putzi und die anderen auf der Tribüne. Das Glasdach hielt Wind und Regen ab, und die Zentralheizung erwies sich in dem anbrechenden harten Winter als durchaus wirksam. Angenehm überrascht waren die Internierten auch über die gute Behandlung seitens des Lagerkommandanten Major Ayres und seiner Untergebenen.

Brown setzte sich unterdessen weiter für Putzi ein. Am 20. November beantragte er formell eine erneute Anhörung bei dem Ausschuss; da sein Mandant sich nicht mit ihm habe besprechen können, sei ihm der ihm zustehende juristische Beistand vorenthalten worden. Doch das Home Office liess sich nicht erweichen. Am 1. Dezember erhielt Putzi die schriftliche Mitteilung, dass er interniert bleibe. Dieser abschlägige Bescheid aus dem britischen Innenministerium setzte ihm sehr zu, insbesondere da viele der gleichzeitig mit ihm Verhafteten nach und nach freikamen. Seinem Mithäftling Alec Natan zufolge überkamen ihn immer häufiger «Anfälle von Hysterie», worunter seine Beziehungen zu den anderen Internierten stark litten. «Seine Position veränderte sich, weil er ständig meckerte und bösartigen Klatsch verbreitete», schrieb Natan über Putzi. «Auch gewann ein heftiger Antisemitismus in ihm die Oberhand.» Zum Entsetzen zahlreicher Antifaschisten übernahm Putzi auch eine führende Rolle bei einer seltsamen Wintersonnenwendfeier der Nazis. Höhepunkt des Rituals war das Absingen des «Horst-Wessel-Liedes» und der deutschen Nationalhymne, während sie um ein Feuer auf der Pferderennbahn herumstanden.

Anfang 1940 wurde Putzi erneut in ein anderes Lager in Swanwick in Derbyshire überführt. Diesem eilte bereits der – berechtigte – Ruf einer Brutstätte des Nazismus voraus. Einige der Antifaschisten vermuteten bei dem Lagerkommandanten Sympathien für die Nazis. Juden und andere Regimegegner wurden dort regelmässig überfallen, oft unter den Augen ihrer untätig herumstehenden Wärter. «Regt euch nicht auf», soll ein britischer Offizier und Augenzeuge eines derartigen Zwischenfalls gesagt haben. «Das ist wie im Internat, da werden die Neuen zum Einstand auch immer erst mal verprügelt.»

Für Putzi, der bislang immer zwischen den verfeindeten politischen Lagern gestanden hatte, ging das alles zu weit. Im April sah er sich schliesslich in die Reihen der Antifaschisten gedrängt, nachdem er es abgelehnt hatte, an einer Feier zu Hitlers Geburtstag teilzunehmen. Daraufhin wurde er häufig zur Zielscheibe von Schikanen. Noch unbeliebter machte er sich, weil er mehrmals zugunsten einiger jüdischer Insassen einschritt. Eines Tages umzingelten ihn fünf oder sechs Nazis im Waschraum. Da spreizte er seine Riesenpranken und warnte die Angreifer: Sie mochten es schaffen, ihn umzubringen, doch mindestens einer würde für den Rest seines Lebens an ihn denken, weil er ein Ohr einbüßen werde. Sie beschlossen, das Risiko lieber nicht einzugehen.

Im Mai endete Putzis Schreckenszeit. Nach mehreren Eingaben durfte er zu seiner Erleichterung in das relativ komfortable Lager Lingfield zurückkehren. Dort fand er sogar ein Klavier und gründete mit drei seiner Mitgefangenen ein Quartett.

Während Putzis Haft in Swanwick stellte sich die Frage, ob man ihm erlauben sollte, einen Artikel über Hitler zu schreiben. Die britischen Behörden waren dafür, insbesondere da sie sich beträchtlichen Nutzen für ihre Propaganda erhofften. Das Innenministerium bestand allerdings auf der Bedingung, dass er dies in Gefangenschaft tat. Es «stehe ausser Frage, diesen Mann, der wahrscheinlich der gefährlichste von allen Internierten ist, zu entlassen».



**PUTZI STAND ABER NOCH EINE WEITERE VERLEGUNG BEVOR**, diesmal auf die andere Seite des Atlantiks. Im Frühjahr 1940 nahm der Krieg einen für Grossbritannien ungünstigen Verlauf. Hitlers Armeen besetzten im April Norwegen und Dänemark; im Mai fielen sie in die Niederlande und in Frankreich ein. Gegen Ende dieses Monats mussten sich die britischen Truppen von der Küste Dünkirchens zurückziehen. Am 14. Juni marschierten die Deutschen in Paris ein; acht Tage danach wurde in Compiègne ein deutsch-französischer Waffenstillstand geschlossen und die Nordhälfte Frankreichs von den Nazis okkupiert.

In Grossbritannien wuchs die Angst vor einer deutschen Invasion, ebenso die Sorge, welche Rolle die dort lebenden Ausländer dabei spielen könnten. Es kursierten Geschichten über «fünfte Kolonnen», die den Nazis in den besetzten Ländern in die Hände gearbeitet hatten, und die schürten die Furcht vor dem «Feind im Inneren» noch weiter. Wie der *Observer* am 12. Mai bekanntgab, hatten viele der mit einem Sonderpass in den Niederlanden lebenden «Reichsdeutschen» das Eintreffen deutscher Fallschirmspringer erwartet. Zwei Tage darauf berichtete der *Daily Express*: «Vergiftetes Konfekt und vergifteter Wein, als Priester oder Briefträger oder Hausmädchen verkleidete Spione, Täuschungsmanöver aller Art, um die Moral zu untergraben und Verwirrung zu stiften, sind von den Nazis eingesetzt worden.»

Winston Churchill, der Neville Chamberlain am 10. Mai als Premierminister abgelöst hatte, war entschlossen, Grossbritannien das gleiche Schicksal zu ersparen. Anthony Eden, Kriegsminister in Churchills neuem Koalitionskabinett, gab als eine seiner ersten Amtshandlungen die Einrichtung

einer Bürgerwehr bekannt; die Local Defense Volunteers – später in Home Guard umbenannt – sollten potenzielle Angreifer zurückschlagen. In den folgenden Wochen brachte man in Whitehall Maschinengewehre in Stellung, entfernte Wegweiser an den Landstrassen, um Invasoren in die Irre zu führen, und ermächtigte Polizei und Militär, in Häuser einzudringen, in denen sie Ausrüstungsgegenstände zur Kontaktaufnahme mit dem Feind vermuteten.

Währenddessen mehrten sich die Stimmen, die verlangten, sämtliche feindlichen Ausländer der Kategorien B und C, die sich bislang in Grossbritannien hatten frei bewegen dürfen, festzusetzen. «Wäre es nicht weit besser, den ganzen Haufen zu internieren und dann die Guten herauszupicken?», fragte der konservative Abgeordnete Colonel Burton. Angesichts einer konzertierten Aktion der rechten Presse handelte die Regierung. Im Mai liess sie rund 3'000 feindliche Ausländer in einem 30 Kilometer breiten Küstenstreifen von Schottland im Norden bis nach Southampton im Südwesten internieren. Dann wurden auch sämtliche Ausländer der Kategorie B – etwa 3'000 Männer und 3'500 Frauen – in Haft genommen. «Land vor Dolchstoss Fünfter Kolonne gerettet», titelte der *Daily Herald* am 17. Mai 1940. Doch selbst das genügte manchen noch nicht, und so beschloss die Regierung am 21. Juni, die Kategorie C ebenfalls festzusetzen.

Aus Sicht der Behörden stellte die Inhaftierung der Ausländer eine deutliche Verbesserung dar, konnten doch diese sich jetzt nicht mehr frei in Grossbritannien bewegen und Sabotageakte verüben. Allerdings stand immer noch zu befürchten, dass im Falle des Falles vorrückende deutsche Truppen die Lagerinsassen befreiten und diese als fünfte Kolonne eingesetzt wurden. Das Kriegskabinett beschloss daher, 7'500 der potenziell gefährlichsten Männer auszuwählen und sie aus Sicherheitsgründen nach Australien und Kanada zu «exportieren».

Unter den Ausgewählten war auch Putzi. Am 20. Juni verliess er Liverpool an Bord der *Duchess of York*, dem ersten von drei Schiffen, die binnen weniger Tage nacheinander in See stachen. Wie bei den früheren Verlegungen hatte man die Betroffenen über das Ziel völlig im Dunkeln gelassen.

Erst als ihr Zug im Liverpoolscher Hafen eintraf und sie das Schiff zu Gesicht bekamen, wurde ihnen klar, dass es über den Atlantik gehen sollte.

Diese Überfahrt hatte mit Putzis früheren Transatlantikreisen wenig gemein. Die Bedingungen an Bord der *Duchess of York* waren miserabel; das Schiff transportierte 2'500 Häftlinge, mehr als doppelt so viele Passagiere wie üblicherweise. Die Fahrt gab Putzi reichlich Gelegenheit, über seinen steilen Abstieg nachzudenken. Nach acht Tagen auf See legte der Dampfer sicher in Quebec an. Die Häftlinge an Bord des zweiten Schiffes, der *Arandora Star*, gleichfalls mit Ziel Kanada, hatten nicht so viel Glück. Am 2. Juli, einen Tag nach dem Auslaufen in Liverpool, torpedierte und versenkte ein deutsches U-Boot das Schiff vor der irischen Westküste. 682 von den 1'571 deutschen und italienischen Flüchtlingen an Bord kamen ums Leben.

Trotz der Katastrophe hielt die britische Regierung an ihrer Massnahme fest und verschifftete weiterhin Häftlinge quer über den Atlantik. Insgesamt waren schliesslich mehr als 35'000 Kriegsgefangene und japanischstämmige Kanadier während des Krieges in Kanada interniert. Untergebracht wurden sie in 26 Haupt- und Dutzenden Nebenlagern. Zu den drei Camps an einem abgelegenen, unwirtlichen Ufer des Lake Superior gehörte eines in einer leerstehenden Fabrik in Red Rock im Bundesstaat Ontario. Dorthin kam Putzi.

Die Insassen befanden sich Tausende Kilometer weit weg von der Schlacht zwischen der Royal Air Force und der Luftwaffe, die im Sommer 1940 über Grossbritannien toben sollte. Das Leben in Red Rock war kein Zuckerschlecken, insbesondere als der strenge kanadische Winter einsetzte und die Temperatur weit unter den Gefrierpunkt fiel. Putzi schlug die Zeit mit Lesen tot. Seine Lektüre war bunt gemischt: Neben historischen, philosophischen und literarischen Werken las er auch die Bibel, und zwar parallel auf Englisch, Griechisch, Latein, Französisch, Deutsch und Niederländisch, um die Qualität der Übersetzungen zu vergleichen. Später wagte er sich sogar an Koreanisch. Aus seinen Briefen nach Hause spricht Sehnsucht nach der Schönheit der bayerischen Alpen und dem München seiner Kindheit. Seine Beziehungen zu seinen Mithäftlingen jedoch gestalteten sich keinen

Deut besser als in den britischen Lagern. Die vorherrschende Einstellung in Red Rock war nazifreundlich in einem Ausmass, dass ein Vertreter des Home Office, der mit den selbsternannten Gegnern des Naziregimes in Kanada sprechen sollte, die Mühe der Reise erst gar nicht auf sich nahm.

Obwohl sich Putzi noch nicht öffentlich gegen Hitler ausgesprochen hatte, brachte ihn die Art und Weise seines Weggangs aus Deutschland in eine unangenehme Lage. Er und andere Regimegegner wurden häufig von den «Naziextremisten» bedroht. Die Lage wurde auch nicht besser, als Egon der kanadischen Presse im September ein Interview gab und betonte, wie froh er sei, dass sein Vater «so weit wie nur möglich entfernt von einem möglichen Tod durch die Hände der Nazis» sei. Putzi schrieb seinem Sohn einen ungehaltenen Brief: «Ich musste sie schliesslich überzeugen, dass Du wahrscheinlich falsch zitiert worden bist und dass Du die jetzt glücklicherweise ausgeschlossene Möglichkeit gemeint haben musst, dass ich durch einen deutschen Torpedo oder eine Fliegerbombe umkommen könnte.»

Putzi mochte zwar weit von Grossbritannien entfernt sein, vergessen war er nicht. Im November, fünf Monate nach seiner Atlantiküberquerung, schrieb der Leiter des Londoner Büros von Hearsts International News Service in der Fleet Street, Charles A. Smith, an das Home Office, Putzi habe immer noch seinen Vertrag über einen Artikel für den *International-Cosmopolitan* zu erfüllen. Smith bat darum, Putzi dies zu gestatten und ihm seine Unterlagen zurückzugeben. In einem weiteren Brief im Monat darauf betonte Smith: «Der ins Auge gefasste Artikel hätte vom britischen Standpunkt aus einen enormen Propagandawert, insofern er Herrn Hitler blosszustellen versuchen würde.» Smith erbot sich, dem Innenministerium eine Abschrift des Vertrages zuzusenden.

Das Home Office hielt sich zunächst bedeckt, erklärte sich jedoch im folgenden Monat «nach sehr reiflicher Überlegung» einverstanden, Putzis Unterlagen zurückzugeben. Der Special Branch übergab sie zwei Tage nach Weihnachten Putzis Anwalt Kenneth Brown. Darunter befanden sich zwei Muster-Tagebücher von Collins, vier Lose-Blatt-Notizbücher, zwei Tage-

bücher, verschiedene Sonderausweise des Deutschen Reichs, Briefe, Dokumente und ein deutscher Pass mit der Nummer 141.R.611/36, ausgestellt am 2. Februar 1937 in Berlin auf den Namen Ernst Lehmann.

Im Februar bat das Londoner Büro von Hearst den Anwalt, die Dokumente nach Kanada schicken zu lassen. Brown sonderte das brisanteste Material aus, um den Vorgang zu beschleunigen, doch das Home Office reagierte sehr schleppend und verweigerte die Ausfuhrgenehmigung für einen Teil der Unterlagen; dazu gehörten Dossiers über Winifred Wagner und Göring und die Korrespondenz mit Unity Mitford. Das Innenministerium äußerte zwar Verständnis für das Problem der amerikanischen Verleger, bezeichnete dieses jedoch als «ein normales Geschäftsrisiko, wenn man Artikel von prominenten Nazis wie Hanfstaengl veröffentlicht, die natürlich sehr wahrscheinlich interniert werden, wenn sie in diesem Lande bleiben, oder umgebracht werden, wenn sie nach Deutschland zurückkehren.» Auch bestand das Ministerium darauf, dass alles, was Putzi schrieb, erst die Zensur in Grossbritannien durchlaufen musste, selbst wenn es auf in Nordamerika gesammelten Informationen beruhte. Erst im Juli 1941, fast acht Monate nach dem ersten Anlauf, wurden die Dokumente endlich freigegeben, und das auch nur, nachdem Putzis Anwälte mit Innenminister Herbert Morrison persönlich gesprochen hatten.

ANFANG 1941 STUDIERT E GON bereits im zweiten Jahr in Harvard und fühlte sich zu selbständigen Entscheidungen fähig. Am 22. September 1939 war er unter denen gewesen, die sich im Immatrikulationsbüro als Erstsemester einschrieben. Von dem erbitterten Streit um den Besuch seines Vaters vor nur fünf Jahren war praktisch nichts mehr zu spüren; Egons Zulassung war nur ein paar Zeilen in einer Liste von «Nachkommen berühmter Prominenter» würdig. Seine Person jedoch besass durchaus Nachrichtenwert. Als er an einem der langen Tische in der Memorial Hall sass und endlose Formulare ausfüllte, flammten um ihn herum plötzlich Blitzlichter auf. Eine Reihe von Zeitungsinterviews folgte.

Egon hatte etwas von dem Bedürfnis seines Vaters nach Aufmerksamkeit geerbt und genoss den Rummel sehr, selbst wenn er sich immer wieder vor Augen halten musste, dass das Interesse im Grunde nicht ihm, sondern Putzi galt. Dennoch fiel es ihm schwer, sich nicht geschmeichelt zu fühlen, insbesondere als sein Blick in der Bostoner U-Bahn auf eine weggeworfene Zeitung fiel, aus der ihm sein eigenes Gesicht entgegenstarrte. Nach ein paar Tagen legte sich der Rummel natürlich wieder, und er führte ein normales Studentenleben.

Am 2. Februar 1941, einen Tag vor seinem 20. Geburtstag, meldete sich Egon zur US-Army. Da er noch nicht volljährig war, benötigte er eine schriftliche Erlaubnis seiner Mutter. Helene hatte vor Kriegsbeginn Deutschland den Rücken gekehrt und lebte in New York. Sie gab bereitwillig ihr Einverständnis. Bis Pearl Harbor sollten noch zehn Monate vergehen, und Harvard war noch immer eine Hochburg des Isolationismus. Egon erstaunte es, wie viele Universitätsangehörige die Ansicht verfochten, dieser Krieg sei ausschliesslich Sache der Europäer und die Vereinigten Staaten würden nicht den Fehler einer Einmischung begehen. Dagegen war Egon überzeugt, dass Amerika früher oder später aufseiten der Alliierten in den Krieg eintreten würde. Aus diesem Grunde meinte er, angesichts seiner Herkunft Flagge zeigen zu müssen.

Bei der Abschiedsfeier im International House, wo er wohnte, versicherte Egon seinen Freunden, er sei «kuriert von den Ideen, die im Begriff waren, einen Hitlerbarbaren aus mir zu machen, und ich fühle mich prima.» Mit seinem ersten Tag in der Armee wollte er sich selbst ein Geburtstagsgeschenk machen. «Dies ist eine Zeit der Gewalt, nicht der Gelehrten», verkündete er. «Ich werde mich morgen freiwillig melden, um eine Lebensweise zu verteidigen, die der Ideologie Hitlers und seiner Verbrecherbande direkt entgegengesetzt ist.»

Egon wollte schon seit Langem Flieger werden und hatte schon in der Hitlerjugend am Unterricht in Aerodynamik und den Grundlagen des Fliegens teilnehmen dürfen. Es sei doch eine Ironie, so erklärte er, dass er jetzt vielleicht als Pilot gegen Deutschland kämpfen würde, denn «als ich noch ein junger Bursche war und in Deutschland lebte, gratulierte mir Feldmar-

schall Göring zu meiner Treffsicherheit und sagte, ich würde ein guter Soldat werden. Wenn ich es denn werde, sollte ich am besten München bombardieren, weil ich die Stadt so gut kenne. Ich würde alles bombardieren ausser den Kunstmuseen, den Kirchen und den Brauereien. Nein, wenn ich es recht bedenke, würde ich auch die Brauereien bombardieren, denn wenn es etwas gibt, das die Münchner auf die Barrikaden treiben würde, dann das, nämlich ihnen ihre tägliche Mass vorzuenthalten.»

Die Zeitungen griffen seinen Entschluss begierig auf. «Putzis Sohn sagt jetzt ‚Uncle Sam‘ statt ‚Onkel Adolf‘», schrieb der *Daily Record* unter ein Foto von Egon bei seinem Gelöbnis als Kadett des US Army Air Corps in Gunter Field in Alabama. Eine andere Zeitung brachte ein Foto von seiner Musterung am nächsten Tag um neun Uhr; der Arzt untersuchte gerade seine Mandeln. Die Neuigkeit von seinem Eintritt in die amerikanische Armee gelangte bis nach Deutschland. Putzis alter Rivale Goebbels vermerkte das Ereignis in seinem Tagebuch: «Hanfstaengls Sohn in die USA-Armee eingetreten. Wie der Vater, so der Sohn.»

In den folgenden Monaten wurde Egon häufig als Deutschlandexperte zu Rate gezogen. Eines Tages sollte er sich zur Standortkommandantur begeben und sich im Büro des Offiziers für Öffentlichkeitsarbeit melden. Dort erwarteten ihn zwei Journalisten: einer vom Lokalblatt *Montgomery Advertiser* und einer von Associated Press. Sie wollten wissen, was er über Hitlers Stellvertreter Rudolf Hess dachte, der am 10. Mai nach einem mysteriösen Alleinflug in Schottland gelandet war. Egon hörte zum ersten Mal davon, doch nachdem man ihm ein Bündel telegrafischer Agenturberichte in die Hand gedrückt hatte, erging er sich bereitwillig in Spekulationen über die möglichen Motive von Hess. Er berichtete von Hitlers ursprünglicher Sympathie für Grossbritannien als einer «Brudernation» und von der heillosen romantischen Schwärmerei seines Stellvertreters in politischen Fragen. Auch ging er auf Hess' unglückliche Ehe ein und erwähnte, dessen Frau habe sich mit ihren ehelichen Nöten häufig Helene Hanfstaengl anvertraut. Am nächsten Morgen las Egon zu seiner Verblüffung die Schlagzeile, dass Hess seiner herrschsüchtigen Ehefrau habe entkommen wollen.

Niemand dachte daran, Putzi zu befragen. Der sass immer noch in Red Rock. Da er sich für denjenigen hielt, der – wenigstens ausserhalb Deutschlands – Hitlers Stellvertreter wahrscheinlich am besten kannte, war er überzeugt, dass er als Einziger Licht in die Hintergründe bringen konnte. Hess war nach Putzis Ansicht geflohen, weil er um sein Leben fürchtete. Darüber hinaus hatte Putzi mehrere Vorschläge in petto, wie sich die Briten die Situation hätten zunutze machen können, um die Naziführung zu verwirren und ihr weitere Informationen zu entlocken. Beispielsweise hätte die britische Führung Falschmeldungen verbreiten lassen können, etwa dass Hess vor den Orkney-Inseln abgestürzt oder in Südirland gelandet sei, womit er verraten habe, dass die Nazis Beziehungen zu diesem Land unterhielten. Putzi hätte sich noch mehr gleichermassen provozierende Gerüchte vorstellen können, um entlarvende Reaktionen in Berlin auszulösen. Aber die Briten meldeten schlicht und einfach Hess' Landung. Der Zwischenfall wurde in seinen Augen mit «unglaublicher Dummheit» behandelt.

Putzi war aber nicht völlig dem Vergessen anheimgefallen. Im Februar 1941 hatte ihm sein Harvardkommilitone Pat Burton eine Geburtstagskarte geschickt, wahrscheinlich infolge des öffentlichen Aufsehens, das der Eintritt Egons in die Armee erregt hatte. «Gerade erst haben amerikanische Freunde von deinem erstaunlichen Aufenthaltsort erfahren», schrieb er. «Warum du dort sein musst, ist unbegreiflich. Sicher hast du als Vater eines amerikanischen Soldaten das Recht, bei unserer Regierung die Einreise in die US zu beantragen, wo du so lange als angesehenes Mitglied gelebt hast. Halt die Ohren steif!» Beigefügt waren einige Zeitungsausschnitte über Egons beginnende militärische Laufbahn.

Im November verbreitete sich auch *The New Yorker* über Putzis Schicksal: «Ernst Franz Sedgwick (Putzi) Hanfstaengl, Harvard '09, ist von aktuellen Ereignissen etwas zur Seite gedrängt worden, und manche werden sich nicht einmal mehr des Namens von Adolf Hitlers ehemaligem Werbetrommeler, Ghostwriter und Privatpianisten entsinnen», schrieb die namhafte Pariser Korrespondentin der Zeitschrift Janet Flanner unter der Überschrift «Putzis Progress». «Seine hiesigen Bekannten, die namentlich nicht genannt



werden sollen, aber Legion sind, glauben, dass er ganz gut zurechtkommt. Er schreibt nach wie vor so viele Briefe, wie es die kanadische Zensur zulässt. Kürzlich bat er eine seiner hiesigen Freundinnen, ihm ein Paar schwere schwarze Halbschuhe, Grösse 12-D, sowie eine Ausgabe von Racines *Phèdre* zu schicken. Dies spricht für ein einsames, in Büchern vergrabenes Leben, unterbrochen von Gesundheitsspaziergängen. Französische Literatur, insbesondere Racine, ist für Putzi, der die Sprache nur sehr mangelhaft sprach, eine neue Passion. Als eines der ersten Dinge bat er um eine französische Grammatik und einen Larousse, und jetzt, nach einjährigem Studium, erklärt er Racine zu einem bewunderungswürdigen Geist. Ein friedliches, harmloses Dasein für einen Kerl, in dem manche Journalisten einen von dem halben Dutzend Männern vermuten, die die Wahrheit über den Reichstagsbrand kennen.»

Zum Erscheinungstermin des Artikels war Putzi schon wieder verlegt worden. Im Oktober hatte man das Lager Red Rock geschlossen und seine Insassen auf andere verteilt. Putzi hatte gehofft, in ein Lager für Nichtnazis zu kommen, nicht zuletzt, weil er vor zwei Monaten die Eingabe einer Häftlingsgruppe unterzeichnet hatte, mit der diese sich formell von Hitlers Drittem Reich distanzierte. Doch zu seinem Schrecken schickte man ihn und die anderen in das Lager «Q» in Monteith im nördlichen Ontario, wo eine noch eindeutige Stimmung pro Hitler herrschte. Wie zu erwarten, bereiteten die Lagerinsassen der Gruppe einen alles andere als freundlichen Empfang. Beim Anwesenheitsappell prasselte ein Hagel von Beschimpfungen auf die Neuankömmlinge nieder, und beim Gang zum Essen begleitete sie der Sprechchor «Emigranten raus!». Man drohte ihnen auch, ihre Namen im SS-Organ *Das Schwarze Korps* zu veröffentlichen. Sie mussten dies aber nur einen guten Monat lang erdulden; Ende November wurde Putzi nach Fort Henry bei Kingston in Ontario überstellt.

Fort Henry war ein einschüchternder, wenig gastlicher Ort. Errichtet hatte man die Festung ursprünglich während des Krieges 1812 als Bollwerk gegen die Amerikaner. Die wahrscheinlich effektivste je auf dem nordamerikanischen Kontinent gebaute Wehranlage war so ausgerichtet, dass sie den

Zugang zum St. Lorenz und die Marinewerften von Kingston schützte. Die dicken Festungsmauern aus Kalkstein waren im Lauf der Jahre verfallen, doch 1936 begann man mit der Instandsetzung. Nach deren Abschluss zwei Jahre später wurde die Festung zu einem Museum. Da die Flucht aus ihren Mauern ebenso schwer war wie das Eindringen, hatte man sie bei Kriegsbeginn in ein Internierungslager für deutsche Kriegsgefangene und «feindliche Ausländer» umgewandelt.

Putzis Quartier in den Kasematten war feucht und nur 1,80 m hoch, so dass er ausser während der Hofspaziergänge nicht aufrecht stehen konnte. «Die Zustände waren so schlimm, dass der Kommandant uns nicht ins Gesicht zu schauen vermochte, wenn er die Gefangenen an treten liess, um sie zu zählen», erinnerte er sich in einem Zeitungsinterview nach dem Krieg. «Er zählte die Füsse und teilte die Zahl dann durch zwei. Das Lager war so übel, dass es schliesslich geschlossen wurde.» Zu Putzis Mithäftlingen zählten «ein polnischer Baron, der die Niederlassung des Norddeutschen Lloyd in London geleitet hatte und nach dem Verlust seiner Güter im Ersten Weltkrieg deutscher Staatsbürger geworden war, der Kapitän der *Bremen*, einige Angehörige eines Zirkus, darunter Clowns und Liliputaner, und ein exzentrischer, amüsanter Mensch, der sich ein Strumpfband aufs Bein hatte tätowieren lassen».

**AM 7. DEZEMBER 1941** flogen japanische Kampfflugzeuge einen Überraschungsangriff auf US-amerikanische Kriegsschiffe in Pearl Harbor. Roosevelt erklärte Japan den Krieg, und Hitler reagierte mit einer Kriegserklärung an Amerika. Für Putzi bedeutete dies, dass sein Bruch mit Nazideutschland nunmehr endgültig vollzogen war. Sein Heimatland führte Krieg gegen die Vereinigten Staaten, und sein Sohn kämpfte aufseiten Amerikas. Zehn Tage zuvor hatte er aus dem Lager an *Colliers* geschrieben und dem Magazin offeriert, einen Artikel zu schreiben. Der Brief war auf eine herausgerissene Heftseite gekritzelt und an Bill Hillman adressiert. Dieser hatte den

Hearst-Konzern verlassen und 1939 die Auslandsredaktion von *Colliers* übernommen. Was Putzi jedoch nicht wusste, war, dass Hillman sich bereits wieder verändert hatte und inzwischen Nachrichtensprecher beim Rundfunk geworden war. Der Brief lautete wie folgt:

*«Ein Krieg zwischen dem Dritten Reich und den USA ist bestenfalls eine Sache von Wochen. Wenn dieser Fall eintritt, wird mein einziger Sohn, Egon Sedgwick Hanfstaengl, Sergeant der US Air Force und gegenwärtig in Macon, Georgia, gegen die Luftwaffe kämpfen. Obwohl ich immer noch gefangen gehalten werde und daher zu meinem tiefen Bedauern ausserstande bin, als freier Mann, als freier Autor zu sprechen und zu schreiben – was weitaus bessere Propaganda gewesen wäre –, muss ich den Kriegeausbruch als die Stunde Null zur Beendigung meines Schweigens in Bezug auf Hitler und Deutschland betrachten. Mich dünkt, das ist das Mindeste, was ich meinem braven Sohn und seinen Waffenkameraden schulde: alles in meinen schwachen Kräften Stehende zu tun, um zur Vernichtung des Hitlerregimes beizutragen und diesen Krieg so bald wie möglich zu beenden.*

*Im Hinblick darauf schlage ich Ihnen vor, hierherzukommen, um die Gelegenheit zu besprechen. Nach einer Vertragsunterzeichnung stünde es mir frei, den gewünschten Artikel zu diktieren, damit Sie ihn gleich mitnehmen können ... Alles wäre binnen 48 Stunden erledigt. Bringen Sie eine Schreibmaschine mit.*

*Au revoir,  
Mitfreundlichen Grüssen  
Ernst Hanfstaengl*

*P.S.: Da ich nicht weiss, ob Sie in New York sind oder nicht, habe ich einen ähnlichen Brief an Quentin Reynolds geschrieben, um sicherzustellen, dass ich einen Mitarbeiter von *Colliers* erreiche.»*

Der Brief gelangte nie in Hillmans Hände. Am oberen Rand einer Abschrift für sich selbst hatte Putzi mit roter Tinte vermerkt: «Habe darauf keine Antwort erhalten.»

## **Teil 5**

### **DIENER ZWEIER HERREN**

**AM 2. MÄRZ 1942** fuhr am Tor von Fort Henry eine schwarze Limousine vor. In dem Wagen sassen John Franklin Carter und seine Frau Sheila. Sie wollten den Gefangenen 3026 besuchen. Um diesen Besuch möglich zu machen, hatte der US-amerikanische Gesandte in Kanada Jay Pierrepont Moffat eigens eine Sondergenehmigung von Premierminister Mackenzie King einholen müssen. Carter hatte Putzi vor zehn Jahren während der Reichspräsidentenwahl von 1932 kennengelernt; er war damals nach Berlin gekommen, um eine Botschaft Franklin D. Roosevelts zu überbringen. Das minderte Putzis Überraschung über dieses Wiedersehen aber keineswegs. Sein Erstaunen wuchs noch, als er hörte, welches Angebot sein unerwarteter Gast ihm unterbreitete.

Carter war eine der schillerndsten Figuren in Roosevelts Umkreis. Er verfügte zudem über allerbeste Beziehungen und weltweite Kontakte zu Wirtschaft, Medien und diplomatischem Dienst. Der 1897 in Fall River in Massachusetts geborene Carter hatte in Yale studiert. Danach wandte er sich dem Journalismus zu, arbeitete kurz für das damals neu gegründete *Time Magazin*, ging dann zur *New York Times* und wurde später Washingtonkorrespondent für *Liberty*. Seine persönliche Beziehung zu dem künftigen Präsidenten hatte kurz vor den Präsidentschaftswahlen 1932 ihren Anfang genommen. Damals war er zu einem Mittagessen in dessen Wohnhaus in Hyde Park eingeladen worden.

Roosevelt hatte sich von Carters weitreichenden Kontakten beeindruckt gezeigt und bat diesen nach seinem Sieg, sich als ausserpolitischen Berater und Kontaktmann zur Verfügung zu stellen. Auch sollte Carter Vorschläge für die Umstrukturierung des State Department machen und den damaligen Landwirtschaftsminister Henry Wallace beraten. Parallel dazu setzte er sei-

ne journalistische Karriere – mit einer in mehreren Zeitungen erscheinenden Kolumne «Wir, das Volk», die er unter dem Pseudonym Jay Franklin verfasste, fort. Daneben veröffentlichte er mehrere Bücher. Ausserdem beteiligte er sich 1940 aktiv an der Kampagne für eine dritte Amtsperiode Roosevelts.

Zum Zeitpunkt des Kriegseintritts der Vereinigten Staaten hatte Carter noch eine weitere Funktion inne. Anfang 1941 hatte er dem stellvertretenden Aussenminister Sumner Welles die Einrichtung einer kleinen, informellen, direkt dem Präsidenten unterstellten Nachrichtendiensteinheit vorgeschlagen. Der amerikanische Nachrichtendienst insgesamt, insbesondere der im Ausland, war ein einziges Wirrwarr; die Kompetenzen verteilten sich auf das FBI, den militärischen Geheimdienst der Armee und den der Marine, die sich ständig ins Gehege kamen. Bislang gab es nichts, das dem britischen, seit über 30 Jahren existierenden Auslandsnachrichtendienst MI6 entsprochen hätte. Im Mai dieses Jahres sollten die Grundlagen für einen solchen Geheimdienst geschaffen werden; als Leiter des neuen Office of Coordinator of Information war Generalmajor William J. «Wild Bill» Donovan vorgesehen. Die von ihm geschaffene Organisation wurde im Juni des folgenden Jahres offiziell in das Office of Strategie Services (OSS) umgewandelt, welches 1947 von der Central Intelligence Agency (CIA) abgelöst werden sollte.

Doch selbst nach Donovans Ernennung blieb Carter und seiner Truppe noch viel Spielraum. Im Lauf der Zeit wuchsen seine Kompetenzen: Seine Hauptaufgabe bestand zwar in der politischen Analyse, doch er begutachtete auch neue Waffen, beseitigte Engpässe beim Militär und überwachte im Auftrag des Präsidenten andere Geheimdienstoperationen. Carter selbst beschrieb das so: «Als allgemeine Bedingung [für Carters informellen Nachrichtendienst, Anm. d. Übers.] setzte Präsident Roosevelt fest, dass er völlig im Geheimen operieren und im Falle eines Publikwerdens sofort dementiert werden sollte.» Carters journalistische Tätigkeit erwies sich als ideale Tarnung. Nach nur wenigen Monaten standen bereits elf Agenten auf der Gehaltsliste seiner immer noch namenlosen Organisation. Für Stirnrunzeln

sorgte auch das Tempo, mit dem er sich den Weg freikaufte – mit Geldern, die über das Aussenministerium in die Organisation eingeschleust wurden.

Putzi hatte Carter bei ihrer Begegnung so nachhaltig beeindruckt, dass der Amerikaner den Aufstieg des Deutschen mit Interesse verfolgte. Carter war daher wie elektrisiert, als er erfuhr, dass dieser Mann mit seinen intimen Kenntnissen über Hitler und dessen Spiessgesellen sich gegenwärtig nahe dem amerikanischen Hoheitsgebiet aufhielt. Ein Brief, den Putzi zwei Wochen zuvor an den US-amerikanischen Aussenminister Cordell Hull geschrieben hatte, lieferte Carter den Vorwand für seinen Besuch in Fort Henry. In diesem Schreiben – mit einem ähnlichen Wortlaut wie eines an die kanadischen Behörden – hatte Putzi den Alliierten seine Dienste angeboten: Er sei bereit, deutsche Propagandasendungen auszuwerten und sogar Gegenpropaganda vorzubereiten und sie in seinem Heimatland ausstrahlen zu lassen. Carter erkannte sofort den potenziellen Nutzen für sein aufstrebendes Nachrichtennetz und besprach am 10. Februar mit Roosevelt, wie Putzi sich für die Amerikaner einspannen liesse.

«Was um alles in der Welt soll er denn Ihrer Meinung nach tun?», fragte der Präsident.

Putzi, so entgegnete Carter, «kennt sämtliche Leute in der Naziregierung; er könnte uns vielleicht erklären, was in denen so vorgeht.»

Roosevelt musste nicht lange überredet werden. Wenn er, was nachrichtendienstliche Informationen anging, die Wahl zwischen trockenen, zahlenstrotzenden Fakten oder aber pikanten persönlichen Details hatte, so entschied er sich unweigerlich für Letztere. Zugleich aber spürte der Präsident intuitiv, in welches Dilemma sich Putzi begab, falls er als Deutscher gegen sein Heimatland arbeitete. Er war schliesslich kein Verräter, sondern nur bestrebt, seinen Teil zur Entstehung eines «neuen» Deutschlands beizutragen. «Sie können [Hanfstaengl] mitteilen, dass es auf Gottes Erde keinen Grund gibt, warum die Deutschen nicht wieder zu der Nation werden sollten, die sie unter Bismarck waren», sagte er zu Carter. «Nicht militaristisch. Sie waren fleissig, sie waren friedlich, sie waren ein grossartiger Teil Euro-

pas. Und ein solches Deutschland sähe ich gerne wieder. Wenn er auf dieser Grundlage arbeiten will, dann gut.»

Und so weihte Carter einige Wochen später den Chef des FBI J. Edgar Hoover ein und reiste dann nach Ontario zu einem Sondierungsgespräch mit Putzi.

Es war ein seltsames Treffen. Nach mehr als zwei Jahren in verschiedenen Internierungslagern war Putzi ein Schatten seiner selbst. Carter hatte Mühe, noch einen Funken des Temperaments zu entdecken, das er von ihrer letzten Begegnung 1932 in Erinnerung hatte. Putzi war abgemagert, und seine Zähne bereiteten ihm Höllenqualen. Sheila Carter machte sein Anblick so betroffen, dass sie den Veilchenstrauss an ihrem Mantel abnahm und ihm schenkte. Als er sein Leben im Lager schilderte, brach sie in Tränen aus.

Carters Besuch diente dem Zweck herauszufinden, wie ernst es Putzi mit seinem Angebot meinte und wie weit es ging. In seinem Kopf nahm bereits ein Plan Gestalt an, in dem Deutschland eine zentrale Rolle spielte. «Rechtlich gesehen sind Sie britisches Eigentum, doch es besteht vielleicht die Möglichkeit, dass die kanadische Regierung Sie für die Dauer des Krieges in den Gewahrsam der US-Regierung überstellt», erklärte Carter Putzi. «In diesem Fall kämen Sie nach Washington.»

Die Aussicht auf eine Befreiung aus dem Elend der Lagerhaft hob Putzis Stimmung. Auch schmeichelte ihm, dass Roosevelt persönlich sich eingeschaltet hatte. Unwillkürlich musste er an die Jahre kurz vor dem Ersten Weltkrieg denken, als er das Klavier des Harvard Clubs in New York bearbeitet hatte, während der damalige Senator sein Frühstück einnahm. So malte sich Putzi aus, wie es wäre, wieder für Roosevelt Klavier zu spielen, hatte doch in den dazwischen liegenden Jahren sein Klavierspiel auch seine Beziehung zu Hitler begründet. Er redete sich sogar ein, seine musikalischen Fähigkeiten könnten dazu beigetragen haben, das Interesse des Präsidenten an dem Vorhaben zu wecken. «Ich zweifle nicht im Geringsten daran, dass er [Roosevelt] heute immer noch oft an den Harvard Club anno 1912/1913 zurückdenkt – und die Absicht hat, von A. H. sozusagen seinen ehemaligen Pianisten zu übernehmen», vertraute er seinem Tagebuch an.



Zwar hatte Carter Roosevelt ins Boot geholt, doch für seinen Plan brauchte er immer noch das O. K. der Briten. Churchill und das Foreign Office waren nicht eben angetan von der Vorstellung, dass ihr nach Hess prominentester Nazihäftling für die Amerikaner arbeiten sollte. Nach Ansicht der Briten hatte dieser keineswegs seine Bande zu Hitler und dessen Regime durchtrennt; sie wollten nicht einmal ausschliessen, dass er ein Agent der Nazis war. Doch Carter war entschlossen, seinen Plan gegen alle britischen Widerstände durchzusetzen, die er als Sabotage ansah, und spannte Roosevelt ein, um Druck auf London auszuüben.

Der Präsident rief daraufhin Welles zu sich. Der stellvertretende Aussenminister fand den Plan ebenfalls reizvoll, nicht zuletzt wegen der Erkenntnisse über Hitler, die Putzi während des Aufstiegs der Nazipartei zweifellos gewonnen haben musste. Selbst wenn die Briten recht hatten mit ihrem Verdacht, dass Putzi sich immer noch nicht von den Nazis losgesagt hatte, hielt Welles doch eine Vernehmung für lohnenswert; erst dann liess sich abschätzen, was er über die Interna der Naziführung wusste. Welles setzte den britischen Botschafter in Washington, Lord Halifax, ins Bild und arrangierte ein Treffen mit Carter. Der Botschafter erbat derweil telegrafisch Instruktionen vom Aussenministerium in London.

«Man ist inoffiziell wegen Dr. Ernst Hanfstaengl, der gegenwärtig in Fort Henry in Kanada interniert ist, an mich herangetreten», kabelte Halifax seinen Dienstherrn.

«Dienststellen in den Vereinigten Staaten sähen gerne veranlasst, dass er in dieses Land überstellt wird, da sie der Ansicht sind, sie könnten Nutzen aus ihm ziehen. Ich weiss, dass der Präsident über diese Angelegenheit im Bilde ist und hinter dieser Anfrage steht. Bitte teilen Sie ihm baldmöglichst mit, ob Hanfstaengls Freilassung genehmigt werden kann. Die Behörden der Vereinigten Staaten legen Wert darauf, dass nichts davon an die Öffentlichkeit dringt.»

Das Foreign Office antwortete umgehend. Es verlangte mehr Zeit, bemerkte jedoch beiläufig, das Home Office sei «unter keinen Umständen bereit, ihn zu entlassen, wenn er in diesem Land wäre ... Jedenfalls scheint es

unbedingt erforderlich, dass wir erfahren, was man im Falle seiner Freilassung mit ihm anzufangen gedenkt... Wir wünschen nicht um eine vom Präsidenten gebilligte Anfrage zu feilschen, doch unsere Erfahrungen mit Hanfstaengl weisen ihn als exzentrisch und unzuverlässig aus.»

Auch das FBI und das State Department legten Carter Steine in den Weg; beide beobachteten seinen aufstrebenden neuen Nachrichtendienst mit Misstrauen. Edward A. Tamm, Hoovers Nummer drei beim FBI, beäugte Carters Motive besonders argwöhnisch. Da er wusste, dass Putzi an seinen Memoiren schrieb und mehrere amerikanische Magazine um die Rechte daran konkurrierten, unterstellte er Carter, dieser wolle sie selbst herausbringen und den Profit in die eigene Tasche stecken. Skeptisch war das FBI auch hinsichtlich der praktischen Durchführbarkeit von Carters Plan.

Dieser sah vor, Putzi in einem Haus in Washington oder Baltimore einzuquartieren und ihm bedingte Haftentlassung unter Aufsicht des FBI zu gewähren; ein- oder zweimal täglich würde ein Kontrollanruf erfolgen, doch ansonsten liesse man ihn ungehindert seine Arbeit tun. Als Carter jedoch Tamm aufsuchte, um sein Vorhaben mit ihm zu besprechen, wurde er frostig empfangen. Falls Putzi hauptsächlich für Donovans Organisation arbeiten sollte, dann war nach Meinung des FBI auch diese für dessen Sicherheit und Überwachung verantwortlich. Sei aber das FBI zuständig, so Tamm, dann würden sie «ihn wie jeden anderen potenziell gefährlichen Gefangenen behandeln und ihn rund um die Uhr unter ständiger Bewachung halten». Und ohne genaue Anweisungen vom Präsidenten würden sie sowieso keinen Finger rühren. Nach diesem offenbar unerwarteten Schuss vor den Bug beschloss Carter, Putzi lieber innerhalb des Sperrgebiets eines Armeestützpunkts unterzubringen.

Am 22. April, rund sechs Wochen nach ihrem ersten Treffen, reiste Carter erneut nach Ontario. Er überbrachte Putzi eine gute Nachricht: Sowohl Roosevelt als auch Welles hatten seine Pläne schliesslich abgenickt. Putzi würde nach Washington geflogen werden, in Carters Haus zu Abend essen und dann in ein nahegelegenes Fort gebracht. Er würde zwar formal unter

militärischer Bewachung stehen, dürfe sich aber auf dem Gelände frei bewegen und würde als Offizier auf Hafturlaub behandelt. Carter stellte ihm sogar ein Klavier in Aussicht.

Putzi willigte sofort und mit Freuden ein. An seinem künftigen Aufenthaltsort würde man ihm nicht nur einen gewissen Respekt entgegenbringen, sondern ihm auch ungestört zu arbeiten erlauben. Seit mehreren Wochen mühte er sich schon mit dem versprochenen Artikel für *Hearst's International-Cosmopolitan* ab, kam aber nur mühsam voran. Die Behörden hatten sich bis zu einem gewissen Punkt entgegenkommend gezeigt; der Lagerkommandant hatte ihm geholfen, Quellen zu beschaffen, und er durfte mehrere Stunden täglich ausserhalb seiner Zelle in einem anderen Raum arbeiten. Doch die Aufgeschlossenheit hatte Grenzen: Putzis Bitte um längere Arbeitszeiten wurde abgelehnt, sodass er schon fürchtete, niemals fertig zu werden. Obendrein herrschten mittlerweile derart gespannte Beziehungen zwischen ihm und den strammen Nazis unter den Häftlingen, dass er häufig um seine Sicherheit fürchtete. Je früher er also das Lager verlassen konnte, desto besser für ihn. Doch das hing von den Briten ab, und die zeigten sich nicht gerade entgegenkommend.

Eines der vielen Argumente, die London gegen den Einsatz Putzis für Washington ins Feld führte, war seine angebliche Homosexualität. So etwas galt damals aufgrund der potenziellen Erpressbarkeit als Ausschlusskriterium für eine nachrichtendienstliche Tätigkeit. Carter wandte sich ratsuchend an Clare Boothe Luce. Die attraktive Schauspielerin war mit dem *Time*-Herausgeber Henry Luce verheiratet, den er seit ihrer gemeinsamen Studienzeit in Yale kannte. Sie dachte sich den absonderlichen Plan aus, Gerald Haxton, den Sekretär und Geliebten Somerset Maughams, auf Putzi anzusetzen. Haxton war während des Ersten Weltkrieges zwei Jahre lang Kriegsgefangener in Deutschland gewesen und sprach etwas Deutsch. Ausserdem stand er in dem Ruf völliger Skrupellosigkeit. Maughams Frau, die sich ihren Mann mit Haxton teilen musste, sagte einmal über ihn: «Wenn er auch nur den geringsten Vorteil darin gesehen hätte, wäre er auch mit einer Hyäne ins Bett gegangen.»

Also schickte man Haxton ins Lager. Putzi bestand die Prüfung mit Bravour. Wütend fuhr er Carter, der ihn am nächsten Tag aufsuchte, an: «Ich wünschte, Sie könnten mir diesen Mann vom Hals schaffen. Eines der Dinge, die ich an Hitler nicht leiden konnte, waren all die Tunten um ihn herum. Ich kann Tunten nicht ausstehen.»

In Londoner Regierungskreisen standen viele dem ganzen Vorhaben jedoch weiterhin skeptisch gegenüber. Aber angesichts des persönlichen Interesses Roosevelts und der künftigen Haftbedingungen Putzis blieb der Regierung kaum etwas anderes übrig, als zuzustimmen: «Obwohl wir Zweifel an ihrer Ansicht hegen, dass Hanfstaengl von Nutzen sein könnte, haben wir doch den Eindruck, dass wir uns dem Experiment nicht widersetzen können.»

Die von Halifax entworfene und von Carter in einem Brief vom 26. Mai an die britische Botschaft bestätigte Übereinkunft sah vor, Putzi in Begleitung eines vertrauenswürdigen Agenten der amerikanischen Regierung nach Washington, D. C., auszufliegen und ihn auf militärischem Gebiet in Fort Belvoir südlich der Stadt unterzubringen. Er durfte weder das Gelände verlassen, noch ohne Erlaubnis Besucher empfangen und stand rund um die Uhr unter Bewachung. Falls er sich als nutzlos oder gar nachteilig für die alliierte Sache erwies, würde er nach Kanada zurückgeschickt. Überdies durften die britischen Behörden alle seine Informationen nutzen.

Die ganze Operation sollte unter strengster Geheimhaltung stattfinden. Die Öffentlichkeit erfuhr kein Wort, und Putzi trug während seines gesamten Aufenthalts den Namen Ernest Sedgwick. Darüber hinaus sollte er nicht vor Kriegsende entlassen werden, damit er ein eventuell erworbenes Wissen über Methoden der politischen Kriegsführung nicht verraten konnte.

Am 23. Juni schrieb Sir Ronald I. Campbell, Gesandter der britischen Botschaft in Washington, an Carter und bestätigte die Übereinkunft. Er konnte sich jedoch nicht enthalten, seinen Zweifeln noch ein letztes Mal Ausdruck zu geben. Dem Brief beigefügt war eine zusammenfassende Aktennotiz über die Erfahrungen der britischen Behörden mit Putzi, vor allem die schlechten, angefangen von seinem hartnäckigen Lügen bei den Verneh-

mungen bis zu seinem entschiedenen Drängen auf eine Versöhnung mit Hitler bis unmittelbar vor Kriegsausbruch.

«Ich muss Ihnen offen gestehen, dass die britischen Behörden dem Plan, sich Hanfstaengl zunutze zu machen, schwere Bedenken entgegenbringen», schrieb Campbell. Abschliessend bestand er darauf, dass die Amerikaner sich an die vereinbarten Bedingungen hielten und sicherstellten, dass abgesehen von denen, die ein berufliches Interesse an Putzi hatten, niemand auf ihn aufmerksam wurde. «Ich glaube, wir sind uns alle einig, wie gefährlich es gegenwärtig wäre, wenn bei irgendjemandem der Eindruck entstünde, es gebe gute und böse Exnazis.»

Am nächsten Tag erteilte Roosevelt Welles mit einer kurzen Notiz die Genehmigung, ein Flugzeug nach Kanada zu entsenden, das Putzi heimlich nach Washington bringen sollte. «Was meinen Sie?», schrieb der Präsident. «Ich kann nichts anderes tun, als meine Zustimmung zu seiner Verlegung nach Washington zu geben, wenn alle anderen einverstanden sind. Es ist in Ordnung, ihn mit einer Militärmaschine herzubringen, aber wenn er hier ist, muss er sich zu seiner eigenen Sicherheit sich selbst genügen.» Einige Tage zuvor hatte Carter Finanzmittel für die Operation beantragt. Seiner Ansicht nach liessen sich die Gesamtkosten auf weniger als tausend Dollar monatlich halten.

Über die Gründe, weshalb sich Roosevelt angesichts derart standhafter Einwände der Briten hinter das Projekt stellte, kann man nach wie vor nur spekulieren. Entgegen Putzis eigener Vermutungen scheint seine alte Freundschaft – oder vielmehr Bekanntschaft – mit ihm keine grosse Rolle gespielt zu haben. Auch liess Putzi als Informant viel zu wünschen übrig: An der Nähe und Dauer seiner Beziehung zu Hitler bestand zwar kein Zweifel, doch die Briten hatten ihn gründlich verhört und von daher guten Grund, ihm zu misstrauen. Seinen politischen Ansichten brachten sie ohnehin tiefen Argwohn entgegen. Zudem war sein Hilfsangebot an die Alliierten alles andere als uneigennützig, verschaffte es ihm doch einen Passierschein aus Fort Henry. Der Präsident verfügte obendrein über zahlreiche andere Informationsquellen über Nazideutschland. Warum also nutzte er Putzis?

Zum Teil lässt sich das wohl mit Roosevelts Bestreben begründen, möglichst viele Informationsquellen anzuzapfen. Da er den über die üblichen Kanäle beschafften Nachrichten nicht recht traute, stellte er häufig mehreren Geheimdiensten dieselbe Aufgabe und beschaffte sich zusätzlich Informationen von anderen Personen. Vincent Astor, der schwerreiche Halbbruder von John Jacob Astor, dessen Hochzeit Putzi bei seinem Amerikabesuch 1934 beigewohnt hatte, war einer von Roosevelts freiberuflichen Gentleman-Spionen. Auch William Bullitt, zunächst Botschafter in der Sowjetunion und dann in Frankreich, unterhielt und unterrichtete den Präsidenten jenseits der üblichen Kanäle des State Department mit einem nicht abreisenden Strom detailreicher Briefe. Und obschon sich die nachrichtendienstliche Verantwortung zunehmend in Donovans neuer Organisation konzentrierte, kam es dem Präsidenten nicht in den Sinn, seine Gewohnheiten zu ändern.

Putzi als feindlicher Ausländer fiel selbstverständlich in eine andere Kategorie als Leute wie Astor oder Bullitt, fügte sich aber dennoch in dieses charakteristische Muster ein. Überdies dürfte Roosevelt die Art der Informationen gereizt haben, die der Deutsche den Ankündigungen Carters zufolge zu liefern hatte: Abseitiges mit einer Fülle persönlicher Einzelheiten, das dem trockenen, von den üblichen Kanälen gelieferten Faktenmaterial eine menschliche Dimension hinzufügte.

Putzi sollte auch nicht auf die Rolle eines Lieferanten von Hintergrundinformationen beschränkt bleiben. Wie Carter Roosevelt versicherte, konnte der Gefangene weitaus aktiver für die alliierte Propaganda arbeiten; er wusste schliesslich, welche Art Informationen bei den einfachen Deutschen am besten ankamen, und konnte entsprechende Texte für die amerikanische Rundfunkpropaganda für Deutschland verfassen. In Carters Augen war er «ein Wegweiser zu möglichen Aktionen, um das deutsche Volk von Hitler wegzulocken, diesem das Genick zu brechen und politischen Frieden statt militärischer Zerstörung zu bekommen».

Dahinter stand die grundsätzlichere Frage, wie das Naziregime zu stürzen wäre. In den ersten Monaten des Jahres 1942 schienen die Chancen auf

einen raschen militärischen Sieg über Hitler gering. Seine Truppen hatten bereits einen Grossteil Europas überrannt, und Roosevelt war sich bewusst, dass er es nicht leicht haben würde, die Amerikaner zu den wirtschaftlichen und persönlichen Opfern zu bewegen, die eine Invasion Westeuropas erforderte. Daher schien ihm der Gedanke attraktiv, nicht nur die Franzosen, Niederländer, Tschechen und andere unterdrückte Völker, sondern auch die Deutschen selbst zum Aufstand gegen die Nazidiktatur aufzustacheln. Aufstände könnten dem Nationalsozialismus ebenfalls den Garaus machen, jedoch zu weit geringeren Kosten an Material und Menschenleben als ein direktes militärisches Eingreifen. Damit wiederum rückte die psychologische Kriegsführung in den Vordergrund, insbesondere die Taktik, Schwächen im Nazisystem ausfindig zu machen und zu nutzen. In Bezug auf die Deutschen bedeutete dies, zwischen den kleinen Leuten und ihren Anführern zu unterscheiden. Die Radiopropaganda der Alliierten musste demnach vermitteln, dass für die im Namen des deutschen Volkes verübten Verbrechen Hitler und seine Handlanger verantwortlich waren und nicht die Deutschen insgesamt.

Diese politische Strategie war von Anfang an umstritten und führte zwangsläufig zu weiteren Irritationen mit Grossbritannien. In Churchills Augen war die Angriffspolitik der Nazis keineswegs etwas dem deutschen Volk quasi von aussen Aufgezwungenes, sondern eine Folge des tief in ihm verwurzelten preussischen Militarismus. Lediglich die NS-Führungsriege zu beseitigen würde daher das grundlegende Problem nicht lösen, insbesondere dann nicht, wenn das wahrscheinlichste Szenarium eintrat und eine andere, ebenfalls in die Verbrechen des früheren Regimes verstrickte Clique sich an die Macht putschte. Ausserdem wirkten, wie der britische Ausenminister Anthony Eden im Mai erklärte, die einfachen Deutschen mit jedem Monat, der ins Land ging, zunehmend das Recht, als Opfer gelten zu dürfen: «Je länger das deutsche Volk dieses Regime, das es in die Vernichtung führt, unterstützt und duldet, desto schwerer wiegt seine eigene Verantwortung für den Schaden, den es der Welt zufügt.»

**AM 30. JUNI 1942** – am achten Jahrestag der «Nacht der langen Messer» – landete ein US-Agent in Fort Henry und flog Putzi nach Washington. Es war ein schöner Sommertag. Nach der Landung fuhren sie direkt zu Carters Villa. Das reichte fast, um die Erinnerung an die drei zurückliegenden elenden Jahre in den Lagern verfliegen zu lassen. Doch Carter hielt für Putzi noch eine weitere angenehme Überraschung bereit. Im Nebenzimmer erwartete ihn Egon, mittlerweile Sergeant der US Army. Putzi hatte seinen Sohn zuletzt im September 1939 gesehen, als er ihn kurz vor seiner Internierung zum Schiff nach Kanada gebracht hatte. Als Putzi ihn erblickte, brach er in Tränen aus.

Einige Wochen zuvor hatte man Egon angedeutet, dass sie sich begegnen würden. Vor nunmehr 18 Monaten war er in die Armee eingetreten und seine anfängliche Begeisterung hatte sich längst gelegt. Seine Grundausbildung hatte er in der Wiege der Konföderation, in Montgomery, Alabama, absolviert. Die Vereinigten Staaten waren noch nicht in den Krieg eingetreten, und die Einheimischen verhielten sich den Rekruten gegenüber feindselig. «Wir wurden nicht gut aufgenommen», erinnerte er sich. «In manchen Cafés hingen Schilder: ‚Tasse Kaffee fünf Cent, Soldaten zehn Cent.‘ Oder ‚Hunde und Soldaten nicht erlaubt«

Nach dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbor änderte sich die Stimmung über Nacht. Das konnte jedoch Egons Enttäuschung nicht mildern. Er träumte von einer Laufbahn als Flieger und besass auch beste Voraussetzungen dafür, insbesondere, weil er sich Monate vor der Einberufung freiwillig gemeldet hatte. Es gab jedoch ein grundsätzliches Problem: Nur Offi-



ziere konnten Piloten werden, und Egon durfte aufgrund der Nazivergangenheit seines Vaters sowie den dadurch bedingten Zweifeln an seiner eigenen Zuverlässigkeit nicht Offiziersanwärter werden. Den entsprechenden Befehl, so erfuhr er später, hatte kein Geringerer als General George Veazey Strong, stellvertretender Generalstabschef des militärischen Geheimdienstes G-2, erteilt. Das war der Stand der Dinge, als man Egon eines Tages mitteilte, er werde mit einem Spezialauftrag nach Washington reisen. Er kam bald dahinter, dass dieser Auftrag etwas mit seinem Vater zu tun haben musste.

Carter trug zwar die Gesamtverantwortung für das später so bezeichnete S-Projekt – *S für Sedgwick* –, doch als Putzis Hauptgesprächspartner und -bewacher war Henry Field vorgesehen. Der in Oxford ausgebildete Anthropologe und Nahostexperte stand immer dann bereit, wenn Roosevelt eine diskrete Person für unkonventionelle Aufgaben benötigte. Field fand Putzi auf Anhieb unsympathisch; seinen ersten Eindruck fasste er so zusammen: «Ein grosser, grobschlächtiger Deutscher mit widerspenstigem Haar und auf leichte Akromegalie hindeutenden Zügen. Ein unangenehm wirkender Mensch mit starker Persönlichkeit.»

Putzis Beziehungen zu seinen Gastgebern in Fort Belvoir liessen sich womöglich noch ungünstiger an. Am Morgen nach seiner Ankunft in dem Lager mit seinen Kolonialstilgebäuden lud ihn der Kommandant General Max zum Frühstück ein. Die Vorzeichen schienen günstig. Max hatte in Heidelberg studiert und sprach etwas Deutsch. Nach dem Essen bat er Putzi in ein angrenzendes Besprechungszimmer und fragte ihn nach seiner Einschätzung des Kriegsverlaufs. An der Wand hing eine riesige Karte von Europa und Afrika von der Nordspitze Schottlands bis Kapstadt. Sofort trat Putzi davor. Die ganze Welt erwarte, dass die Amerikaner eine Front in Europa aufbauen, so erklärte er, doch das werde unweigerlich in eine Katastrophe münden, da die Deutschen bereits weite Strecken der französischen Atlantikküste beherrschten und einer Landung heftigen Widerstand entgegensetzen würden.

«Der einzige Ort, der mir vorschwebt, liegt gar nicht in Europa, sondern hier», sagte Putzi und deutete mit seinem langen, kräftigen Zeigefinger auf Casablanca. Er sprach, als hätte er ein grosses Publikum vor sich: «Hier ist der schwächste Punkt!»

Max blieb die Luft weg: «Wieso denn da drunten in Marokko?»

«Nun ja», entgegnete Putzi, «das ist doch der bestgelegene, sicherste Landeplatz für eure Ersatztruppen und den Nachschub. Von da aus kann binnen Kurzem Nordafrika besetzt und Italien aufgerollt werden.»

Zu weiteren Erklärungen kam Putzi nicht. Er hatte seinen Satz noch nicht beendet, als sich der General brüsk erhob und aus dem Raum stürzte. Putzi blieb wie vor den Kopf geschlagen zurück. Er hielt sich ganz zu Recht nicht für einen Militärstrategen und glaubte, lediglich das ausgesprochen zu haben, was ohnehin auf der Hand lag. Doch er hatte unwissentlich vorausgesagt, mit welcher militärischen Operation die Vereinigten Staaten das atlantische Schlachtfeld zu betreten gedachten. Amerikanische und britische Strategen feilten gerade an den letzten Feinheiten der Pläne für die künftige *Operation Torch* – eine Reihe von Truppenlandungen nahe Casablanca und an der algerischen Mittelmeerküste, von wo aus die Befreiung Nordafrikas erfolgen sollte. Die Planungen liefen zwar bereits seit sechs Monaten, doch die Offensive sollte erst im November beginnen.

Putzi wurde sofort zurück in den Offiziersbungalow gebracht, wo er mit Field und einem Sergeant der US Army wohnen sollte. Man teilte ihm mit, er dürfe sich erst nach Einbruch der Dunkelheit körperliche Bewegung verschaffen, die Wachen draussen wurden verdreifacht, und Egon schickte man weg.

Alle Beteiligten wurden schliesslich von jeder Verantwortung für Putzis unheimliche militärische Voraussagen freigesprochen. Allerdings erst, nachdem die Angelegenheit Roosevelt vorgelegt worden war. Carter liess der Zwischenfall kalt. «Hanfstaengl hat doch bloss seinen Grips benutzt», versicherte er den Militärs.

Der Bungalow mit seinen sechs Zimmern lag versteckt zwischen Bäumen. Drinnen war es dunkel und düster. Zu Fields Ärger bestand Putzi auf

den beiden hellsten Räumen, einen als Schlafzimmer und den anderen als Arbeitszimmer. Doch zufrieden gab er sich damit nicht. Als Major Bittenbender, ein Kavallerieoffizier des Stützpunkts, ihm einen Besuch abstattete, bombardierte er ihn mit Beschwerden sowohl über sein Quartier als auch darüber, dass er nur in der Dunkelheit ins Freie durfte. Bittenbender erinnerte ihn wutentbrannt daran, dass er nur ein Gefangener war.

«Ich werde nicht dulden, dass Sie irgendwelche Schwierigkeiten machen, merken Sie sich das», drohte Bittenbender, als er zu seinem Wagen ging. Putzi musste sich mit einigen auf Deutsch gemurmelten Verwünschungen begnügen. Field war froh, dass der Major weder verstand, mit welchem Tier er gleichgesetzt wurde, noch, mit welchen Ausdrücken Putzi seine Vorfahren bedachte.

An diesem Tag assen Field und Putzi allein zu Mittag; sie sprachen über Fields Studentenzeit und seine zahlreichen Deutschlandbesuche seither. Field kam sich vor, als unterhielte er sich mit einer Zufallsbekanntschaft im Urlaub. Am Nachmittag stellte er eine Liste des Lektüre- und Quellenmaterials zusammen, das Putzi angefordert hatte. Ausserdem verlangte Putzi ein Kurzwellenradio, um deutsche Rundfunksendungen hören zu können. Field besorgte alles in Washington. Zu seinem Missvergnügen musste er auch Unterwäsche, Socken und Schuhe für seinen Schutzbefohlenen kaufen, obwohl diesem nichts richtig zu passen schien. Putzi gab unterdessen Carter als dem Vertreter der US-amerikanischen Regierung schriftlich sein Ehrenwort, er werde sich «genauestens an alle Regeln und Beschränkungen halten, die von den amerikanischen Behörden um der Sicherheit und Geheimhaltung meines Aufenthalts in den Vereinigten Staaten willen von Zeit zu Zeit erlassen werden können». Die bedingte Haftentlassung konnte von beiden Seiten binnen einer Woche zurückgenommen werden.

Putzi vertiefte sich bald in die Arbeit. Field war Amateurfunker, und sobald er den Empfänger in Betrieb genommen hatte, bekam Putzi den Auftrag, die wichtigsten deutschen Sender zu hören und die Nazipropagandasendungen unter Hervorhebung ihrer Stärken und Schwächen zusammenzu-

fassen. Seine Berichte gingen an die Experten für psychologische Kriegsführung, und gelegentlich fragten diese ihn schriftlich nach seiner Meinung zu bestimmten Themen. Putzi begeisterte sich für die Sache, und sogar Field musste zugeben, dass er sich wirklich Mühe gab.

Dennoch war Putzi ein unbequemer Häftling. Seine Freude und Dankbarkeit über die Befreiung aus den furchtbaren Zuständen in dem kanadischen Lager lösten sich bald in Luft auf. Von Anfang an machte er seinem Bewacher das Leben schwer. Der im Haus wohnende Unteroffizier, der auch das Essen zubereiten und servieren musste, war schwarz – was Putzi widerwärtig fand. Der arme Kerl fürchtete sich zu Tode vor ihm.

«So was wie diesen Gefangenen habe ich noch nie gesehen; was für gemeine Augen und was für eine Art!», stiess er eines Abends hervor, als Putzi gerade mit zwei Wachen draussen spazieren ging. «Ich habe Angst, dass er heute Nacht versucht, mich umzubringen.»

Field versuchte ihn zu beruhigen, doch auch er war auf der Hut vor Putzi – insbesondere, da weder er selbst noch der Unteroffizier Waffen trugen. Ein paar Stunden später ging Field an Putzis offenstehender Zimmertür vorüber und erblickte den Griff eines unter der Bettdecke hervorlugenden Revolvers. Entsetzt rief er Bittenbender an. Der raste in einem Jeep herbei, begleitet von vier bewaffneten Soldaten mit aufgefplanten Bajonetten. Die vier umstellten Putzi, und Bittenbender verlangte zu wissen, wo er die Waffe herhatte.

«Ich habe schon geglaubt, ihr blöden Amerikaner würdet sie nie finden», antwortete Putzi. «Ich habe sie in Kanada von einem anderen Häftling gekauft.»

«Wir sind nicht so blöd, wie Sie glauben», blaffte Bittenbender. «Wir kennen euch Nazis sehr gut. Ich werde dies dem General melden und sehen, welche Disziplinar massnahmen er anordnet. Lassen Sie mich Ihnen sagen, dass wir Befehl haben, Sie nicht zu töten, aber nicht, Sie nicht körperlich zu züchtigen. Wenn ich noch einmal Ärger mit Ihnen habe, kriegen Sie ein Bajonett ins Bein und eine Tracht Prügel. Wir dulden keine Sperenzchen bei Ihnen. Ist das klar?»

Putzis Benehmen änderte sich schlagartig. «Jawoll, Sir», schmetterte er, und der Major zog mit seinen Soldaten ab.

Etwa eine halbe Stunde später trat der Unteroffizier mit einem Tablett mit zwei Tellern Suppe aus der Küche. Putzi, der mit dem Gesicht zur Tür stand, hatte ihn kaum erblickt, als er auch schon losbrüllte: «Schweinehund!» Und weiter auf Englisch: «Ich werde niemals etwas essen, das ein Schwarzer zubereitet hat. Das habe ich noch nie gemacht und werde es auch nie tun!» Dann, mit überschnappender Stimme: «Du bist ein fauler, schwarzer Bastard!!»

Der Unteroffizier rannte in sein Zimmer und verbarrikadierte die Tür mit der Kommode. Ein weiterer Anruf bei Bittenbender war nötig; einige Minuten später traf er mit denselben vier Soldaten ein.

Field bemerkte, dass Putzi jede Minute des Auftritts genoss. «Guten Abend, meine Herren», begrüßte er sie süffisant. «Es tut mir leid, dass Sie in der Ausübung Ihrer ernsteren Pflichten gestört wurden. Dieser Negersergeant ist ein scheusslicher Koch, ein fürchterlicher Sergeant und fauler als alle, die ich je erlebt habe. Machen Sie mich dafür verantwortlich, meine Herren, dass ich ihn angeschrien habe? Wenn Sie ihn ein bisschen mit einem Bajonett kitzeln würden, würde ihn das vielleicht ein wenig auf Trab bringen.»

Der unglückliche Unteroffizier hatte sich mittlerweile aus seinem Zimmer hervorgewagt und stand unterwürfig in seinem Drilllichanzug da. Die Soldaten bedeuteten Putzi mit aufgepflanzten Bajonetten, dass er sich an die Wand stellen solle. Bittenbender erklärte ihm, wenn er das für ihn zubereitete Essen weiterhin verweigere, werde er eben ohne Essen schlafen gehen. Sein Gefangener ging ihm bereits gehörig auf die Nerven, und er verwarnte ihn nochmals, dass weitere Ausbrüche strenger geahndet würden.

Bald danach knirschte draussen der Kies, und Vizekommandant Oberst Richard Lee stürzte in den Raum.

«Ich werde nicht mit Ihnen diskutieren, Dr. S.», erklärte er kategorisch. «Man hat Sie davor gewarnt, an diesem Standort Scherereien zu machen. Wenn mir noch eine Klage über Ihr Verhalten zu Ohren kommt, werde ich Sie in einer Weise behandeln, die ein Nazi versteht.

Ihre Vergünstigung, sich in der frischen Luft zu bewegen, ist bis zu einer weiteren Untersuchung für achtundvierzig Stunden gestrichen.»

Putzi blieb nur, sich der militärischen Autorität zu beugen. Unter gemurmelten Racheschwüren verschwand er in seinem Zimmer.

Field schlief schlecht. Als er mitten in der Nacht aufstand, um in der Küche etwas zu trinken, fand er dort den Unteroffizier am Tisch sitzen, stocksteif vor Angst, Putzi ging ihm an die Gurgel, wenn er einnickte. Putzi hatte dennoch so etwas wie einen Sieg errungen. Am nächsten Tag wurde der schwarze Soldat noch vor dem Mittagessen durch einen weissen ersetzt.

Damit fanden die Zwischenfälle aber immer noch kein Ende. Zwei Fenster von Putzis Bungalow gingen zu einem benachbarten Bungalow hin. Sie waren durch Rollos verdunkelt, und Putzi durfte sie nicht hochziehen. Doch es war so heiss, dass er eines Tages der Versuchung nicht mehr widerstehen konnte, diese Fenster zu öffnen. Was er zu Gesicht bekam, war die Frau eines Hauptmanns, die Wäsche auf die Leine hängte. Er rief ihr etwas auf Deutsch zu, worauf sie erschrocken in ihr Haus rannte und sofort ihren Mann anrief: In dem Gebäude nebenan hause ein Verrückter. Der Vorfall kam dem Oberst zu Ohren, und der stauchte Putzi noch einmal zusammen.

Im September war Carter und anderen mit dem Projekt Befassten klar geworden, dass Putzi nicht länger auf der Militärbasis bleiben konnte. Das lag nicht nur an seinem ungebührlichen Verhalten. Zu dem Stützpunkt gehörte auch ein Militärgefängnis, in dem weitere Nazihäftlinge untergebracht waren. Da diese Putzi als Kollaborateur und Verräter betrachteten, hatte die Lagerleitung seine Anwesenheit vor ihnen geheim gehalten. Doch nach einigen Monaten sickerte zu ihnen durch, dass ein hochrangiger Naziverräter mitten unter ihnen lebte und sich guter Verpflegung, eines angenehmen Quartiers und sogar eines Radios erfreute. Der kommandierende General befürchtete eine Revolte oder sogar einen Mordversuch an Putzi und setzte alle Hebel in Bewegung, um ihn loszuwerden.

Man beschloss schliesslich, Putzi in einem abgelegenen Privatquartier unterzubringen. Dem unglücklichen Field blieb es überlassen, etwas Geeg-

netes aufzutreiben. So klapperte er die Immobilienmakler ab, hatte aber nach zwei Wochen immer noch nichts Passendes gefunden. Dann hatte Lee einen Einfall. Warum es nicht mit Bush Hill versuchen? Der abgeschiedene, ländliche Besitz lag etwa 40 Kilometer ausserhalb Washingtons. Lee hatte dort als Kind gespielt; ihm fiel auch noch ein, dass das Anwesen zufällig einer entfernten Cousine Fields gehörte.

Field erinnerte sich nur schwach an Emily Gunnell und ihre Schwester Mary. Doch er brach sofort auf, um sich das Haus anzusehen. Nach einer langen Fahrt erreichte er schliesslich ein schmales Strässchen, das sich langsam abfallend durch dichten Eichen-, Ahorn- und Buchenwald schlängelte und schliesslich über eine alte, wackelige, hölzerne Eisenbahnbrücke führte. Ein Augenzeuge bezeichnete die Strasse als «die wahrscheinlich schlechteste im Osten der Vereinigten Staaten». Am Ende führte sie zwischen zwei Torpfosten und unter einer gewaltigen, baumgrossen Stechpalme hindurch und bog dann nach links ab. Der Fahrweg war nun so sehr von Unkraut und Buschwerk überwuchert, dass Field seinen Ford stehenlassen und zu Fuss weitergehen musste.

Das Gebäude war stattlich, aber sehr heruntergekommen. Es sah aus, als sei seit den 1850er Jahren nichts daran gemacht worden. Eine steile, steinerne Treppenflucht führte zur Veranda, die sich über die gesamte Breite des Haupthauses erstreckte. Hinter diesem lagen die ehemaligen Sklavenquartiere; jetzt hatten sich darin Werkzeuge und allerlei merkwürdige Erinnerungsstücke angesammelt. Daneben gab es mit Unkraut überwucherte Stallungen und Garagen, hinter denen sich endlose Wälder dehnten.

Wie Field erfreut feststellte, standen die Fenster offen; das Haus wirkte bewohnt. Er bahnte sich einen Weg durch das Gestrüpp und gelangte zu einer Veranda, auf der eine weisshaarige alte Frau in einem Schaukelstuhl in der Spätsommersonne sass. Ihre Augen waren geschlossen. Sie fuhr erschrocken hoch, als Field nach seiner Cousine fragte und ihren Namen rief. Einige Minuten später erschien Emily Gunnell in der Tür.

«Als ich dich zum letzten Mal gesehen habe, warst du in Oakland und noch ein Baby», rief sie aus. «Komm doch herein.»

Es war, als hätte Lee etwas geahnt, als er seinen Vorschlag machte. Die beiden Frauen versuchten schon seit Langem, Bush Hill zu vermieten, damit sie in wärmere Gefilde umziehen konnten. Emily Gunnell gestand, sie habe nur Minuten vor der Ankunft ihres Vettters um ein Wunder gebetet. Und nun habe Gott eines geschehen lassen. Eine halbe Stunde später hatte Field das Herrenhaus angemietet, natürlich ohne Putzi zu erwähnen. Er erklärte den Schwestern, ihr Heim solle als Horchposten der Federal Communications Commission, einer unabhängigen Kommunikationsbehörde, genutzt werden.

Die beiden Frauen waren bereit, sich unverzüglich in einem Hotel einzuquartieren. Bevor sie sich ans Packen machten, baten sie Field um Rat, was sie mit dem halben Dutzend auf dem Anwesen abgestellten Oldtimern anfangen sollten. Er schlug vor, sie verschrotten zu lassen – was die beiden auch brav taten und sich damit Zehntausende Dollar durch die Lappen gehen liessen.

Nach dem Auszug der Frauen richtete man eilends alles für den illustren Bewohner her. Die offene Feuerstelle in der Küche wurde durch einen Elektroherd ersetzt; ein Kühlschrank kam ins Haus. In den Räumen ohne Kamin stellte man Kohle- und Holzöfen auf. Für eine Renovierung blieb keine Zeit. Das Wohnzimmer war verwohnt, die Stofftapeten lösten sich von den Wänden und hingen in Fetzen über die Porträts der Vorfahren der Besitzer herab. Das übrige Dutzend Räume befand sich in einem kaum besseren Zustand.

Im Oktober, nachdem der Präsident persönlich die neue Aufenthaltsregelung genehmigt hatte, verliess Putzi das Fort und bezog Bush Hill. Die Militärs liessen ihn nur allzu gerne ziehen.

«Die Überstellung des Mannes, den niemand kennt, lief zur Zufriedenheit aller Beteiligten ab, und die neue Operation hat bereits begonnen», schrieb Carter an Roosevelts Sekretärin Grace Tully. «Nie habe ich glücklichere Gesichter gesehen als in Fort Belvoir, als der Kommandant formell von der Verantwortung für ein Projekt entbunden wurde, das sich seiner militärischen Erfahrung entzog.»



**PUTZI MACHTE SICH** in seinem neuen Domizil bald wieder an die Arbeit. Ausgerüstet mit einem leistungsstarken Hallicrafter-Kurzwellenempfänger, mit dem er Sendungen aus Deutschland hören konnte, analysierte er die Nachrichten aus Berlin vor dem Hintergrund seines persönlichen Wissens über Hitler und sein Umfeld und legte seine Erkenntnisse schriftlich nieder. Carter verfolgte das Projekt von Anfang an mit lebhaftem Interesse; häufig fuhr er nach Bush Hill hinaus, um Putzi eigene Fragen zu stellen oder solche von Roosevelt zu übermitteln. Field jedoch übertrug man zu seinem grossen Missvergnügen die Aufgabe, Putzi täglich aufzusuchen. Zum Hausstand gehörten noch George Baer, ein hervorragender jüdischer Künstler, dem Putzi vor dem Krieg einmal in Schwabing begegnet war, sowie dessen amerikanische Frau. Als erstklassige Köchin, die zudem Deutsch sprach, brachte sie nicht nur ausgezeichnete Mahlzeiten auf den Tisch, sondern wusste auch mit Putzis aufbrausendem Temperament fertig zu werden. Komplettiert wurde die Belegschaft durch drei Wachsoldaten.

Alle Tage liefen nach dem gleichen Schema ab. Nach dem Frühstück setzte sich «Dr. Sedgwick» in seinem Arbeitszimmer ans Radio. Er hörte sich die wichtigsten deutschen Nachrichtensendungen an und machte sich genaue Notizen auf Deutsch, mit einem gelegentlich eingestreuten englischen Wort oder Satz. Auch las er die *New York Times* und die *Washington Post*. Nach dem Mittagessen hielt er eine Stunde Mittagsschlaf oder widmete sich seiner Lektüre, oft Werken über Friedrich den Grossen oder Büchern von Oswald Spengler. Dann setzte er sich wieder an den Schreibtisch und verfasste seinen normalerweise vier- bis fünfhundert Wörter langen Bericht. Darin analysierte er die deutsche Propaganda, suchte nach Schwachstellen und machte Vorschläge für Gegenangriffe. Field hielt ihn überdies dazu an, seinen Bericht mit einer Frage abzuschliessen. Diese Fragen konnten in der amerikanischen Propaganda zum Einsatz kommen und sollten auf für das deutsche Oberkommando peinliche Details abheben – beispielsweise, was mit den von Hitler gefertigten pornographischen Zeichnungen geschehen sei oder warum sich sein Revolver in Geli Raubals Hand befunden hatte, als man sie 1931 tot in seiner Wohnung fand.

Jeden Nachmittag las Field die handschriftliche Mitteilung Putzis, um sich ihrer Lesbarkeit zu vergewissern, und nahm sie dann in sein Büro im Gebäude Q des Washingtoner Office of Strategie Services mit. Er brauchte Putzis geschliffenes Englisch nicht ein einziges Mal zu korrigieren. Dann wurden vier Originalabschriften und ein Kohlepapierdurchschlag hergestellt. Der Durchschlag kam zu den Akten; die Abschriften waren bestimmt für Grace Tully zur Weitergabe an den Präsidenten sowie für Welles, Donovan und Carter. Field übergab sämtliche Kopien am nächsten Morgen um zehn Uhr im Pressehaus an Carter, der sie, oft versehen mit einem kurzen Kommentar, an die anderen Empfänger weiterleitete.

Dieser Ablauf änderte sich jedoch immer dann, wenn Hitler sprach. Das State Department verständigte Field im Voraus von einer solchen Sendung, und dieser gab die Nachricht telefonisch nach Bush Hill weiter – aus Sicherheitsgründen aus einer Telefonzelle. Putzi verfolgte Hitlers Rede mittels seines hochempfindlichen Empfängers sowie Kopfhörern und machte sich dabei Notizen. Field zufolge war diese Arbeit für Putzi oft schwer und emotional belastend. Sobald Hitler geendet hatte, sprang sein ehemaliger Weggefährte auf und lief ruhelos im Zimmer hin und her wie ein Tier im Käfig. Während der nächsten Stunde, in der er seine Notizen ins Reine schrieb, herrschte Stille, die nur gelegentlich von lauten Ausbrüchen auf Deutsch unterbrochen wurde. Es mochte so spät sein, wie es wollte, diese Berichte gingen sofort per Kurier an Carter sowie an die Abteilungen für psychologische Kriegsführung des OSS und des State Department. Putzis Kommentare flossen in die Sendungen des OSS ein, die von einem Sender der BBC in Kent im Südosten Englands gezielte Falschinformationen nach Deutschland verbreitete. Gelegentlich traf ein Hieb Putzis ins Schwarze, insbesondere die Fragen am Ende der Sendung. Der Reichsrundfunk musste bald einräumen, dass ein hochrangiger ehemaliger Nazi jetzt für die Amerikaner arbeitete.

Roosevelt war begierig darauf, Amerikas neue Geheimdienstwaffe zu erproben. In einer seiner ersten, von Carter an Putzi übermittelten Anfragen wollte er wissen, welche Vorschläge sein neuer Berater für amerikanische

Appelle direkt an das deutsche Volk zu machen hatte, also über den Kopf des herrschenden Regimes hinweg. Putzi riet, bis zum Sieg in Nordafrika zu warten und dann Eisenhower, Marshall oder einen anderen hochrangigen Militär zu den deutschen Soldaten und ihren Familien sprechen zu lassen. Grundtenor: All ihre Opfer seien umsonst gewesen. Seiner Einschätzung nach bestand dann eine realistische Chance, so auf die Wehrmacht einzuwirken, dass sie sich gegen die Nazis stellte und Hitler stürzte, statt «wie nach Versailles einem Dolchstoß-Alibi Nahrung zu geben».

Nur gut zwei Wochen später bat der Präsident Putzi um seine Meinung zu den jüngsten Veränderungen im deutschen Oberkommando; General Kurt Zeitzler war zum Chef des Generalstabes ernannt worden. Putzi behauptete, Hitler zeige zunehmend paranoide Züge, erwarte einen Putsch der militärischen Führungsriege gegen ihn und fürchte, das anbrechende zehnte Jahr seiner Herrschaft könnte sein letztes sein. Die Ernennung eines Himmler-Getreuen wie Zeitzler sei daher ein Zeichen einer «radikalen Entscheidung in letzter Minute», die Reichswehr vollständig zu nazifizieren und «sozusagen prophylaktisch alle tatsächlichen und eingebildeten Juntas, Sabotagepläne, Intrigen und Schritte zu einem Separatfrieden auszuschließen, die von der deutschen konservativen Opposition ausgehen». Kurzum, sie stelle «einen klaren Sieg von Himmler über den quasaristokratischen Göring-Flügel der Partei» dar, schrieb Putzi. «Himmler und Himmlers Gestapo stellen Hitlers letztes Argument dar. Jenseits von Himmler gibt es nur noch das Schicksal – und den letzten wahnsinnigen Coup des politischen Desperados.»

Ab und an bat der britische Geheimdienst durch Welles um die Genehmigung, Putzi aufsuchen und verhören zu dürfen. Diese wurde zwar erteilt, doch Field hatte Anweisung, keinen Menschen mit seinem Gefangenen allein zu lassen. Einmal wollten Fachkollegen von Field Putzi befragen, worauf jener ihn in einen Raum im Keller des Justizministeriums brachte. Die Anthropologen hatten keine Ahnung, worauf sie sich eingelassen hatten. Putzi mit seinem rasiermesserscharfen Verstand machte Hackfleisch aus ih-

ren weitschweifigen und ziemlich durchsichtigen Fragen. So stellte sich Field einen Nobelpreisträger vor, der gezwungen ist, sich höflich mit einer Gruppe Jugendlicher zu unterhalten.

Obwohl Putzis intellektuelle Fähigkeiten durchaus Eindruck auf Field machten, wurde er ihm persönlich doch keineswegs sympathischer. Für ihn war die Aufgabe, wie er 20 Jahre später erklärte, eine «abscheuliche Pflicht». Putzi benahm sich zusehends launischer und sein «unentschuldbares Betragen» stiess alle vor den Kopf, die sich um ihn zu kümmern hatten. «Er verlangte mehr Abwechslung beim Essen, weniger Rauschen in seinem prima Hallicrafter, mehr Bücher, weniger kratzige wollene Unterwäsche und mehr Bewegungsfreiheit», schrieb Field. Dies bedeutete etwa, dass der gelernte Anthropologe einmal einen vollständigen 20-bändigen *Grossen Brockhaus* aus New York heranschleppen musste; die Bände füllten seinen gesamten Liegeplatz im Schlafwagen. Selbst wenn er sich nicht in Bush Hill aufhielt, musste er rund um die Uhr nach Putzis Pfeife tanzen.

Erschwert wurde Fields Aufgabe noch zusätzlich dadurch, dass Putzi unter immer wieder auftauchenden Zahnproblemen litt. Also machten sich die beiden in Fields altem Ford auf den Weg zu einem Zahnarzt. Da man glaubte, so weniger Aufmerksamkeit zu erregen, fuhren sie stets allein. Die Gefahr eines Fluchtversuchs war gering. Putzi fiel zu sehr auf, als dass er sich lange irgendwo hätte verstecken können. Zudem wusste er, dass man ihn im Fall seiner Ergreifung wieder nach Kanada zurückschicken würde. Das Wichtigste war jedoch die Geheimhaltung der Mission. Auf mindestens einer dieser Fahrten wäre Putzi um ein Haar erkannt worden; auf einer anderen hängte sich eine Reportermeute an ihr Auto, bis es Field gelang, sie abzuschütteln. Auch in seinem eigenen Haus musste Field häufig Anrufe von Reportern abwimmeln, die sich nach Putzis Verbleib erkundigten.

Eines Tages in aller Herrgottsfrühe erhielt Field einen Notruf aus Bush Hill, er möge sofort kommen. Als er eintraf, war die Hölle los. Vor Putzis Arbeitszimmer lag sturzbetrunken der befehlshabende Offizier der Wache. Baer und Field hoben ihn auf ein Sofa, damit er seinen Rausch ausschließ.

Baers Behauptung zufolge hatte Putzi den Soldaten mit Wein betrunken gemacht. Putzi brüllte vor Lachen und wies mit dem Finger auf den Offizier. «Da habt ihr also die US Army; sie kann gar keinen Krieg gewinnen.» Field verbot Putzi, seinen Wachen jemals wieder Alkohol zu geben.

Die Briten wussten zwar nichts von diesen Vorgängen, brachten dem Projekt aber immer noch Misstrauen entgegen, nicht zuletzt wegen der ungelösten transatlantischen Streitfrage, wie eng – oder weit – der Feindbegriff zu fassen sei. In ihren Reden im Frühjahr und Sommer unterschieden Roosevelt und die Mitglieder seiner Regierung immer noch zwischen dem deutschen Volk und seinen Führern. Für Churchill jedoch roch jeder Versuch, die einfachen Leute von jeder Verantwortung für die Taten des Naziregimes loszusprechen, nach Schwäche und Beschwichtigung. In den Augen der britischen Regierung lockte Putzi seine Gastgeber nur weiter in diese unwillkommene Richtung. Einige der von ihm gelieferten Informationen und Empfehlungen – insbesondere sein Drängen darauf, einen Militärputsch gegen Hitler einzufädeln – betrachtete man in London als besonders kontraproduktiv. Dasselbe galt für seinen rabiaten Antikommunismus. Putzi zeige «Anzeichen einer zunehmenden Gefährlichkeit seiner Ratschläge hinsichtlich Deutschlands», schrieb Campbell von der britischen Botschaft an Carter. Das ganze S-Projekt, so fuhr er fort, «enthält viele Elemente, die sich sowohl direkt als auch indirekt als schädlich für die englisch-amerikanischen und die englisch-sowjetischen Beziehungen erweisen dürften».

London setzte daher seine Bemühungen fort, das Projekt zu untergraben. Etwa drei Wochen vor Putzis Übersiedlung nach Bush Hill hatte Carter die britische Botschaft in einem Brief von diesen Plänen in Kenntnis gesetzt und dringend um Antwort gebeten. Die Botschaft leitete die Information nach London weiter, doch bis zum unmittelbaren Bestehen des Umzugs hatten die Briten immer noch nichts von sich hören lassen. So handelte Carter nach Gutdünken. Erst sechs Wochen später erhielt er einen seiner Meinung nach ziemlich beleidigend formulierten Brief von Campbell, wonach das Home

Office eine Zustimmung zu der neuen Regelung, die ja bereits umgesetzt war und sich bewährte, kategorisch ablehne. Ausserdem bezeichnete Campbell in einem Brief an Welles Putzis Berichte als «völlig nutzlos vom Standpunkt sowohl der psychologischen Kriegsführung als auch des Nachrichtendienstes aus» und forderte, ihn nur für einen Monat probeweise in Amerika zu belassen.

Carter war empört über dieses neue Beispiel britischer Doppelzüngigkeit. In seinen Augen entsprachen Putzis Lebensbedingung exakt dem «Geist» der ursprünglichen Vereinbarung: Er stand immer noch unter bewaffneter Bewachung und Kontaktsperre. Carter nahm Rücksprache mit Welles und teilte Campbell dann mit, der Präsident habe die Regelung gebilligt und bestehe mit Nachdruck darauf, dass die britische Regierung die Angelegenheit auf sich beruhen liesse. Noch mehr verstimmtete Carter Campbells Eingeständnis, dass die britische Regierung keinen Nutzen aus Putzi zu ziehen, sondern ihn nur den Amerikanern zu entziehen gedenke und dem ganzen Projekt ein Ende setzen wolle.

Nach Putzis einmonatiger Probezeit liess Carter die Briten endgültig auflaufen. Er fühlte sich dazu ermutigt, weil es in London offenbar Leute gab, die seine Bemühungen schätzten. Am 20. November schrieb Carter an den Präsidenten, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, dass der britische Nachrichtendienst ihm am Tag zuvor «zu dem Wert und der Form der Berichte von Dr. Sedgwick gratuliert» und dringend um weitere in dieser Art gebeten habe. Da seine eigene Reputation und Karriere von dem Projekt abhingen, äusserte sich Carter ebenfalls voll des Lobes über die Arbeit seines Schützlings. Putzi habe in einer Rede Hitlers in einem Brauhauskeller am 8. November eine Andeutung gefunden, welche belegte, dass die Nazis vorhatten, in Spanien einzufallen und Sevilla und Gibraltar zu besetzen. Putzi, so Carter in einem Bericht an Welles, erinnere sich an «viele Gespräche, in denen Hitler darauf hinwies, dass es von Berlin bis zur Wolga genauso weit sei wie von Berlin nach Gibraltar und dass Deutschland beide dazwischen liegenden Gebiete sichern müsse, um in Europa unangreifbar zu sein».

Dieses Werben für das S-Projekt erfolgte wohl auch im Hinblick auf Carters Bemühungen, mehr Geld dafür locker zu machen. Die Kosten beliefen sich bereits auf 4'000 Dollar monatlich – eine erkleckliche Summe. Nun wollte Carter weitere 500 für Zusatzausgaben, zum Beispiel für die Instandsetzung der Strasse, Bohren eines Brunnens, Stromleitungen, medizinische Versorgung und andere mit Putzis Unterbringung in Bush Hill einhergehende Nebenkosten.

Allerdings fragte sich Carter bereits, wie lange sich das Projekt noch würde geheimhalten lassen. Die britische Botschaft in Washington hatte schon an einige Zeitungen durchsickern lassen, dass Putzi sich auf dem Territorium der USA befand, ein klarer Versuch, das Projekt zu sabotieren. Zwar hatte noch keine die Story veröffentlicht, doch das schien nur noch eine Frage der Zeit, nicht zuletzt wegen des Artikels für *Hearst's International-Cosmopolitan*, an dem Putzi schon seit Längerem arbeitete. Nun überlegte Carter, ob es nicht besser sei, die Flucht nach vorne anzutreten und das ganze Projekt publik zu machen.

Diese Idee rief Roosevelt auf den Plan. Der Umstand, dass die Regierung auf einem Herrnsitz in der Nähe Washingtons einen prominenten Exnazi beherbergte, konnte sehr peinlich werden und Zweifel Nahrung geben, ob ihr tatsächlich an der vollständigen Niederlage des Hitlerregimes gelegen war. Das Problem barg umso mehr Sprengkraft, weil der Präsident bereits wegen eines anderen Deals unter Beschuss stand: Mit seiner Zustimmung war Jean-Louis Xavier François Darlan, ein berüchtigter Vichy-Kollaborateur, zum Chef der Zivilregierung in Nordafrika ernannt worden als Dank für seine Unterstützung der *Operation Torch*, mit der die Invasion der Alliierten begann. Der amerikanische Kolumnist Samuel Grafton prägte sogar einen Begriff für diesen und mehrere ähnliche Fälle: Darlanismus.

Roosevelt zitierte Carter zu sich und befahl ihm, «zu einer raschen Vereinbarung mit dem Verleger des *Cosmopolitan* zu kommen». Am 4. Januar 1943 konnte Carter dem Präsidenten Vollzug melden: Die Zeitschrift hatte sich bereit erklärt, die Veröffentlichung des Artikels bis zum 1. Februar zurückzustellen; unterdessen würde die Regierung am 28. Januar Putzis Anwesenheit bekanntgeben, und zwar zeitgleich mit umfassenden Propaganda-

plänen aus Anlass des kurz bevorstehenden zehnten Jahrestages der Machtübernahme Hitlers.

Carter nutzte die gewonnene Gnadenfrist gut. Er nahm Kontakt zu einigen führenden Journalisten auf – darunter Dorothy Thompson, Walter Millis, der Leiter des Auslandsressorts der *New York Herald-Tribune*, sowie die Berichterstatter der Nachrichtenagenturen Associated Press und United Press beim State Department –, um ihnen die näheren Umstände des Falles zu erklären. Putzi, so versicherte er ihnen, sei «ohne politische oder diplomatische Bedeutung in Bezug auf das politische Leben in Deutschland». Auch dementierte er nachdrücklich jede Parallele zwischen seinem Schützling und Darlan. Im Gegenzug für ihre Einweihung erklärten sich die Journalisten bereit, die einmonatige Nachrichtensperre einzuhalten.

Carters am 28. Januar um Mitternacht herausgegebene Pressemitteilung war kurz und knapp. Nach einer Zusammenfassung von Putzis Werdegang unter Betonung seiner diversen Bindungen an Amerika – von seinem Harvardstudium bis zum Dienst seines Sohnes in der US Army –, beschrieb Carter dessen Überstellung von kanadischem in amerikanischen Gewahrsam und hob hervor, dass Putzi «mit Vertretern der amerikanischen Nachrichtendienste hinsichtlich verschiedener Aspekte des Hitlerregimes und der Nazibewegung aktiv zusammenarbeitet». Es sei allerdings nicht «vereinbar mit dem öffentlichen Interesse, zum jetzigen Zeitpunkt Einzelheiten zu seinem gegenwärtigen Aufenthaltsort oder der genauen Art seiner Dienste für diese Regierung preiszugeben».

Die amerikanischen Medien nahmen solche Versicherungen bereitwillig hin. Immer noch beherrschten Berichte über das Gipfeltreffen zwischen FDR und Churchill in Casablanca und über den erfolgreichen russischen Gegenangriff bei Stalingrad die Titelseiten der Zeitungen. Im Vergleich dazu war Putzi kaum einer Meldung wert. Ein Bericht von Associated Press stellte fest, dass er «unter Bewachung» stünde und «kein US-Agent» sei, aber viele nützliche Informationen geliefert habe. Aus einer gutunterrichteten Regierungsquelle – vermutlich Carter – verlautete, dass Putzi «ausführlich und sehr eingehend» verhört worden sei und «freiwillig eine Menge In-



formationen über die Naziartei, die Parteiführer und die Persönlichkeiten um Hitler geliefert» habe. Bemüht, die Bedeutung der Operation herunterzuspielen, führte der Informant aus, dass Putzi als «ziemlich instabiler Geist» gelte; er habe ausserdem seit mindestens fünf Jahren keinen Kontakt mehr zu Deutschland gehabt und sei daher «zu keiner Frage von Bedeutung herangezogen worden».

Unter welcher strikter Geheimhaltung die ganze Operation bisher gelaufen war, lässt sich daran ermesen, dass die für die Überwachung von Ausländern zuständige Alien Enemy Control Unit des Justizministeriums erst durch diesen Bericht von der Anwesenheit Putzis in Amerika erfuhr. Deren Chef Edward J. Ennis fragte tags darauf schriftlich bei Hoover an, ob das FBI über Informationen verfüge, dass Putzi als feindlicher Ausländer zu einem Sicherheitsrisiko werden könnte. Hoover schrieb ihm eine beruhigende Antwort.

Die Presse meldete Putzis Anwesenheit zwar ganz neutral, doch die Akten des FBI enthalten eine Reihe von Zuschriften normaler amerikanischer Bürger, manche von ihnen waren offensichtlich vor Kurzem aus Deutschland geflohen, die ihr Entsetzen darüber zum Ausdruck bringen, dass ein derart enger Gefährte Hitlers nun für US-Behörden arbeiten sollte. «Als erwiesener Feind der Demokratie und sämtlicher Menschenrechte sollte er Misstrauen seitens der Regierung ernten», schrieb ein besonders aufgebrachter Kritiker, dessen Name geschwärzt wurde. «Ich kann nicht glauben, dass das State Department im Begriff ist, vertrauliche Beziehungen mit diesem Mann anzuknüpfen.»

Ungeachtet solcher Einwände beglückwünschte Carter sich selbst, dass die Neuigkeit so «gut präsentiert und gut aufgenommen» worden war. Er war mit seiner eigenen Leistung so zufrieden, dass er am nächsten Tag an den Präsidenten schrieb und ihm schilderte, wie er die Medien durch Einzelgespräche mit sorgfältig ausgewählten Reportern und Redakteuren auf Linie gebracht hatte. Diese Methode, so meinte er, biete sich an als Schema für die künftige Pressearbeit. Insbesondere für die des State Department,

dessen Repräsentanten bei den Journalisten im Ruf standen, zugeknüpft zu sein und sie grundsätzlich nicht ins Vertrauen zu ziehen.

Die britische Regierung verhielt sich weit weniger zuvorkommend. Die britische Botschaft schrieb Welles am Tag vor der Veröffentlichung der Pressemitteilung und verlangte, Putzi wieder in ihren Gewahrsam zurückzuführen. Carter sah darin nur einen weiteren Versuch Londons, Schwierigkeiten zu machen, und schäumte vor Wut. In einer achtseitigen Mitteilung an Roosevelt lobte er Putzis Mitarbeit, die sich seinen Worten zufolge eher als «nützlich denn als wichtig» erwiesen hatte, und nahm die Behauptung der Briten auseinander, sie seien über seine Schritte im Dunkeln gelassen worden. Bei ihren Einwänden gehe es um mehr als nur um Putzi, so versicherte er dem Präsidenten; die Briten versuchten, sich das Monopol über die politische Information und die Kontakte zu Europa und dem Nahen Osten zu sichern, und seien entschlossen, «Putzi wieder in ihren Besitz zu bringen, um ein Exempel ihrer De-facto-Überlegenheit auf diesem Gebiet zu statuieren».

Dann wies Carter daraufhin, dass Putzi seinen Teil der Abmachung erfüllt habe, in gutem Glauben und nach besten Kräften. Ihn zur Rückkehr nach Grossbritannien zu zwingen sei «ungerecht und unmenschlich» – und möglicherweise lebensbedrohlich, insbesondere falls er wieder in ein Lager gesteckt würde, in dem Naziterrorgruppen die Gefangenen bedrohten. Carter zog ein eindeutiges Fazit: «Meines Erachtens gibt es gute Gründe für eine ruhige, gemässigte und freundliche Zurückweisung einer allem Anschein nach recht willkürlichen Forderung.» Roosevelt hielt sich an seinen Rat.

Einige Wochen später erschien im März 1943 *Cosmopolitan* mit Putzis Artikel. Eine der aufsehenerregendsten Behauptungen darin war, dass Hitlers Nichte Geli Raubal nicht von eigener Hand gestorben, sondern von Hitler erschossen worden sei, weil sie sich in ihren jüdischen, aus Wien stammenden Gesangslehrer verliebt habe. «Geli starb an einer Schusswunde aus Adolf Hitlers Revolver», schrieb Putzi. «Danach liess Hitler in einem Anfall von Panik Hermann Göring und Gregor Strasser, einen Parteiführer, herbei-

holen. Strasser machte mit finsterner Miene auf dem Absatz kehrt. Hitlers Hass auf ihn geht auf diesen Augenblick zurück. Strasser hatte sich gewei- gert, es als Unfall zu bezeichnen.» Der Artikel behauptete zudem, Hitler habe nach dem Mord eine «Reihe von Blondinen» von Bühne und Leinwand ausprobiert, denen Joseph Goebbels eingeschärft habe, Hitlers «Mutterkom- plex» zu pflegen. All das war ein wenig pikanter als das Material für Roo- sevelt, allerdings zweifellos auch etwas weiter von der Wahrheit entfernt.

Trotz solcher Veröffentlichungen verschwand Putzis Name in den fol- genden Monaten aus der Presse. Seine Anwesenheit war dennoch weiterhin eine Quelle der Neugier. Im folgenden April trat die Filmgesellschaft United Artists im Namen Charlie Chaplins an das FBI heran. Chaplin hatte gerade seine Hitler-Parodie *Der grosse Diktator* fertiggestellt, das Studio liess sich jedoch nicht darüber aus, was er von Putzi wollte. Jedenfalls teilte ihm das FBI mit, es sei «gegenwärtig unmöglich, seine Dienste in Anspruch zu neh- men».

**PUTZIS INTERESSE** an routinemässigen Propagandaberichten hatte bereits während seines Aufenthalts in Fort Belvoir merklich nachgelassen. Field fand die Lösung für dieses Problem. Zusätzlich zu seiner üblichen Arbeit sollte Putzi nun ein eingehendes persönliches Dossier über Hitler anfertigen. Mit Hilfe eines Psychologen der US-Regierung wurde ein Fragenkatalog erstellt, anhand dessen Putzi schriftlich Hitlers Stärken und Schwächen, seine Launen und Marotten sowie seine Einstellungen zu allen möglichen Dingen wie Musik, Kunst und Literatur bis hin zu Religion und Frauen schildern sollte. Putzi stürzte sich mit Feuereifer in seine neue Aufgabe und füllte tagelang Seite um Seite. Fields Sekretärin tippte jedes Kapitel ab, bis ein 50-seitiges, doppelzeilig geschriebenes Manuskript beisammen war. Es war zwar ein wenig unstrukturiert, aber faszinierend zu lesen. Schliesslich setzten sich die beiden Männer tagelang zusammen, um das Material in eine logische Reihenfolge zu bringen.

Nach Meinung von Roosevelts Sekretärin Grace Tully war der Bericht auch für den Präsidenten interessant, weshalb eine sorgfältig getippte Abschrift schwarz eingebunden und dem Weissen Haus übergeben wurde. Tully hatte recht. Roosevelt mit seiner Vorliebe für persönlichen Klatsch und Tratsch war begeistert und nannte das Werk «Hitlers Gute-Nacht-Geschichte». Er liess überdies sein Exemplar Harry Hopkins, seinem langjährigen Vertrauten und inoffiziellen Berater in Auslandsangelegenheiten, sowie mehreren anderen Beratern. Die Endfassung, datiert auf den 3. Dezember 1942, zählte 68 Seiten. Darauf versuchte sich Putzi an einer umfassenden Analyse von Hitlers Charakter und Verhalten sowie der Einflüsse, de-

nen dieser unterlag. Der Ton war kritisch und unterschied sich stark von den Elogen auf seinen geliebten Führer, die Putzi nur wenige Jahre zuvor aus der Feder geflossen waren.

Wie vielleicht nicht anders zu erwarten, sah Putzi die Ursprünge von Hitlers späteren Taten in dessen Kindheit – sein gewalttätiger Vater hatte ihn misshandelt, und seine «hysterisch dreinblickende» Mutter nahm eine zentrale Stellung in seiner ganzen «erotischen Genesis» ein. Dass es Hitler als Jugendlichen an formaler Schulbildung mangelte, war der Grund für sein anhaltendes Misstrauen gegen alle, die er als «Professorentyp» bezeichnete. Dafür hatte er von Kindesbeinen an ein ausserordentliches Rednertalent bewiesen und war belesen, vor allem schlugen ihn herausragende rhetorische und historische Glanzleistungen in Bann. An Biographien grosser Persönlichkeiten faszinierte ihn stets «das Demagogische, Propagandistische und Militaristische», nicht aber die nachdenklichen Züge.

Hitler verehrte unterschiedliche Helden, doch sie glichen sich stets in ihrer Bereitschaft, ihre Ziele durch den hemmungslosen Einsatz von Macht zu erreichen. So bewunderte Hitler an Oliver Cromwell, dass er König Charles hatte köpfen lassen. An Feldmarschall Blücher pries er die Entschlossenheit, mit der er die preussische Armee gegen Napoleon geführt hatte. Dieser wiederum sei selbst in wachsendem Masse eine Art Vorbild für den Diktator geworden, so Putzi, und an die Stelle seines früheren Helden Friedrich der Grosse gerückt. Hitler bewunderte an Napoleon dessen revolutionären Geist sowie seine antikonservative, antikapitalistische und antibourgeoise Einstellung. Besonders beeindruckte ihn, wie Napoleon die Franzosen Schritt für Schritt nach seinen Vorstellungen geformt habe; Hitler habe die Absicht, dies mit den Deutschen genauso zu machen.

Laut Putzi pflegte Hitler zu behaupten, einen Befehl «aus einer anderen Welt» zur Rettung Deutschlands erhalten zu haben, während er im Herbst 1918 im Lazarett von Pasewalk lag. Hitlers Selbstbild hatte sich jedoch im Lauf der Jahre verändert. Anfang 1923 bezeichnete er sich als den «Trommler, der einer kommenden grossen Befreiungsbewegung voranmarschiert».

Dies bedeutete, dass eines Tages ein grösserer Befreier kommen würde, was die Unterwürfigkeit, die er Ludendorff und den anderen Angehörigen der militärischen Kaste gegenüber an den Tag gelegt hatte, zu einem Grossteil erklärte. Zehn Jahre später war aus dem Trommler der Führer geworden, und die Nazigeschichtsschreiber gingen sogar so weit, zu leugnen, dass Hitler je diesen Ausdruck benutzt hatte. Wenn er überhaupt als «Trommler» bezeichnet worden sei, dann von seinen Feinden, die seinen Anspruch auf die Alleinherrschaft in Abrede stellten. Johannes der Täufer habe sich in den Messias verwandelt, doch Hitlers Vorstellung des Messias sei nicht «der gekreuzigte Christus, sondern der zornige Christus – Christus mit der Geissel».

Putzi lieferte auch eine detaillierte Schilderung des Menschen Hitler – und was für eine! Peinlich auf seine äussere Erscheinung bedacht, zog Hitler in der Öffentlichkeit niemals den Mantel aus, wie heiss ihm auch sein mochte. Auch stellte er stets sicher, dass ihn niemand im Bad oder nackt zu Gesicht bekam. Seine Lebensweise war spartanisch: Er ernährte sich vegetarisch und gab bald nach Beginn des Ersten Weltkriegs das Rauchen auf. Nach seiner Haft in Landsberg trank er auch kaum noch. Dieser asketische Zug war verantwortlich für seine wachsende Abneigung gegen den Genussmenschen Röhm mit seiner allgemein bekannten Vorliebe für üppiges Essen und guten Wein. Obwohl Hitler körperlich fit war und unermüdlich arbeiten konnte, interessierte ihn Sport nicht im Geringsten; er konnte nicht schwimmen, er fürchtete sich sogar sehr vor dem Wasser, und ging nur gelegentlich spazieren. Er verausgabte sich körperlich ausschliesslich bei öffentlichen Auftritten. Nach einer grossen Rede war er schweissgebadet; Entspannung und Ruhe fand er nur, wenn er sich in eine Erschöpfung bis fast zur Ohnmacht geredet hatte. Vielleicht schlief er infolgedessen schlecht – er ging stets so spät wie möglich zu Bett und schluckte dann unweigerlich ein Beruhigungsmittel.

Musik war eine von Hitlers wichtigsten Zerstreuungen. Sie diente einem dreifachen Zweck: Sie isolierte ihn vom Rest der Welt, sie entspannte ihn, und sie spornte ihn wieder zu Aktivitäten an. *Tristan* liebte er immer und überall; wenn ihm eine unangenehme Situation bevorstand, liess er sich ger-

ne die *Meistersinger* vorspielen. Manchmal zitierte er auch Textpassagen des *Lohengrin*, den er zu Putzis Erstaunen anscheinend auswendig gelernt hatte. Neben Wagner, Verdi und bestimmten Stücken von Chopin und Richard Strauss mochte er auch Zigeunermusik, Rhapsodien, Liszt und Grieg. Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven und Brahms lehnte er ab. Er war versessen auf Filme, insbesondere auf in Deutschland verbotene, die Goebbels ihm beschaffte und die er in seinem Privatkino in der Reichskanzlei ansah. Dort liefen auch solche über politische Gefangene und Hinrichtungen. Variete und Zirkusnummern liebte er ebenfalls sehr. «Der Kitzel, wenn unterbezahlte Artisten ihr Leben riskierten, ist für ihn ein echter Genuss», schrieb Putzi. Raubtierdressuren dagegen liessen ihn kalt, sofern sich nicht eine Frau dabei in Gefahr begab.

Hitlers Geschlechtsleben jedoch war Putzi ein Rätsel, obwohl er den Naziführer jahrelang aus nächster Nähe miterlebt hatte. Putzi mutmasste wie einige andere auch, wenn auch ohne einen konkreten Beweis, dass Hitler sich während seiner Zeit in Wien 1909 möglicherweise eine Geschlechtskrankheit zugezogen hatte. Weitgehend ausser Zweifel stand, dass er während seines Aufenthalts im Männerwohnheim Brigittenau mit Homosexualität konfrontiert war. Das Wohnheim war berüchtigt als Ort, «den ältere Männer auf der Suche nach jungen Männern aufsuchten». Putzi glaubte jedoch nicht, dass Hitler sich jemals aktiv homosexuell betätigt hatte: «Während der wahre Adolf Hitler sich dem Diagnostiker entzieht, gibt es bestimmte Tatsachen, die beweisen, dass seine sexuelle Situation unerträglich und sogar verzweifelt ist. Es scheint psychische, wenn nicht sogar physische Hindernisse zu geben, die wirkliche und vollständige sexuelle Erfüllung auf Dauer unmöglich machen. Im Allgemeinen ist das, wonach er sucht, halb Mutter und halb Geliebte.» Da Hitler demnach keine Befriedigung fand, suchte er stattdessen ein Ventil, indem er in einer Art und Weise zu einer Menge sprach, die der Werbung um eine Frau gleichkam. Als Putzi ihn einmal fragte, warum er nicht geheiratet habe, antwortete er: «Die einzige Braut, die für mich in Frage kommt, ist die Masse, ist das Volk – ist Deutschland!»

Eine von Hitlers seltsamsten Gewohnheiten war, ständig eine Peitsche mit sich herumzuschleppen und damit herumzufuchteln, wenn er, gewöhnlich in schüchternem Ton, mit einer Frau sprach. Putzi war überzeugt, dass dieses Accessoire in seiner Beziehung zum anderen Geschlecht irgendeine geheimnisumwitterte Rolle spielte: «Diese ganze Peitschenschwingerei ist anscheinend mit einem verborgenen Bedürfnis seitens Hitlers nach einem Erektionszustand verbunden, der seinen grundlegenden sexuellen Minderwertigkeitskomplex überwinden könnte.» Dann vermutete er noch, diese Marotte könnte irgendwie durch seinen sadistischen, peitscheschwingenden Vater ausgelöst worden sein.

**DAS PORTRÄT HITLERS** bildete nur einen von Dutzenden Berichten, die Putzi für die Amerikaner niederschrieb. Die Akten mit seinen Unterlagen aus jener Zeit geben einen Eindruck davon wieder, welche Art Material er lieferte. In einer sechsseitigen Analyse mit dem Titel «Die deutsche Situation zum Jahresbeginn 1943» vom 4. Januar beschrieb er die Versuche der Nazis, die Bevölkerung bei der Stange zu halten, trotz der Katastrophe der erfolgreichen sowjetischen Gegenoffensive bei Stalingrad und trotz der Vorstöße der Amerikaner und Briten in Nordafrika. «Dies hat die deutsche Moral und das deutsche Prestige sicherlich nicht günstig beeinflusst», urteilte er. Da abzusehen war, dass sich der Krieg in ein viertes Jahr hineinziehen würde, lag der Vergleich zum Ersten Weltkrieg und dessen Kulminationspunkt in dem «grossen Nervenzusammenbruch, der Novemberrevolution von 1918», nahe, etwas, das Hitler und seine Verbündeten verzweifelt zu verhindern suchten. Aus diesem Grund führte Hitler, ebenso Goebbels und Göring, dem Volk immer öfter den glorreicheren Siebenjährigen Krieg und Friedrich den Grossen vor Augen. Hitler hatte die Parallele zwischen diesem und dem gegenwärtigen Krieg zum ersten Mal in einer Rede im Löwenbräukeller im November 1942 gezogen und seither immer öfter darauf angespielt. Derartige Bemerkungen, so Putzi, «stellen einen offensichtlichen Versuch dar, die Massen an den Gedanken zu gewöhnen, eher in einem



Zeitraum von sieben als von vier Jahren zu denken – und an einen fernen Sieg statt an eine drohende Niederlage».

Putzi erschienen derartige Vergleiche zwischen Hitler und Friedrich dem Grossen unangebracht. Hitler sei nicht nur ein «Usurpator, der seine Herrschaft durch unterdrückerische, quasipolizeiliche Behörden zu stützen gezwungen ist», und kein legitimer Herrscher, sondern seine Ziele seien auch ganz andere: Friedrich habe nur begrenzte, am preussischen Staatsgebiet orientierte geographische Ziele verfolgt und sei an der Zukunftssicherung des neuen Deutschland interessiert gewesen. Hitlers Reich dagegen sei «eine geographische und ethnische Ungeheuerlichkeit». Einen anderen Seitenhieb gegen Hitler konnte sich Putzi ebenfalls nicht verkneifen. Während Friedrich für fortschrittliches Denken stand und Männer wie Voltaire, Diderot, d'Alembert, Maupertuis und andere bedeutende Denker an seinen Hof geholt hatte, ging Hitler grossen Gelehrten bewusst aus dem Weg; er «verbringt den Grossteil seiner Freizeit in der Gesellschaft geistiger Chauffeure». Putzi war stolz auf seinen Bericht. «Da die obigen Ausführungen in keiner Weise über das Wissen des Durchschnittsdeutschen hinausgehen, spricht alles für ihre sofortige Verwendung zu Propagandazwecken», empfahl er.

Vier Tage später verfasste Putzi einen Kommentar zu Goebbels' Neujahrsansprache. Sie beeindruckte ihn nicht: Eine sorgfältige Prüfung des deutschen Originaltextes «beweist auch ohne den Schatten eines Zweifels, dass Goebbels das letzte Register seiner grossen Wurlitzer-Orgel zieht ... Die verschiedenen Versicherungen, Versprechungen etc. etc., die von dem unerwarteten Zusammenbruch der deutschen Front am Kaukasus – und vor Stalingrad – widerlegt worden sind, werden tödlich auf Goebbels und das Hitlerregime zurückschlagen.» Putzi sagte voraus: «Der Anfang vom Ende ist viel, viel näher, als die meisten Leute glauben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Goebbels zu der Zeit, da wir die nächste deutsche Neujahrsansprache hören werden, endgültig verschwunden sein. In letzter Analyse ist die Rede... das offene Eingeständnis, dass die geopolitische Gangsterphilosophie endlich in die Schranken gewiesen worden ist.»

Am 8. März schrieb Putzi einen weiteren Bericht über «die wahrscheinliche Form des Ab tretens von Adolf Hitler von der Bühne der Geschichte». Darin spekulierte er etwas voreilig darüber, ob Hitler wohl Selbstmord begehen würde. Er gelangte zu dem Schluss, dass der Diktator wahrscheinlich so handeln würde, wenn er sich in einer derart ausweglosen Lage sah, dass er einen «legitimen» Grund dazu hatte. Eine mögliche Alternative sei, dass er den «Heldentod» an der Front suchen würde: «Hitler weiss, dass es im Falle einer Niederlage kein St. Helena für ihn geben kann.»

Putzi beschränkte sich nicht auf Kommentare zu Hitler. Nachdem er ihn beschrieben hatte, wandte er sich dessen Handlangern zu. In einem Bericht über Himmler vom 23. April 1943 schilderte er diesen als grosses Kind – «unreif, in sich eingeschlossen und gefühllos, kaputt gemacht durch den Grossen Krieg und dessen Nachwirkungen». Der Schlüssel zur Psychologie Himmlers, so Putzi, liege darin, dass er ursprünglich Landwirt und Agronom habe werden wollen und daher die Welt mit den Augen eines einfachen Bauern sah. «Für ihn ist Deutschland nichts anderes als ein grosses Landgut. Seine Pflicht besteht darin, Ergebnisse zu erzielen. Hindernisse, die im Weg liegen, werden entweder als Fehler oder Sabotage betrachtet. Erstere müssen korrigiert, Letztere so behandelt werden, wie man mit Unkraut oder Ungeziefer verfährt, durch Ausrottung. Gefühle spielen da keine Rolle. Es ist einfach nur Teil der Aufgabe. Bauern gehören in der Regel nicht dem Tierschutzverein an.»

Himmlers wahre Braut sei, so Putzi, die Hakenkreuzfahne. Dies erkläre teilweise Himmlers Einstellung zur Ehe. «Er wählte eine Frau, die einen Nobelpreis für weibliche Hässlichkeit verdient hätte und daher keine Gefahr darstellt, von einem zu aufreibenden häuslichen Liebesleben in Bann geschlagen und entkräftet zu werden.» Tatsächlich sah Frau Himmler «so unmöglich aus, dass sie nie zu sehen ist».

Solche Anekdoten gaben natürlich eine fesselnde Lektüre ab. Zwar darf ihr praktischer Nutzen bezweifelt werden, doch Roosevelt zeigte einen beachtlichen Appetit auf die Art persönlicher Details, die Putzi zu liefern wusste. Aber sie hatten ihren Preis. Im Mai beantragte Carter eine weitere Auf-

stockung seines Monatsbudgets von 4'500 auf 5'000 Dollar. Grund waren nicht nur Putzis Arztrechnungen – nach umfassenden zahnärztlichen Arbeiten stand jetzt eine Mandeloperation an –, sondern auch eine Erweiterung des Projekts; Carters New Yorker Büro wurde vergrössert und der Schriftsteller Henry Pringle engagiert.

**ALLERDINGS FANDEN NICHT ALLE BERICHTE** wohlwollende Aufnahme. Den Empfängern stiess oft nicht nur Putzis Antisemitismus übel auf, sondern noch mehr sein heftiger Antikommunismus. Besonders krass zeigte sich dies anlässlich des Massakers von Katyn. Am 13. April 1943 gab die deutsche Regierung bekannt, ihre vorrückende Armee habe in einem Wald nahe Smolensk die Leichen von 4421 polnischen Offizieren entdeckt. Sie waren mit Kopfschüssen getötet worden, ihre Hände waren mit Stacheldraht gefesselt, und sie lagen Schicht auf Schicht in Massengräbern. Offenbar hatten sich die Männer an den Rand der Grube stellen oder knien müssen. Wenn die Kugel traf, fielen sie vornüber hinein und sparten so ihren Mördern die Mühe, sie zu begraben. Die Nazis begriffen sofort, wie gut sich diese grässliche Entdeckung propagandistisch ausschlachten liess. Die Urheber dieses grauenhaften Verbrechens, so verkündeten sie, seien die Sowjets, die der Westen so begeistert als Alliierte begrüsst hatte. Der Kreml dementierte den Vorwurf und schrieb seinerseits das Massaker den Deutschen zu; diese hätten die Polen umgebracht und wollten jetzt Russland in Verruf bringen.

Putzi hatte keinen Zweifel, dass die Russen die Schuldigen waren, und strich in nachfolgenden Berichten immer wieder heraus, dass die Nazis in ihren in Osteuropa ausgestrahlten Radiosendungen allzu viel Kapital aus dem Massaker schlugen: «Die bittere Wahrheit ist und bleibt, dass die Katyn-Geschichte, wie sie Dr. Goebbels verbreitet, sich als praktisch unwiderlegbar erwies und immer noch erweist. In diesem Zusammenhang tut man gut daran, sich in Erinnerung zu rufen, dass es keine bessere Propagan-

da gibt als die Wahrheit.» Wenn die Alliierten das Ganze unter den Teppich zu kehren suchten, so warnte er, würden sie es nur schlimmer machen. Für alle «Nicht-Bolschewiken» könnte die «Aussicht einer alliierten Invasion des Kontinents durchaus den Zusammenbruch des deutschen Schutzwalls im Osten und die Überflutung Europas durch die bolschewistischen Horden' bedeuten, mit allen Eventualitäten einer weiteren ‚Katynisierung‘ in noch nicht dagewesenem Ausmass».

Derartige Ansichten gefielen Putzis amerikanischen Gastgebern natürlich nicht. Zweifellos hatten auch sie erkannt, dass die Russen verantwortlich zu machen waren. Owen O'Malley, der britische Botschafter bei der polnischen Exilregierung in London, hatte in einem Geheimbericht an Winston Churchill dergleichen angedeutet. Dieser wiederum spielte gegenüber dem Vorsitzenden der polnischen Exilregierung Wladyslaw Sikorski indirekt auf die Schuld der Sowjets an: «Ach, leider sind die deutschen Enthüllungen wahrscheinlich wahr», sagte Churchill. «Die Bolschewiken können grausam sein.»

Dennoch musste der Krieg gewonnen werden, und zu einem Sieg über Hitler waren die westlichen Alliierten unbedingt auf die Hilfe der Russen angewiesen. Nur gut zwei Wochen nach der Entdeckung der Leichen sollte Churchill ein Telegramm an Stalin schicken, in dem er diesem zu seiner «glänzenden Rede» bei der diesjährigen Maiparade gratulierte. Die Wahrheit über Katyn musste warten. Erst 1990 legte der Kreml endlich die Karten auf den Tisch; Präsident Michail Gorbatschow benannte das NKWD [Volkskommissariat für innere Angelegenheiten, Anm. d. Übers.], den Vorläufer des KGB, offiziell als die für das Verbrechen verantwortliche Organisation. Zwei Jahre später händigte der russische Präsident Boris Jelzin seinem polnischen Amtskollegen Dokumente aus, die zweifelsfrei bewiesen, dass Stalin das Massaker befohlen hatte.

Bei anderen Gelegenheiten jedoch lag Putzi schlicht und einfach falsch – sein brennender Hass auf den Kommunismus trübte sein Urteilsvermögen. Am 14. Juli 1943 teilte er Carter mit, er erwarte, dass Hitler in etwa drei Monaten stürzen und daraufhin in Deutschland eine Revolution ausbrechen

werde. Auch warnte er vor den Folgen von Katyn. Das Massaker habe die öffentliche Meinung in Mittelund Osteuropa unzweifelhaft tiefgreifend beeinflusst, was der amerikanische Nachrichtendienst unterschätze, und es bestünde das Risiko, dass «Polen wieder in die Arme Deutschlands getrieben» würde.

**IMMER WIEDER SPRACH PUTZI MIT FIELD** über Egon und wie sehr er seinen Sohn vermisse. Nach der kurzen Begegnung beim Mittagessen im Juni des vergangenen Jahres war Egon zu seiner Einheit zurückgekehrt. Er war jedoch immer noch in den Vereinigten Staaten stationiert, und als Field die Angelegenheit Carter gegenüber erwähnte, schmiedete der einen Plan: Egon sollte zur Bewachung seines Vaters nach Bush Hill abkommandiert werden.

So sah Egon sich in einer, wie er später sagte, bizarren Dreifachrolle: zum einen als Putzis Leibwächter «sowohl gegen eventuelle Gefahren seitens irgendeines verrückten Krauts, der Vater als Verräter hasste, als auch gegen einen möglichen von den Briten inszenierten Zwischenfall, um das S-Projekt in Verruf zu bringen oder zu beenden»; zum anderen als Kriegsgefangenenbewacher, «um Vater an Fluchtversuchen zu hindern»; und schliesslich als sein Privatsekretär, «um ihn beim Radiohören, beim Zusammenstellen seiner Berichte, beim Tippen etc. zu unterstützen». Diese ungewöhnliche Position verstärkte nur Egons Gefühl, «etwas Besonderes zu sein». Field war beeindruckt: Putzis Sohn erwies sich nicht nur als hochintelligent, sondern wusste auch seinen komplizierten Vater zu nehmen. Ausserdem wirkte er auf Field menschlich weit angenehmer als Putzi.

Egon half seinem Vater bei der Durchsicht der von der Federal Communications Commission angefertigten Mitschriften und der ihnen zugesandten Mikrofilme europäischer Zeitungen. Auch hörte er mit ihm die Sendungen des Reichsrundfunks. Zudem liess er seine eigenen Kenntnisse und Erfahrungen in die Berichte Putzis einfließen. Wie ihm auffiel, reagierte sein Vater besonders allergisch auf die wiederholte Forderung, Behauptungen zu kommentieren, wonach Hitler im Sterben liege. Zum vierten oder fünften

Mal mit dieser Frage konfrontiert, riss Putzi der Geduldsfaden: «Hört auf, mir diese verdammte idiotische Frage zu stellen!», fuhr er seinen Gesprächspartner an. «Falls und wenn er stirbt, werde ich es Ihnen mitteilen. Das muss ich sowieso, denn Sie werden es ohnehin mit Sicherheit erfahren. Dieser Mann ist nicht bloss ein Aushängeschild; er ist die Zentralfigur, und es wird enorme Umwälzungen geben; das wird nicht unbemerkt bleiben.»

Kaum mehr Geduld brachte Putzi für die zahlreichen höheren Beamten auf, die ihn unablässig aushorchen kamen. Einmal hörte Egon, wie er einen für psychologische Kriegsführung verantwortlichen General zusammenstauchte, weil dieser kein Deutsch sprach. «Das ist ja lächerlich!», warf Putzi seinem Besucher in der Bibliothek an den Kopf, während Egon draussen heimlich lauschte. «Ich mache Ihnen ein Angebot: Sie kommen zweimal pro Woche hier raus, und ich gebe Ihnen Deutschunterricht, und binnen einiger Wochen werden Sie in der Lage sein, die Arbeit zu erledigen, zu der Sie jetzt unfähig sind.»

Der General zeigte sich nicht geneigt, das Angebot anzunehmen, sondern stürmte aus dem Gebäude, Egons Salutieren kaum beachtend. Der liess seinem Vater ein derartiges Betragen gegenüber einem hochrangigen Offizier nicht durchgehen; schliesslich hatte er ihn praktisch hinausgeworfen. «Wie willst du denn Einfluss ausüben, wenn du dich psychologisch so ungeschickt verhältst?», verlangte er zu wissen. Das war typisch für seinen Vater, dachte er bei sich. Immer schien er jeden gegen sich aufzubringen. Leute wie Putzi waren in Egons Augen zur Kassandrarolle verdammt: «Ihre Propezeiungen sind wahr, doch man hört nicht auf sie. Ihr Rat wird nicht angenommen, weil sie selbst es verhindern: Sie beleidigen ihre Zuhörer so sehr, dass diese den Wert des Gehörten nicht mehr beurteilen können.»

Eines Nachmittags sassen Egon und Field gerade auf der Veranda und genossen den Blick auf den Garten und den Sonnenschein, als Egon dessen Träumereien jäh mit einem unerwarteten Vorschlag unterbrach.

«Der Tod Hitlers würde den Krieg abkürzen», bemerkte Egon. «Ich glaube, ich kann ihn töten. Ich habe die besten Voraussetzungen.» Field horchte verblüfft auf. Dann skizzierte Egon einen verrückten Plan zur Er-

mordung des Naziführers. Er würde nach Berchtesgaden fahren, das er von seinen früheren Besuchen gut kannte, und zwar zu einem Zeitpunkt, an dem er den Naziführer mit Sicherheit dort antreffen würde. Dann ergaben sich zwei Möglichkeiten: Entweder es gelang ihm, einer Wache ein Gewehr zu entreißen und Hitler durch die riesige Fensterscheibe, hinter der dieser bei Sonnenuntergang auf und ab zu schreiten pflegte, zu erschiessen. Oder er brachte die Wachen dazu, ihn einzulassen, beispielsweise indem er behauptete, eine geheime Botschaft von seinem Vater zu überbringen. «Wenn ich erst mal drin bin, würde mich Hitler bestimmt gerne sehen. Wenn ich ihm nahe genug kommen kann, um ihm die Hand zu schütteln, kann ich ihn auch töten.» Egon war überzeugt, in dem nachfolgenden Durcheinander lange genug am Leben bleiben zu können, um Kriegsgefangenenstatus nach der Genfer Konvention in Anspruch zu nehmen, da er «als amerikanischer Unteroffizier auf direkten Befehl des Oberbefehlshabers, den Feind zu töten, gehandelt» habe. Selbst wenn der Plan fehlschlug, so würde er doch, wie Egon glaubte, Hitler psychisch schwer erschüttern.

Der Vorschlag war zwar ziemlich phantastisch, beeindruckte Field jedoch immerhin so sehr, dass er ihn mit Carter besprach. Dieser leitete ihn an den Präsidenten weiter. Der wies ihn kurz und bündig zurück. Das lag aber nicht nur an den mangelnden Erfolgsaussichten; Roosevelt hielt sich offensichtlich an das moralische Prinzip, dass ein Staatsoberhaupt einem anderen nicht nach dem Leben zu trachten hat.

Doch unbeirrt wartete Egon bald danach mit einem weiteren Vorschlag auf. Er hob hervor, dass er über die Luftabwehr von Berchtesgaden Bescheid wusste und dass dies vermutlich zur letzten Zuflucht Hitlers ausersehen war, um etwa ein dramatisches Finale im Adlernest zu inszenieren. Daraufhin sollte er offiziell Offiziere der US Air Force diesbezüglich instruieren. Da stand er nun mit einem Zeigestock in der rechten Hand vor einem Sandkastenmodell von Berchtesgaden mit kleinen Modellflugzeugen und allem Drum und Dran und zeigte, wie sich mit zwei Flugzeugstaffeln die Verteidigungsanlagen überlisten und die Anwesen von Hitler, Göring und den an-

deren zerstören liessen. Das hoch oben thronende Adlernest sollte unangestastet bleiben, da dort wichtige Aufzeichnungen lagerten.

Ein andermal schilderte Egon Field seine Erfahrungen in der Hitlerjugend. Im Rahmen seiner Ausbildung hatte er gelernt, geräuschlos zu töten. Als OSS-Chef William Donovan davon hörte, war er so beeindruckt, dass er Egon in die Spezialausbildung von OSS-Angehörigen einband. Er sollte sie im Congressional Country Club nahe Washington schulen. Im Tarnanzug und mit geschwärztem Gesicht nahm sich Egon – vorgestellt als Sergeant Martin – in der eleganten Umgebung recht merkwürdig aus. Er demonstrierte mehrere Methoden des geräuschlosen Tötens, darunter Erdrosseln von hinten mit einer Klaviersaite, sowie andere Grundprinzipien des Nachtkampfes. Jahre später erzählte ein seriöser Wall-Street-Banker Field, dass ihm die Lektion jenes Tages das Leben gerettet hatte; in der Vorhut von Pattersons Armee war er hinter den deutschen Linien abgesetzt worden und wusste Bescheid über das, was ihm blühte.

Egons Zeit in der Hitlerjugend brachte die US-Behörden auf die Idee, ihm einen weiteren Spezialauftrag zu erteilen. Am 30. Dezember führte ihn Carter in das Büro von Leo Rosten, dem Chef der Inlandsabteilung des Office of War Information (OWI), das für die offizielle Propaganda zuständig war. Dort drängten ihn die beiden Männer, seine Memoiren zu schreiben, und zwar «unter besonderer Berücksichtigung der HJ». Den meisten Menschen wäre vermutlich das Ansinnen, mit gerade einmal 22 Jahren die eigenen Lebenserinnerungen zu verfassen, etwas merkwürdig erschienen. Doch Egon hatte bereits so viel Erfahrung mit der Presse, dass er nicht das Geringste dabei fand.

Anfang Januar 1943 griff er zur Feder. «Ich begann am heutigen Tag, ein paar Leitlinien zur späteren Ausführung ‚meiner Memoiren‘ zu notieren», schrieb er am Neujahrstag in sein Tagebuch. Die Amerikaner stellten ihm noch ein weiteres spannendes Projekt in Aussicht: eine Rolle beim Film. Am 12. Januar holte ihn Rosten zu einem Treffen mit Lt. Col. Frank Capra, der ihm eine kleine Rolle im zweiten Film der Serie «Wofür wir kämpfen» anbot. Egon war sehr angetan von der Idee, doch leider wurde nichts daraus.



Auch mit seinem Buch kam er nur langsam voran. Egon musste nicht nur weiterhin seinem Vater zur Hand gehen, er hatte sich auch um das Leben in Bush Hill zu kümmern – Holz hacken, Vorräte herbeischaffen und Wasser holen, wenn die elektrische Pumpe ausfiel, was sehr oft geschah. Das Schreiben ging ihm zudem nicht eben leicht von der Hand. Egon hatte in der dritten Person – à la Cäsar – schreiben und so eine gewisse Distanz erreichen wollen; doch man hatte ihm davon abgeraten, weil auf diese Weise die Unmittelbarkeit verlorengehe.

Das Vorhaben war keineswegs unumstritten. Carter und Rosten standen zwar voller Überzeugung dahinter, doch General Strong betrachtete es mit Argwohn. Ein Grund dafür lag in einer Militärvorschrift, wonach kein Soldat öffentlich über Angelegenheiten von direkter oder indirekter militärischer Relevanz reden durfte. Auch verletzte es seiner Ansicht nach die mit den Briten getroffene Übereinkunft. Carter wies diese Einwände zurück, und die Frage, ob das Werk veröffentlicht werden sollte oder nicht, wurde zum Gegenstand einer hitzigen Debatte auf Kabinettsebene. Egon hatte nichts gegen das Durcheinander. Im Gegenteil, seine Begeisterung über das Projekt kühlte zusehends ab, sodass ihm die von Zeit zu Zeit eintreffenden «Halt»-Befehle einen willkommenen Vorwand boten, die Arbeit an seinem Manuskript auf Eis zu legen. Schliesslich legte Kriegsminister Henry L. Stimson am 20. Februar die Angelegenheit Roosevelt vor. Carter, der das Projekt befürwortete, sprach ebenfalls mit dem Präsidenten darüber.

Eines Tages Anfang März zitierte Carter Egon zu sich. Mit einer «gepielten Feierlichkeit», die beide amüsierte, sagte er zu ihm: «Sergeant Hanfstaengl, der Präsident hat mich in seiner Eigenschaft als Ihr Oberbefehlshaber angewiesen, Ihnen seinen direkten Befehl zu übermitteln – dass Sie sich hinsetzen und Ihre Memoiren schreiben sollen.» Am 9. März machte sich Egon ernsthaft an die Arbeit. Nachdem Carter eine Woche später einen ersten Blick darauf geworfen hatte, sprach er von «erstklassigem Material».

Jede einzelne Seite ging an den OSS, wo eine Schreibkraft mehrere Abschriften herstellte. Eine davon, so machte man Egon glauben, wurde an

Roosevelt weitergeleitet und auch von ihm gelesen. Ab und an ermutigte Carter Egon mit interessierten oder billigenden Botschaften vom Präsidenten. Als weiteres Bonbon berichtete Carter, *Readers Digest* habe Interesse an Auszügen aus dem Buch geäußert und eine beträchtliche Summe dafür geboten. Jetzt machte das Projekt rasche Fortschritte. Am 1. Juni erhielt Egon das vollständige Manuskript zum Korrekturlesen und zur Überprüfung zurück.

Carter imponierte Egons Arbeit. Eine Woche später lobte er sie in einem Brief an Roosevelt als «ein sehr beeindruckendes Dokument» und nach weiterer Überarbeitung hervorragend nutzbar für Propagandazwecke. Auch legte er dem Präsidenten nahe, Egon persönlich kennenzulernen, bevor dieser ausziehe, «um für dieses Land sein Leben aufs Spiel zu setzen». Roosevelt las bereitwillig das Manuskript, hielt es jedoch nicht für klug, den «jungen Putzi» zu treffen. Egon selbst war das Projekt unterdessen so leid, dass er sich gerade noch dazu aufrufen konnte, die Rohfassung durchzulesen. Am 8. Juli übergab er Field alle 477 Schreibmaschinenseiten und wartete ab, was geschehen würde. Das Manuskript trug den Titel *Out of the Strong*.

Während Egon die letzten Arbeiten an seinem Buch verrichtete, wuchs Putzis Sorge um seine Mutter, die mittlerweile hoch in den 80ern war. Sie hatte ihm regelmässig nach Fort Henry geschrieben, jedoch waren die Briefe nur bis in das Büro der Zensur in Washington gelangt. Im September wurden sie dem FBI übersandt, das sie seinerseits an sein Labor schickte, um sie auf unsichtbare Tinte und Geheimcodes untersuchen zu lassen. Natürlich verliefen sämtliche Tests negativ. Die Briefe waren lediglich Gefühlsergüsse einer alten Frau, die es bedrückte, dass sie ihren Sohn vor ihrem Tod vielleicht nicht mehr wiedersehen würde. «Gibt es etwas Traurigeres für eine Mutter als die Trennung, die wir jetzt erdulden müssen?», schrieb sie in einem der Briefe. «Wenn ich nur wüsste, wie es dir geht!» In einem anderen beklagte sie die «Tortur für all diejenigen, die von ihren Lieben getrennt sind und ohne Nachricht über ihr Wohlergehen bleiben müssen».

**EGONS WAHRES INTERESSE** galt weniger seinem Buch als vielmehr seiner eigenen militärischen Karriere. Obgleich er die Gesellschaft seines Vaters genoss, war er nicht in die Armee eingetreten, um den Krieg in einem Landsitz am Rande Washingtons auszusitzen. Er wollte in den aktiven Dienst, doch Putzis Status hatte zur Folge, dass Strong dies immer wieder verhinderte. Aber Egon hatte die Hartnäckigkeit seines Vaters geerbt und am 16. Februar durchgesetzt, dass Präsident Roosevelt einen persönlichen Befehl unterzeichnete, der es erlaubte, ihn an die Front zu schicken. Dennoch blieb er in Bush Hill.

Am 22. Juli rief Carter an. Er hatte zwei gute Nachrichten. Erstens sollte das Manuskript veröffentlicht werden. Zum Ghostwriter und Herausgeber war der Theodore-Roosevelt-Biograph und Pulitzer-Preisträger Henry Pringle ausersehen. Nach einigen Überarbeitungen schickte er das Manuskript im Monat darauf an *Reader's Digest*. Geplant war auch das Erscheinen als Buch. Viel mehr aber interessierte Egon, dass er nunmehr für einen Kampfeinsatz im Südpazifik vorgesehen war. Ihm wäre zwar Deutschland lieber gewesen, da er glaubte, dort von grösserem Nutzen zu sein, doch jeder Einsatz war besser, als in Virginia hocken zu bleiben.

Am 1. Oktober schrieb Egon den letzten Eintrag in sein Tagebuch, das er seit seiner Ankunft in Bush Hill führte: «Packen – Abfahrt ins Blaue.» Bald danach brach er glücklich in den Südpazifik auf. Vor seinem Einsatz erteilte er Carter eine Vollmacht im Hinblick auf sein Buch. Egon machte sich keine grossen Hoffnungen. Das war auch gut so, denn trotz aller Bemühungen Pringles erschien das Buch nie. Alle Verlage, an die er herantrat, lehnten es ab; einer verurteilte es sogar als eine «besonders hinterhältige Form deutscher Propaganda».

Egon erheiterte das; im Nachhinein bedauerte er mehrere Jahre später, dass er zu jung und zu schwach gewesen war, um der Versuchung zu widerstehen, genau das zu schreiben, was die US-Behörden und die amerikanische Öffentlichkeit hören wollten. Er hielt es für «ein ausserordentlich grosses Glück», dass das Buch niemals erschien.

**AN EINEM NASSEN**, ungemütlichen Novemberabend fuhr Alexander Sturm, frischgebackener Collegeabsolvent, in seinem dunkelblauen Lancia-Kabriolett in Richtung Washington. Er war unterwegs zu seiner ersten Arbeitsstelle. Im Sommer hatte Carter sie ihm angeboten, sich jedoch nicht darüber ausgelassen, was er eigentlich tun oder wie viel er verdienen würde. An jenem Abend tappte er immer noch weitgehend im Dunkeln; als Einziges wusste er, dass in der F Street, nicht weit vom State Department, ein Hotelzimmer für ihn reserviert war.

Es war spät, als Sturm schliesslich das Hotel erreichte. Sein erster Eindruck fiel nicht gerade positiv aus. Das Zimmer war so klein, dass es kaum Platz genug für die drei Möbelstücke aus Ahorn bot, von Sturm und seinen beiden Taschen ganz zu schweigen. Er trat hinaus in den strömenden Regen und suchte Trost in einer Mahlzeit aus kalter Lauchsuppe und Schwertfisch, die er mit einer Flasche 1934er Niersteiner Spätlese hinunterspülte. Als er danach wieder ins Hotel zurückging, war er zu allem bereit. Mochte kommen, was wollte.

Am nächsten Tag fuhr Sturm wie angewiesen zu Carters Haus am Leroy Place. Gemeinsam begaben sie sich dann in ein ehemaliges Schulgebäude, das in ein Gegenspionagezentrum umgewandelt worden war. Nach endlosem Prüfen von Papieren und zahlreichen Unterschriften wurde der Neurekruitierte einem Leutnant namens Neumann vorgestellt; dieser sollte seine Fähigkeiten als Schütze verbessern. Neumann, im Zivildienst als Rechtsanwalt, hörte wohlwollend zu, während Carter Sturms Auftrag umriss. Das Ganze war immer noch sehr verschwommen; seine Hauptaufgabe sei es, wie Carter sich ausdrückte, «Takt walten zu lassen». Erst als sich die beiden unter ei-

nem blassblauen Himmel wieder in Bewegung setzten, diesmal Richtung Alexandria in Virginia, erfuhr Sturm endlich, worin seine Arbeit wirklich bestand.

«Ihre unmittelbare Zukunft», eröffnete ihm Carter, «ist die eines Leibwächters und Gesellschafters von Ernst Franz Sedgwick Hanfstaengl, auch bekannt als ‚Putzi‘, ehemals Vizediktator von Deutschland.» Carter übertrieb zwar die Bedeutung von Putzis früherer Funktion, liess jedoch einen zutreffenden Abriss von Putzis Leben und Hintergrund folgen. Aus Sicherheitsgründen sei sein Schützling nur als Dr. Sedgwick oder ganz einfach als Der Doktor bekannt. Und dann fuhren sie weiter nach Bush Hill.

Ein lächelnder Baer öffnete Carter und Sturm die Tür, nachdem sie die steile Steintreppe erklommen und die Veranda durchschritten hatten. Gleich beim Eintreten erblickte Sturm Putzi. Er trat gerade aus einer Tür gegenüber und war von Kopf bis Fuss in Khaki gekleidet. Das Erste, was Sturm an ihm auffiel, war seine «raumfüllende Natur». Putzi war nicht nur einfach grossgewachsen, sondern massiv; stets fiel ihm sein glattes, schwarzes, in der Mitte gescheiteltes Haar in die Augen. Ganz der vollendete Gastgeber, bat Putzi Sturm und Carter in den Salon, wo einige Scheite im Kamin brannten. Eine graue Katze schlief zusammengerollt auf dem Sofa. Der Raum bot einen seltsamen Anblick: Die Tische und Fensterbänke waren bedeckt mit staubigen Bücherstapeln, Zeitungen und vervielfältigten Berichten. Mürber, verschossener Brokat schälte sich von den Wänden.

Putzi hatte gerade an seinem Kurzwellenempfänger einer Rede Churchills zugehört und sich Notizen gemacht, als sie eintraten. Er drehte sich um und musterte Sturm anerkennend. «Er sieht aus wie Wagners Stiefsohn», meinte er.

«Ein besonderer Service des Hauses», erwiderte Carter trocken.

Putzi prophezeite, er werde Sturm Deutsch beibringen, und kündigte an, ihn fortan Sturm zu nennen – er liebte Spitznamen. Dann überreichte er Carter die neueste Ausgabe seines allwöchentlichen politischen Bulletins zur Weitergabe an den Präsidenten. Darin kommentierte er Hitlers jüngste Reden, zitierte wichtige Sätze und umriss die jeweilige Zielgruppe. Auch

legte er dar, was sich daraus bezüglich Hitlers Geisteszustand ableiten liess. All dies war in einem ausgezeichneten, wenn auch stark deutsch geprägten Englisch verfasst. Nachdem sie noch einen Kaffee miteinander getrunken hatten, verabschiedeten sich Carter und Sturm.

Während der nächsten Woche erledigte Sturm noch die letzten zur Aufnahme seiner Tätigkeit nötigen Formalitäten. Wieder erstaunte ihn, wie selten und informell alles geregelt war. Sein Gehalt, so erfuhr er, zahlte Joseph F. Guffey, ein Senator aus Pennsylvania, der Carter noch einen Gefallen schuldete. Ausserdem erhielt Sturm eine Karte für den National Press Club, einen Scheck über 20 Dollar und einen Revolver Kaliber 38 mit einem Linkshänderholster. Die Waffe hatte eine merkwürdige Geschichte. Sie hatte ursprünglich Egon gehört, der sie zusätzlich zur Standardautomatik des Militärs bei sich trug. Bei seiner Abreise jedoch hatte er sie vergessen, und sein Vater hatte sie als Souvenir auf dem Tisch mit dem Radiogerät liegen lassen. Dort sah sie eines Tages ein Oberst vom Pentagon. Der war gebührend entsetzt, dass ein Gefangener wie Putzi über eine Waffe verfügte. Als Privateigentum konnte sie nicht einfach in staatlichen Besitz übergehen, weshalb Carter sie in Verwahrung nahm, bis man sie ihrem Besitzer zurückgeben konnte.

«So kam es», schrieb Sturm, «dass ich, angestellt von einem Privatmann und bezahlt von einem Senator, einen Staatsgefangenen mit einer Waffe bewachte, für die ich keinen Waffenschein besass und die wie ich keinerlei offiziellen Status hatte.» Die Sache konnte nur noch seltsamer werden.

Am 16. November 1943 trat Sturm seinen Dienst in Bush Hill an. Bald verliefen seine und Putzis Tage nach einem regelmässigen Schema. Putzi stand um vier Uhr auf und las oder schrieb dann einige Stunden lang in einem Arbeitszimmer im Obergeschoss des Hauses. Dieses enthielt ein eng bestücktes Bücherregal und mindestens vier Tische, auf denen sich Bücher sowie ein paar Drucke, Reproduktionen und andere interessante Dinge stapelten, die Putzi in dem Gebäude aufgestöbert hatte. Nach dem Frühstück begab er sich mit Sturm in den Salon, wo sie sich Sendungen aus Berlin an-

hörten oder Musik, wenn es sonst nichts Interessantes gab. Um zehn machten sie einen Spaziergang in den Wald; in Gespräche über alles Mögliche vertieft, folgten sie den schmalen Trampelpfaden.

Wie das Haus war auch das Gelände ungepflegt und vernachlässigt. Für die Augen eines Menschen, der an den penibel gestutzten Rasen von Potsdam, Versailles oder Hyde Park gewöhnt war, stellte dies einen solchen Affront dar, dass Putzi eines Morgens im Dezember plötzlich wie ein Berserker auf das Dornengestrüpp, die Brennnesseln und das wuchernde Unkraut losging. Er türmte alles in der Mitte der einstigen Rasenfläche auf und zündete es an. Als Baers Frau die fünf Meter hoch lodernden Flammen erblickte, stürzte sie mit einer Milchflasche voll Wasser aus dem Haus. Ihre Aufregung fachte Putzis Leidenschaft nur noch an; als der Abend dämmerte, war das, was am Morgen noch ein Dschungel gewesen war, nur noch verbrannte Erde.

In seinen Berichten vom Beginn des Jahres 1944 befasste sich Putzi weiterhin mit den inzwischen vertrauten Themen. Ein besonders wichtiges waren die fortgesetzten Bemühungen der Nazis um eine Wiederannäherung an die katholische Kirche. Bestätigt würde dies, so erklärte er Carter während einer Besprechung im Januar, durch Berichte, wonach Hitlers Chefarchitekt Albert Speer Pläne für den Wiederaufbau von Kirchen zeichne, die Bomben der Alliierten zerstört hatten. Solche Vorstösse zur Wiederanknüpfung von Beziehungen zum Vatikan hingen offenbar mit einer allgemeineren Strategie der Nazis zusammen, sich nicht nur in den Augen der Deutschen, sondern auch der Polen und anderer Europäer als einziges Bollwerk gegen die atheistischen Sowjets darzustellen. Aus diesem Grund plädierte Putzi dafür, der deutschen Bevölkerung klarzumachen, dass auch die Alliierten eine Expansion der Russen nach Westen ablehnten, aber keineswegs die Meinung vertraten, dass Europas Rettung vor der «asiatischen Bolschewisierung» einzig und allein von den Nazis abhinge.

Andere Überlegungen Putzis in diesem Frühjahr galten Finnland; er bezweifelte, dass das Land einen Separatfrieden mit Russland schliessen würde. Ausserdem behauptete er, die Deutschen sehnten einen baldigen Angriff an einer zweiten Front herbei, da sie überzeugt seien, dadurch den Bri-

ten und Amerikanern so schwere Verluste zuzufügen, dass deren Kampf-moral untergraben würde. Auch befasste er sich mit dem Nachkriegsschick-sal Deutschlands. Seiner Meinung nach sollten die Alliierten das Land in einen föderalistischen Staat verwandeln und als Hauptstadt nicht Berlin, sondern eine Stadt wie Leipzig oder Kassel wählen. Nichtsdestotrotz schätzte er die Zukunft seines Heimatlandes pessimistisch ein. In einem Be-richt vom April 1944 warnte er vor den Schwierigkeiten, die die Errichtung eines stabilen demokratischen Systems in Deutschland nach dem Krieg mit sich bringen werde. Die Sozialdemokraten und die Liberalen hätten beide vor dem Krieg ihre Chance gehabt, aber jämmerlich versagt. Aus demselben Grund, so Putzi, würden die jungen Leute sich wohl auch vom Nationalso-zialismus abwenden, dann aber vielleicht zur extremen, totalitären Linken umschwenken. Selbst wenn eine Besetzung Deutschlands durch die Ameri-kaner, Briten und Franzosen ein derartiges Regime verzögern würde, so käme es doch unweigerlich nach ihrem Abzug. Eine gemeinsame Besetzung mit den Russen hätte zur Folge, dass jede künftige Regierung dem sowjeti-schen Schema folgen müsste. «Das kommunistische Regime wird als eine spontane deutsche Bewegung erscheinen», prophezeite Putzi.

Während Putzi einerseits über die Zukunft Deutschlands nachsann, musste er sich andererseits zunehmend mit banaleren Problemen befassen. Das von Anfang an an dem Projekt beteiligte Ehepaar Baer haderte zuse-hends mit seiner Rolle und begann, sich vor seinen häuslichen Pflichten zu drücken. Zum offenen Streit kam es schliesslich über die triviale Frage, wer das Geschirr abzuwaschen hatte. Als Sturm zu ihnen stiess, eröffneten ihm die Baers, dies sei, genau wie der Hausputz, seine Aufgabe. Und so spülte und putzte Sturm brav, bis eines Tages Carter vorbeischaute.

«Sie müssen doch nicht abspülen!», empörte sich Carter.

«Sagen Sie das mal den Baers», erwiderte Sturm.

Eine Woche lang fügten sie sich, doch als Carter das nächste Mal kam, stellten sie ihm ein Ultimatum: Entweder er besorgte eine Haushaltshilfe, oder sie würden gehen. Der Streit nahm bald Ausmasse an, die die Bedeu-



tung des Anlasses bei Weitem übertrafen. Als sich keine Lösung abzeichnete, musste Field eingreifen und vermitteln. Schliesslich erzielte man einen Kompromiss und erstellte einen Plan, nach dem alle abwechselnd die Hausarbeit erledigten. Doch die Beziehungen waren nachhaltig vergiftet. Den Tropfen, der das Fass zum Überlaufen brachte, lieferte Sturm: Er fuhr einmal nach Washington und vergass, Mrs. Baer Bescheid zu sagen, dass er nicht zum Mittagessen zurück sein würde. Eines schönen Dezembermorgens kurz darauf zogen sie und ihr Mann aus.

Putzi fand das Ganze höchst erheiternd. Nach dem Auszug der Baers traf ihn Sturm dabei an, wie er wild in der Küche herumfuhrwerkte und dazu in gespielter Operettenfalschtheit lauthals sang: «Gäste kommen und Gäste gehen, doch ich bleibe ewig bestehen.» Die Baers wurden durch einen pensionierten Armeekoch aus dem County Court mit Namen McHugh ersetzt. Der lebhaft kleine, weisshaarige Mann mit den blauen Augen hatte eine Schwäche für die Flasche, und wenn man nicht auf ihn aufpasste, lag er bald bewusstlos mit dem Gesicht nach unten auf dem Küchenboden. Ihm zur Seite stand ein vierschrotiger Mann aus Kentucky vom militärischen Geheimdienst G-2. Goranflo war Anfang 30 und recht umgänglich, blieb jedoch meistens für sich, weshalb Putzi felsenfest glaubte, dass er sie ausspionierte. McHugh hielt sich jedoch nur ein paar Monate. Er trank immer exzessiver, und nachdem Goranflo seinen Whiskeyvorrat konfisziert hatte, schmuggelte der Koch Alkohol in Lebensmittelfarbenfläschchen in die Küche. Eines Tages nach dem Mittagessen brach er zu einem Spaziergang auf, von dem er nicht zurückkehrte. Kurz darauf liess er seinen Koffer holen. Von da an übernahmen Goranflo und Sturm das Kochen; sie brachten es sich anhand eines Buches mit dem Titel *Lieblingsrezepte der Ehefrauen von Kongressabgeordneten* selbst bei.

**PUTZI DURFTE NUR DANN BUSH HILL VERLASSEN** und nach Alexandria fahren, wenn er zum Frisör musste. Jedes Mal bekam er einen Dollar und wurde dann in der Stadt losgelassen; er hatte den Befehl, häufig den Frisör

zu wechseln, um keinen Verdacht zu erregen. Eventuelles Wechselgeld durfte er behalten; er sparte es und nannte es seinen Fluchtfonds. Gelegentlich liessen seine Wärter die Zügel mehr als locker. Eines Abends Anfang 1944 führten sie ihn zum ersten Mal ins Kino; er durfte das Musical *The Gangs All Here* mit Carmen Miranda sehen. Putzi erlag der Schauspielerin sofort; wie er behauptete, erinnerte sie ihn an eine Frau aus München. Im Februar nahmen sie ihn auf das nahegelegene Schlachtfeld am Bull Run mit. Ein andermal suchten sie mit ihm den örtlichen Buchladen auf; Putzi genoss es, in den Büchern zu schwelgen.

Doch Putzis Freude darüber, aus Bush Hill herauszukommen, trübte regelmässig ein Wermutstropfen: Für die Ausflüge musste er sich in ein Auto setzen. «Immer, wenn ich in eines dieser Dinger steige, habe ich das Totenhemd an», beklagte er sich bei Sturm, als sie sich in dessen Lancia in Bewegung setzten. Das Einzige, was Putzi noch mehr verabscheute, waren Flugzeuge, und die Episode im Jahr 1937 hatte diesen Widerwillen noch gesteigert.

Trotz seines Gefangenendaseins war und blieb Putzi guter Dinge. Sturm staunte über seinen Facettenreichtum und über seine schiere Geisteskraft. Als Sturm Putzi einmal mahnte, er sei mit seinem Tagebuch im Rückstand, erwiderte dieser, er solle sich keine Sorgen machen: «Goethe war mit seinem Tagebuch zwanzig Jahre im Rückstand. Das verlieh ihm diese bemerkenswerte Aura des Vorauswissens.»

Zwei Besucher hielten ihre Eindrücke detailliert fest. Der erste war Arthur Pope, Vorsitzender der American Morale Commission, der ihn seit seiner Harvardzeit ab 1905 kannte. Ihm fiel auf, dass Putzi sich über seine Gefangenschaft ärgerte: weniger über die Unannehmlichkeiten für ihn persönlich, sondern vielmehr, weil er schwer daran zu knabbern hatte, dass er ein «Niemand» war, was ihm die Briten insbesondere dadurch demonstrieren, dass sie ihn nicht über Hess befragten. Wie Putzi Pope erklärte, hegte er für seinen Teil eine ähnliche Geringschätzung für die Amerikaner, weil sie seines Erachtens in den 1930er Jahren mit Hitler falsch umgegangen waren. Das habe mit der Wahl des von Putzi so verachteten Dodd als Botschaf-

ter begonnen und sich in dem wiederholten Versäumnis Washingtons fortgesetzt, sich klar gegen den deutschen Militarismus zu stellen und Massnahmen dagegen anzukündigen. Dieses Lavieren habe, so Putzi, in Hitler die Überzeugung reifen lassen, dass sich Amerika im Gegensatz zum Ersten Weltkrieg diesmal aus einem möglichen Konflikt heraushalten würde. Zwar zeigte sich Putzi zutiefst verbittert und voller Verachtung gegen Hitler, doch in Popes Augen stand er mit Haut und Haaren aufseiten Deutschlands: Nachrichten, dass die deutsche Front standhielt, nahm er mit sichtlicher Genugtuung zur Kenntnis. Ausserdem fand ihn Pope immer noch «nicht ganz dicht, was die Juden angeht»; er behauptete zwar, jüdische Freunde zu haben, kreierte ihnen jedoch allgemein an, dass sie über Einfluss verfügten.

Etwa eine Woche später verbrachte Jack Morgan, der einen Bericht für das State Department zu verfassen hatte, ein paar Tage bei Putzi. Im Gegensatz zu Pope war Morgan überzeugt, dass der Gefangene immer noch ein verkappter Nazi war, ungeachtet seiner Abneigung gegen einige Nazibonzen wie Goebbels. Hätte das Naziregime Abweichungen geduldet, wäre Putzi nach Morgans Überzeugung in Deutschland geblieben, um die Rolle einer «loyalen Opposition» zu spielen. Dadurch werde das, was Putzi zu sagen hatte, aber nicht weniger nützlich; eine Geisteshaltung wie die seine wäre auch zu erwarten, wäre er «immer noch in Amt und Würden in Berlin und würde versuchen, einem ausländischen Repräsentanten den Eindruck zu vermitteln, mit dem Reich sei alles in bester Ordnung».

Eines gab es, in dem Putzi nach wie vor Trost fand: die Musik. In der staubigen Eingangshalle des Hauses stand auf blanken, knarrenden Dielen ein Steinway. Er war auf direkten Befehl Roosevelts herangeschafft und aufgestellt worden; der Präsident wusste, wie sehr seinem alten Bekannten das Klavierspielen am Herzen lag. Das Instrument war allerdings etwas verstimmt. Field hatte den Auftrag bekommen, einen guten Klavierstimmer aufzutreiben, ihn vom FBI und vom Kriegsministerium überprüfen und nach Bush Hill bringen zu lassen. Das erforderte einen enormen bürokratischen Aufwand. So dauerte es drei Monate, bis ein geeigneter Mann gefunden und

abgenickt worden war. Field, dem es ohnehin nicht eilte, Putzi einen Gefallen zu tun, liess sich dann noch weitere neun Monate Zeit, um einen Termin zu vereinbaren. Bis dahin war der Klavierstimmer leider verstorben. Putzi haute trotzdem unverdrossen in die Tasten und spielte voller Begeisterung Stücke von Bach, Chopin, Beethoven, Schubert, Brahms, Wagner und Strauss sowie einige seiner Eigenkompositionen.

**DA ROOSEVELT VORBEHALTE DAGEGEN HATTE**, Putzis Anwesenheit in den Vereinigten Staaten publik zu machen, war dieser in der aktiven Desinformation nur beschränkt einsetzbar. Unstrittig war seine Mitarbeit in der an seine Landsleute gerichteten Rundfunkpropaganda, genau wie die Nazis sich des in England lebenden gebürtigen Amerikaners und Faschisten William Joyce im «Ätherkrieg» gegen England bedienten. Wegen seiner charakteristischen Sprechweise verpasste ihm der Londoner *Daily Express* den Spitznamen «Lord Haw-Haw». Im Allgemeinen flossen die Informationen, die Putzi über Hitlers Vergangenheit oder seine Beziehungen zu seinen Stellvertretern lieferte, anonym in die Propagandasendungen ein. Aber Putzi war auch bereit, deutlicher in den Vordergrund zu treten. Im Juli 1943 hatte Carter in einem Brief an Roosevelt den Einsatz von Propagandaflugblättern empfohlen, die explizit darauf hinwiesen, dass Putzi sich in Amerika befand. Trotz des Risikos für seine Familie und Verwandten in Deutschland trieb Putzi den Plan ungeduldig voran. Carter drängte aus politischen Gründen auf eine Entscheidung; in seinen Augen kam es darauf an, «Kapital aus seiner Person zu schlagen, statt die gegenwärtige Strategie fortzusetzen, jede öffentliche oder internationale Bezugnahme auf Putzi zu unterdrücken». Roosevelt sagte zu, die Angelegenheit mit Donovan, Aussenminister Cordell Hull und Robert Sherwood, dem Leiter der Überseeabteilung des Office of War Information, zu besprechen. Allem Anschein nach war die Idee ein totgeborenes Kind.

Anfang 1944 kam Putzi auf eine mehr als merkwürdige Weise zum Einsatz. Carter lud ihn zu einer Dinnerparty in seinem Haus am Leroy Place in

Washington ein, und Field fuhr ihn in seinem alten Ford von Bush Hill dort hin. Putzi trug den blauen Anzug, den Field ihm in Alexandria gekauft hatte; in Schnitt und Stil reichte er zwar nicht an die Anzüge heran, die Putzi in London zu kaufen gewohnt war, erfüllte aber durchaus seinen Zweck. Putzi sprudelte über vor guter Laune – und vor Fragen.

«Wer kommt denn noch?», wollte er wissen. «Irgendeiner von meinen Harvardfreunden? Kenne ich welche von den anderen? Wissen sie alle, warum ich komme?»

«Ja, sie wissen, warum Sie da sind», erwiderte Field. «Warten Sies doch ab.»

Carter und seine Frau Sheila begrüßten Putzi am Eingang. «Dr. Sedgwick, wir freuen uns so, dass Sie heute Abend kommen konnten», sagte Carter. «Mehrere von Ihren Freunden erwarten Sie, einige aus Ihrer Harvardzeit.»

Die Gästeschar bestand aus vier Ehepaaren, zwei jungen Frauen, Putzi und Field. Man kam überein, dass kein Deutsch gesprochen und Hitler oder der Krieg nicht erwähnt werden sollte. Das Gespräch sollte um Musik, Literatur, Harvard und ähnliche leichte Themen kreisen. Obwohl Putzi sich in nichts von den anderen Gästen unterschied, wurde er doch ständig überwacht. Einer seiner Wächter bediente bei Tisch, während sich ein anderer als Fahrer eines auf der anderen Strassenseite abgestellten Taxis tarnte. Die gesamte Unterhaltung wurde ausserdem mitgeschnitten. Mit Einverständnis der Nachbarn hatte man ein Loch durch die Wand gebohrt, hinter dem ein FCC-Techniker sass.

Essen und Weine waren ausgezeichnet, und Putzi, der die Gelegenheit, im Rampenlicht zu stehen, sichtlich genoss, war bald in eine lebhaftere Unterhaltung mit den anderen Gästen vertieft. Wie zuvor verabredet, begann er während des Desserts, einer mit Baiser überbackenen Eisbombe, über Musik zu sprechen. Dann begaben sich nach Kaffee und Likör alle ins Wohnzimmer, wo auf einem weissen Teppich ein Steinway-Flügel wartete.

Putzi liess sich nicht lange bitten. Bevor er sich niedersetzte, entzündete

Field die beiden Kerzen des Notenhalters. Er drückte auch auf einen weissen Knopf unter einem Mikrophon, das zwischen den beiden Kerzen auf dem Flügel stand. Ein winziges rotes Licht glomm auf, was bedeutete, dass das Band in dem versteckten Tonbandgerät lief.

Putzi begann mit Debussy, getragen und wunderschön. Dann ging er allmählich zu weniger leichter, populärer Musik und schliesslich zu Hitlers Lieblingsstücken über. Zugleich änderte sich seine Stimmung. Sein Gesichtsausdruck wurde düster, gewalttätig und fast enthemmt. Field spürte, dass Putzi sich körperlich und geistig in Hitlers grossem Berchtesgadener Raum mit den hohen Glasfenstern befand: «Jetzt spielte er für den Führer.»

Und dann wandte sich Putzi mit «nahezu kriecherischer Ehrerbietung», wie Field vermerkte, selbst an den «Führer». Mit ernster, gefühlvoller, leiser Stimme flehte er Hitler an, den Krieg zu beenden, warnte ihn vor der Absicht der Alliierten, ihrer beider geliebtes Heimatland zu zerstören. «Schliessen Sie Frieden um jeden Preis», beschwor er ihn, «selbst wenn das die totale Kapitulation bedeutet.» Die Musik steigerte sich zu einem donnernden Crescendo und brach dann plötzlich ab. Putzi erhob sich bebend. Er schüttelte Hände, dankte seinen Gastgebern und verliess die Wohnung.

Auf der Rückfahrt mit Field nach Bush Hill sagte Putzi kein Wort. Am nächsten Tag machte er eine Bemerkung über die angenehme Gesellschaft, die Gaumenfreuden und das Entzücken über das Wiedersehen mit seinen alten Freunden von Harvard. Seine musikalische Darbietung erwähnte er nicht, obwohl Field wusste, dass er mit Carter darüber gesprochen hatte.

Das Band ging an die Plattenfirma CBS, die Tausende Single-Schallplatten davon presste. US-Flugzeugen warfen Hunderte an Hitler, Göring, Himmler, Ribbentrop und andere deutsche Führungsfiguren adressierte Päckchen damit über Deutschland ab; sie waren versehen mit der Anweisung, sie ungeöffnet dem angegebenen Empfänger zu übersenden. Zudem strahlte ein amerikanischer Sender im britischen East Anglia die Musik nach Deutschland aus. Es ist nicht bekannt, ob Hitler selbst die Ermahnungen

seines verflissenen Freundes jemals zu Gehör bekam. Himmler jedenfalls wusste mit Sicherheit davon. In einer seiner eigenen Radiosendungen behauptete er, «ein wohlbekannter Verräter des Vaterlandes, der jetzt im Ausland lebt, hat in Deutschland über Funk und Schallplatte Lügen verbreitet». Jeder, der eine dieser Schallplatten fand, sollte das Paket ungeöffnet vernichten. Field schloss daraus, dass die Dinnerparty ein Erfolg gewesen war.

**ANFANG 1944** knirschte zunehmend Sand im Getriebe von Bush Hill. In Carters Augen gab es nur zwei Möglichkeiten, der Schwierigkeiten Herr zu werden: entweder die Armee oder das FBI zur Beaufsichtigung Putzi hinzuzuziehen oder ihn unter falschem Namen in einem Hotel oder Mietshaus in Washington einzuquartieren, «um Verpflegung und Unterkunft für ihn sicherzustellen». Carter war überzeugt, dass Putzi sich peinlich genau an seine Auflagen halten würde, rechnete jedoch genauso sicher mit einem Aufschrei der Empörung seitens der Briten. Hoover lehnte ein Engagement des FBI immer noch kategorisch ab. So regte Roosevelt an, die Verantwortung für Putzi der Army zu übertragen.

Im Monat darauf kamen eines Morgens Sturm und Putzi von ihrem Spaziergang zurück und fanden eine grosse, olivfarbene Limousine vor dem Haus vor. Mehrere hohe Offiziere vom Pentagon waren gekommen, angeblich um mit Goranflo zu sprechen. Begleitet wurden sie von Neumann, mittlerweile vom Leutnant zum Hauptmann befördert. Putzi sah sofort eine Chance, das Projekt voranzutreiben, und lud alle ein, zum Mittagessen zu bleiben. Während Goranflo seine jüngst erworbenen kulinarischen Künste in der Küche walten liess, servierte Sturm den Wermut, dekantierte den Wein und legte Brandy und Zigarren bereit.

Putzi lief vor seinem neuen Publikum zu Hochform auf, und bald bogen sich die Offiziere vor Lachen. Vor ihrem Aufbruch nahmen sie sein Angebot, ihnen Deutsch beizubringen, an. Man einigte sich auf das Abendessen am Dienstag. Nach einem zarten Wink mit dem Zaunpfahl seitens Putzi wurde ein Ziviler vom G-2 für die Hausarbeit abgestellt – mit Ausnahme

des Kochens, an dem Goranflo mittlerweile Geschmack gefunden hatte. Die Offiziere waren so begierig auf ihren Deutschunterricht, dass sie bald darauf beschlossen, die Operation vollständig zu übernehmen. Künftig würde das S-Projekt in die Zuständigkeit der Spionageabwehr, des Counter Intelligence Corps (CIC), fallen. Goranflo erhielt einen fünf Mann starken Stab, und Sturm als Nichtmilitär wurde von Carter in Kenntnis gesetzt, dass seine Dienste nicht länger benötigt würden.

Einen Monat später stattete Sturm Putzi einen Privatbesuch ab. Beim Anblick des Anwesens war er wie vom Donner gerührt. Die Wege waren geharkt, die Hecken geschnitten, die Wände frisch gestrichen und die Rasenflächen neu erstanden. Sauberkeit und Ordnung allerorten. Auch Carter war beeindruckt. Goranflo und seine Mannschaft waren «tatkräftig, anpassungsfähig und in jeder Hinsicht kooperativ», berichtete er einem General. Besonders imponierte ihm Goranflo selbst, der die Verantwortung für das Projekt zu einem äusserst schwierigen Zeitpunkt übernommen und es «mit Entschlusskraft, guter Laune und unbegrenzter Bereitwilligkeit, die nicht genug zu loben sind, fortgeführt» hatte.

Putzi fuhr unterdessen fort, Vorschläge zu machen, von denen einige gelinde gesagt exzentrisch waren. Einer der merkwürdigsten davon datiert vom Mai 1944, am Tag vor dem D-Day: Ein Hitler-Imitator sollte den Deutschen in einer Rede verkünden, er habe sich mit den Alliierten auf eine gemeinsame Operation verständigt, «um die jüdischen Horden asiatischer Bolschewiken von Europa fernzuhalten». Dieser falsche Hitler, so regte Putzi an, sollte betonen, dass er seine erste Pflicht in der Verteidigung Europas gegen die Kommunisten sehe, und behaupten, dass aus diesem Grund demnächst US-Bomber-Vorposten in Deutschland errichten würden, damit die «Kräfte der Zivilisation» Russland erobern könnten. Auf diese Weise, so der Gedankengang, würde die deutsche Wehrmacht die Alliierten als Verstärkung willkommen heissen, statt sie als Invasoren zurückschlagen zu müssen.

Carter gefiel die Idee, weshalb er sie an Elmer Davis, den Chef des Office of War Information, weiterleitete. «So seltsam sie sich auch ausnehmen



mag, den Deutschen würde sie einleuchten, und wenn sie ihnen entweder durch einen falschen Hitler oder durch ein anderes Szenarium mit offiziellem Anstrich untergeschoben wird, könnte sie Leben und Zeit sparen», schrieb Carter. Allerdings müsse der Plan mit der sowjetischen Regierung abgesprochen werden, «um ein mögliches Missverständnis zu vermeiden».

Roosevelt jedoch war misstrauisch, und Davis wies sie postwendend zurück. Zwar zweifelte er nicht daran, dass sie einige Stunden lang beträchtliche Verwirrung stiften würde, doch der Schuss konnte auch böse nach hinten losgehen, wenn die Wahrheit ans Licht kam. «Unsere Glaubwürdigkeit würde schwer erschüttert, und die Wirkung unserer Propaganda würde zu einem Grossteil auf Dauer verpuffen», warnte er. Zudem erklärte er, er habe die Angelegenheit, da die Amerikaner keine eigenen Radiosender zur gezielten Desinformation besaßen, mit den Briten besprechen müssen, und diese hätten sich gleichermaßen nachdrücklich dagegen ausgesprochen. Das ebenfalls konsultierte State Department zeigte sich ebenso entsetzt, nicht zuletzt wegen der potenziellen Reaktion der Russen. «Selbst wenn der Plan durchführbar wäre, was wir für zweifelhaft halten, liesse sich die sowjetische Regierung unmöglich davon überzeugen, dass es sich nur um psychologische Kriegsführung handelt», teilte man dem Präsidenten mit. «Sie und viele andere Menschen in Europa ausser den Deutschen würden glauben, die vorgeschlagene Ausstrahlung entspräche der Geheimpolitik der Vereinigten Staaten und Englands.»

**WÄHREND ALL DIESER EREIGNISSE** hatte die britische Regierung unablässig auf die Einstellung des S-Projekts hingewirkt; auf der ersten Quebec-Konferenz im August 1943 hatte sogar Churchill persönlich die Angelegenheit zur Sprache gebracht. Roosevelt jedoch stellte sich auf die Hinterbeine, und die Briten mussten ohnmächtig nachgeben. «Der Premierminister gestand mit Rücksicht auf die Wünsche des Präsidenten zu, dass er [Hanfstaengl] unter strenger Beaufsichtigung in den USA verbleibt», vermerkte eine interne britische Mitteilung säuerlich. Solche Vorstösse der Briten be-

wirkten, wenn überhaupt, höchstens, dass sich Roosevelt noch mehr auf Putzi versteifte.

Allerdings zeichnete sich ab, dass sich Putzis Nutzen – und damit der des gesamten Projekts – allmählich erschöpfte. Mit jedem Monat, der verstrich, veraltete sein Wissen über die Naziführung mehr und verlor daher ständig an Wert. Sein ungebrochener Antisemitismus und die zunehmende Verschrobenheit seiner Vorschläge – siehe die getürkte Hitler-Rede – trugen auch nicht gerade zur Festigung seiner Position bei. Überdies beunruhigte und erzürnte ihn verständlicherweise die massive Bombardierung seines Vaterlandes, wie Field bemerkte. So schrieb Putzi immer weniger Berichte und verwandte stattdessen immer mehr Zeit auf sein geplantes Buch über Friedrich den Grossen. Er rechtfertigte dies damit, dass Hitler selbst zunehmend Parallelen zwischen dem gegenwärtigen Konflikt und dem von seinem Helden geführten Siebenjährigen Krieg ziehe. Dieses Argument überzeugte Field jedoch nicht. Die seit Langem angespannten Beziehungen zwischen den beiden Männern verschlechterten sich noch mehr. Putzi ärgerte sich, dass Field ihm ständig mit der Forderung nach mehr Berichten im Nacken sass. Field wiederum fiel es schwer, seinen Zorn darüber zu verbergen, dass Putzi mit seinem Dienstpersonal und seiner Rund-um-die-Uhr-Betreuung weit besser lebte als er selbst.

Noch mehr ins Gewicht fiel jedoch, dass sich die Kriegsziele der Vereinigten Staaten geändert und die Hoffnungen auf eine Palastrevolution in Berlin sich zerschlagen hatten. In gewissem Sinn hatte sich die eigentliche Veränderung im Januar 1943 auf der Konferenz von Casablanca vollzogen; Roosevelt hatte Gespräche über einen Kompromiss der Alliierten mit ihren Gegnern zurückgewiesen und deren bedingungslose Kapitulation gefordert. Die militärischen Erfolge der Alliierten in Nordafrika und der russische Sieg bei Stalingrad liessen dieses Ziel in greifbare Nähe rücken. Jedwede Form von Aufbegehren gegen Hitler im Inneren wurde, soweit sie der deutschen Militärmaschinerie schadete, weiterhin gefördert, galt jedoch nicht mehr als vordringliches Ziel. In seinen Reden während dieses Jahres schloss sich Roosevelt sogar in wachsendem Masse der britischen Praxis an, den Unter-

schied zwischen den Nazis und dem deutschen Volk als ganzem zu verweisen. «Wenn Hitler und die Nazis abgelöst werden, wird auch die preussische Militärclique mit ihnen abgelöst werden», erklärte er mehrmals. «Die kriegstreiberischen Militaristenbanden müssen in Deutschland ausgerottet werden ... wenn wir eine wirkliche Garantie für Frieden haben wollen.»

Putzi begriff diesen Kurswechsel der Politik nicht oder akzeptierte ihn zumindest nicht und setzte seine Hoffnung weiterhin auf einen Militärputsch gegen Hitler durch die konservativen Kräfte, denen schon immer seine Bewunderung gegolten hatte. Die alte «preussische Reichswehr-Junker-Clique um Hindenburg, Groener und von Seeckt ... hat den österreichischen Gefreiten, dessen grenzenlosen Expansionsplänen sie misstraute und die sie fürchteten, niemals wirklich akzeptiert», schrieb er im September. Aus diesem Grund drängte er darauf, die amerikanische Propaganda solle den unzufriedenen Militärs klarmachen, dass sie nicht mit den Nazis in einen Topf geworfen würden. Hinter diesem Vorschlag stand seine Angst vor dem Kommunismus; wenn Deutschland bis zum Zusammenbruch Krieg führen musste, dann würde, davon war er überzeugt, das nachfolgende Chaos das Land schliesslich in eine Sowjetrepublik verwandeln: «Diese Metamorphose von Hakenkreuz zu Hammer und Sichel würde weniger Zeit benötigen, als bestimmte Experten zu glauben scheinen», schloss er.

Roosevelt zeigte aber immer weniger Bereitschaft, solchen Argumenten Gehör zu schenken, auch wenn er noch keine Notwendigkeit sah, Putzi zu opfern. Im Frühjahr 1944 jedoch änderte sich dies. Hitler sah sich an allen Fronten zum Rückzug gezwungen. Die Westmächte rückten nordwärts durch Italien vor, während die Russen sich den Weg nach Westen freikämpften und die von den Nazis drei Jahre zuvor besetzten Gebiete zurückeroberten. Dann fand im Juni die Landung in der Normandie statt, und die Befreiung Westeuropas begann. Jetzt, da die totale Niederlage von Nazi-Deutschland nur noch eine Frage der Zeit war, zeigten sich die Amerikaner entschlossen, jede Friedensinitiative seitens des Reiches abzuschmettern.

Vor diesem Hintergrund schien Putzis Ratgeber Tätigkeit zunehmend überflüssig, und billig war sie schliesslich auch nicht gerade. Carter beschäftigte mittlerweile insgesamt 25 Personen und erhielt vom State Department monatlich 10'000 Dollar für das S-Projekt sowie für eine andere, davon unabhängige Operation, genannt Bowman-Field Committee on Migration and Settlement oder kurz M-Projekt.

Doch letztlich waren es innenpolitische Erwägungen, die dem S-Projekt den Todesstoss versetzen sollten. Die Kampagne für die Präsidentschaftswahlen im November 1944 war angelaufen, und Carter hatte Roosevelt zu verstehen gegeben, dass die Briten damit drohten, Putzis Anwesenheit auf US-amerikanischem Boden aufs Tapet zu bringen. In gewissem Sinn wäre das nichts Neues gewesen, da die Meldung, dass Putzi für die Amerikaner arbeitete, bereits zu Beginn des Jahres 1943 bekanntgegeben worden war. Das Projekt selbst jedoch lief in der Folgezeit unter strenger Geheimhaltung, und Carter hatte stets dafür gesorgt, dass Putzis Name möglichst nicht in der Presse auftauchte. Roosevelt wusste, dass neuerliches öffentliches Aufsehen um das Projekt seinen Feinden eine gegen ihn einsetzbare Propagandawaffe in die Hände spielen konnte, insbesondere, wenn es den Briten gelang, Putzis Rolle in ein negatives Licht zu rücken.

Da nun nichts mehr dafür sprach, Putzi zu behalten, setzte Roosevelt dem Projekt ein schnelles Ende. Am 28. Juni ordnete er an, es mit Wirkung vom 1. Juli abzuschliessen. Putzi in die Vereinigten Staaten zu holen hatte monatelange, komplizierte Verhandlungen erfordert; ihn zurückzuschicken liess sich weit einfacher und schneller bewerkstelligen.

Grace Tully überbrachte Carter die Neuigkeit am 7. Juli. Der erkannte, dass es sinnlos war, dagegen zu protestieren, brachte es jedoch nicht fertig, die Sache ohne einen letzten Appell an Roosevelt durchgehen zu lassen. In einer Mitteilung an den Präsidenten vom selben Tag gab er zu bedenken, dass Putzi bei einer Rückverlegung in ein gewöhnliches Internierungslager in Grossbritannien Repressalien zu befürchten hätte – nicht nur seitens der britischen Bürokratie, sondern auch durch nazifreundliche Mithäftlinge, vor

allem, wenn diese erfuhren, dass er den Amerikanern geholfen hatte und sein Sohn im Südpazifik freiwilligen Militärdienst in der US Army leistete. Auch gab Carter nochmals zu bedenken, dass Putzis Behandlung möglicherweise andere Nazis davon abhielt, den Amerikanern ebenfalls ihre Dienste anzubieten.

Carter blieb jedoch keine Wahl, als sich in das Unabwendbare zu fügen. So begann er, das Projekt abzuwickeln. Fünf Tage später teilte er der britischen Botschaft schriftlich mit, Putzi stehe zu ihrer Verfügung. Zudem erbot er sich, falls britische Behörden Gespräche mit dem Gefangenen wünschten, diese zu arrangieren. Noch am selben Tag schrieb er an Grace Tully und bat sie, den Kommandanten des Washington Military Districts, Generalmajor Jon T. Lewis, davon in Kenntnis zu setzen, dass er Putzi auszuliefern habe, sobald die Briten die nötigen Vorkehrungen getroffen hätten.

So wussten alle Bescheid – nur Putzi nicht. Der schrieb in Unkenntnis seines Schicksals in den folgenden Wochen weiterhin Berichte, die den Zusammenbruch der Nazis dokumentierten. Er war in düsterer Stimmung, war er doch endlich zu der Einsicht gelangt, dass die Deutschen der sicheren Niederlage entgegensahen. Und er fürchtete für die Zukunft. Doch er war auch überzeugt, dass die Alliierten sinnlos Tausende Leben opferten, weil sie weiterhin die bedingungslose Kapitulation anstrebten.

Nach Putzis Ansicht sollte Amerika sein Augenmerk auf einen Sieg über Japan richten, bevor es Deutschland den letzten Schlag versetzte. Er befürchtete, Washington wäre gegenüber Russland in einer zu schwachen Position, wenn es noch einen Krieg in Asien gewinnen musste. Doch er sah nicht nur die Zukunft Deutschlands durch eine trübe Brille, sondern auch die ganz Europas. Innerhalb eines Jahres, so prophezeite er, werde «sogar der Name Europa ausgelöscht sein und alles, was übrigbleibt, ist ‚Stalin-Asien‘.» Ausserdem glaubte er, das fehlgeschlagene Attentat von Oberst Claus Schenk von Stauffenberg auf Hitler am 20. Juli werde zur Liquidierung der letzten konservativen Kräfte in Deutschland und zur Umgestaltung des Naziregimes in einen «Nationalkommunismus» führen. Die deutschen

Armeen hielten womöglich bis 1945 stand, so schätzte Putzi, doch an einem gebe es keinen Zweifel: «Die deutsche Gans ist gar.» Was die von Sumner Welles befürwortete Dreiteilung Deutschlands angehe, so würde sie «nach zwanzig Jahren zu einem weiteren Hitler führen». Keine von all diesen Einschätzungen entsprach Roosevelts Erwartungen an nachrichtendienstliche Informationen, doch selbst wenn sie es getan hätten, wären sie zu spät gekommen, um Putzi vor der Rückverlegung nach Grossbritannien zu bewahren.

Mitte August wartete Carter immer noch auf Nachricht von den Briten. Die Spionageabwehr der US Army hatte Putzis Wachpersonal darüber informiert, dass das Projekt vor dem Aus stand, den Gefangenen selbst jedoch immer noch nicht. Carter glaubte allerdings, dass es nur eine Frage der Zeit war, bis Putzi merkte, wohin der Hase lief. Es gab noch eine Komplikation: Putzi hatte um die Genehmigung gebeten, die in New York lebende Helene aufzusuchen, um eine Egon betreffende Angelegenheit zu besprechen. Generalmajor B.W. Davenport vom Generalstab lehnte den Antrag als «nicht ratsam und vom Standpunkt der Sicherheit undurchführbar» ab. Da nun die Army für Putzi verantwortlich war, musste sich Carter ihren Wünschen beugen.

Am 22. September 1944 suchte Carter vom Weissen Haus kommend Putzi auf, um ihm mitzuteilen, dass seine Mission zu Ende sei. Am Nachmittag sass Putzi in der Bibliothek von Bush Hill und grübelte über sein Schicksal nach – und über das seines geliebten Heimatlandes. Sollte er zu sehen, wie Deutschland in einen «riesigen Kartoffelacker» verwandelt wurde, wie es der Plan von Roosevelts Finanzminister Henry Morgenthau Jr. vorsah? Ein Wachposten hatte versehentlich seine geladene Pistole in Putzis Schlafzimmer liegen gelassen, und Putzi ging der Gedanke an Selbstmord durch den Kopf. Kaum hatte er damit begonnen, Abschiedsbriefe zu schreiben, als sein Blick auf einen noch ungeöffneten Brief aus dem Pazi-fikraum fiel. Er war von Egon, und Putzi brachte es nicht über sich.

Dann ging alles schneller, als jedermann sonst – selbst Carter – erwartet hätte. Am nächsten Morgen wurde Putzi zum Flugplatz von Washington gebracht und in das Nachtflugzeug nach Prestwick in Schottland gesetzt.

Bei einer Zwischenlandung in Gander in Neufundland stiegen weitere Passagiere ein, darunter ein britischer General auf dem Heimweg von Indochina. Er nahm den Fensterplatz neben Putzi, und bald waren die beiden in ein lebhaftes Gespräch verwickelt. Nach der Landung des Flugzeugs wollten ihn seine beiden Bewacher gerade abführen, als die Kapelle eines Highlander-Bataillons an der Tür aufmarschierte, um seinen Reisegefährten mit militärischen Ehren zu begrüßen. So widerfuhr Putzi, wie er sich erinnerte, eine weitere «Burleske in Gilbert-und-Sullivan-Manier», an denen sein Leben so reich war. Am 24. September 1944 um 10 Uhr 30 wurde er offiziell den britischen Behörden übergeben.

Putzis neue Gastgeber schienen ihn nicht erwartet zu haben. Also wurde er für die Nacht in der besten freien Zelle des örtlichen Polizeireviers untergebracht und am nächsten Morgen mit einem Dampfer auf die Isle of Man verfrachtet, einem winzigen, windgepeitschten Eiland in der Irischen See. Dort spielte sich dieselbe Komödie ab. Da Putzis Mission in Amerika geheim gewesen war, hatte man auch auf der Insel niemanden von seiner Ankunft verständigt. Der junge Wachmann, der ihn begleitet hatte und der die gesamte Überfahrt seekrank gewesen war, verzweifelte fast, er würde seinen Schützling vielleicht nie loswerden. Das Lager für die Deutschen weigerte sich, Putzi aufzunehmen, ebenso das für die Juden. Schliesslich brachte man ihn in das Kriegsgefangenenlager für Japaner in Peel an der Westküste der Insel.

Der Krieg war unterdessen bereits in sein Endstadium eingetreten. Nach der Landung in der Normandie am 6. Juni 1944 waren die Alliierten ostwärts vorgestossen, hatten im August Paris befreit und bis Oktober die deutschen Besatzer aus dem Grossteil Frankreichs und Belgiens vertrieben. Dann überschritten sie nach dem Durchbruch durch den stark befestigten Westwall am 7. März 1945 den Rhein und hatten bald ganz Westdeutschland überrannt. Zugleich rückten die Russen von Osten her vor, marschierten im Januar 1945 in Ostpreussen und die Tschechoslowakei ein und nahmen Ostdeutschland bis zur Oder ein. Am 25. April trafen sich die westlichen und die russi-

schen Armeen bei Torgau in Sachsen. Fünf Tage später ergab sich Hitler in das Unvermeidliche und verübte im Führerbunker in Berlin Selbstmord. Der Krieg in Europa war zu Ende. Am 7. Mai unterzeichnete Deutschland im französischen Reims die bedingungslose Kapitulation und ratifizierte sie am Tag darauf in Berlin.

Putzi verfolgte den deutschen Zusammenbruch aus der Sicherheit der Isle of Man mit gemischten Gefühlen. Der dramatische Abgang Hitlers war wohl keine Überraschung für ihn. In seinen in Bush Hill verfassten Berichten hatte er vorausgesagt, dass der Naziführer im Fall einer Niederlage sich höchstwahrscheinlich eher umbringen würde, als die Demütigung des Exils hinzunehmen wie Napoleon oder Kaiser Wilhelm vor ihm. In die Genugtuung, dass der Krieg so geendet hatte, wie er «so verzweifelt vorhergesagt hatte», mischten sich jedoch Ängste nicht nur um seine eigene Zukunft, sondern auch um die seines geliebten Deutschland. Putzi hatte sich stets an die Hoffnung geklammert, dass Angehörige der deutschen Offizierskaste Hitler stürzen würden, auch dann noch, als die Alliierten diese Vorstellung schon längst als unrealistisch und unerwünscht aufgegeben hatten. Wäre den Militärs ein Putsch gelungen, so hätten die neuen Herrscher Deutschlands, wie Putzi gehofft hatte, eilends Frieden mit den westlichen Alliierten schliessen und vielleicht sogar an ihrer Seite gegen die Russen kämpfen können. Doch jetzt war sein Heimatland zur bedingungslosen Kapitulation gezwungen worden – und die Hälfte davon war von der Roten Armee besetzt. Es schien, als würde die in seinem letzten Bericht an Roosevelt vom vergangenen Juli geäußerte Befürchtung, Europa werde sich in «Stalin-Asien» verwandeln, Realität. Der einzige schwache Trost für Putzi lag darin, dass seine Heimatstadt München amerikanisch und nicht sowjetisch besetzt war.

Auch die Auswirkungen des deutschen Zusammenbruchs auf seine Familie machten Putzi Sorgen. Er durfte jetzt Briefe schreiben und empfangen, auch wenn sie häufig lange zurückgehalten wurden. In dem wahrscheinlich letzten Brief an seine Mutter mit Datum vom 2. Mai beruhigte er sie hinsichtlich seiner Lebensumstände: «Da ich erfahren habe, dass Bayern jetzt von der Siebten US-Armee besetzt ist, beeile ich mich, dich wissen zu las-



sen, dass es mir gut geht. Ich bin interniert in obigem Lager. Von meinem Fenster aus kann ich den ganzen Tag lang auf die Irische See schauen.» Er berichtete, dass Egon, der ihm gerade von den Philippinen geschrieben hatte, ebenfalls wohl auf sei und sich vor Kurzem mit der Tochter eines Bankdirektors aus Neu-England verlobt habe. Putzi sah seine Mutter nie wieder. Sie starb fünf Tage später.

Putzi blieb bis zum Sommer 1945 in dem Lager. Dann wurden er und seine Mithäftlinge nach Stanmore am Nordrand von London gebracht.

**CARTER HATTE SICH GESCHÄFTLICH in New York aufgehalten und** stellte erst bei seiner Rückkehr am Tag darauf fest, dass Putzi nach Grossbritannien zurückgebracht worden war. Er war ausser sich. In einer Kurzmitteilung an den Präsidenten verurteilte er die Aktion der Armee als «bis ins Extrem übertrieben dienstefrig». Doch es war zu spät. Mit Putzis Abreise endete naturgemäss auch das S-Projekt. Carters Interesse an der nachrichtendienstlichen Arbeit tat dieser Vorfall allerdings keinen Abbruch. Im September leitete er voller Genugtuung eine Mitteilung des OSS, in der dieses sich lobend über seinen wertvollen Beitrag zur psychologischen Kriegsführung äusserte, an Grace Tully weiter, versehen mit der Bemerkung, der Präsident sei «vielleicht daran interessiert, konkrete Beweise für den unbedeutenden Nutzen einiger meiner Aktivitäten zu erhalten».

1947 griff Carter zur Feder, um die Geschichte des S-Projekts publik zu machen. Er verfasste aber keinen Tatsachenbericht, sondern schilderte die Vorgänge in Bush Hill in Form eines fiktiven Gesprächs zwischen Roosevelt, Churchill und Putzi. Das Buch erschien mit dem Titel *The Catocin Conversation* unter dem Pseudonym Jay Franklin, das Carter bei seiner journalistischen Tätigkeit benutzte.

Die Bedeutung von Putzis Arbeit für die Amerikaner lässt sich schwer einschätzen. Hitlers Porträt und andere derartige Analysen verblüffen mit ihrer schieren Fülle an persönlicher Information und präzisen Beobachtun-

gen. Das meiste davon liest sich zwar spannend, doch welchen praktischen Nutzen es für die Amerikaner gehabt haben mag, ist nicht leicht zu beurteilen. Zudem erwiesen sich viele von Putzis Prophezeiungen als falsch. Sie waren Ausdruck sowohl seines brennenden Hasses gegen die Russen als auch seines Wunsches, das Naziregime stürzen zu sehen. Doch gelegentlich traf er den Nagel auf den Kopf, vor allem mit seiner Einschätzung, dass Stalin für das Massaker von Katyn verantwortlich war. Es ist nicht Putzi anzukreiden, dass das Diktat der Realpolitik die Alliierten daran hinderte, sich die Wahrheit einzugestehen und die Konsequenzen zu ziehen. In der Rückschau behauptete Carter trotz seiner früheren Begeisterung und seiner Enttäuschung über das Ende der Aktion, das S-Projekt sei «pittoresk und urkomisch, und um des Amüsanten daran der Niederschrift wert», ansonsten jedoch weitgehend bedeutungslos gewesen.

Dass Roosevelt ein persönliches Interesse daran hatte, steht ausser Zweifel. Vor allem in den ersten Monaten las er nicht nur Putzis Berichte, sondern liess ihm auch gezielte Fragen vorlegen. Wenn er Putzi oder seinem Sohn nie persönlich begegnete, dann nur, um sich zu schützen; zu einem von Anfang an so umstrittenen Projekt musste er Abstand wahren.

In seinem Geleitwort für *The Catocin Conversation* behauptete Welles, Roosevelt habe das Experiment genau verfolgt. Der Präsident sei zwar enttäuscht von dem Mangel an detaillierter oder konkreter Information gewesen, glaubte jedoch, dass Putzis Berichte der Regierung «ein Gutteil nützlicher Einsichten hinsichtlich der Denkungsart der Naziführer» verschafft hätten. Welles hatte einige dieser Berichte selbst gelesen und befand ihren Inhalt ebenfalls für wertvoll, wenn auch eher vom Standpunkt der psychologischen Kriegsführung her als unter nachrichtendienstlichen Gesichtspunkten. Auch er äusserte sich fasziniert von dem, «was man zwischen den Zeilen lesen konnte». Sein Fazit: «Die mir von Carter zugänglich gemachten Kopien veranlassten mich, mich ganz entschieden der Schlussfolgerung des Präsidenten anzuschliessen, dass das Projekt ... sich als äusserst lohnend erwiesen hatte.»

**AM 14. SEPTEMBER 1945** brachte ein deutsch-jüdischer Mithäftling Putzi triumphierend die aktuelle Ausgabe der *Daily Mail*. «Sie werden entlassen! Sie stehen auf der Todesliste der Gestapo!» Unter der Überschrift «2'300 in Grossbritannien auf Schwarzer Liste» berichtete die Zeitung, es seien Dossiers der Gestapo mit «Himmlers Plänen» aufgetaucht, «leitende Personen in allen britischen Tätigkeitsbereichen zu ‚liquidieren‘», wäre 1940 die deutsche Invasion erfolgt. Wie verlautete, hatten die Nazis eine Liste von 2'300 Personen – Briten wie Deutschen – zusammengestellt, die «automatisch» zu verhaften waren, um die völlige Unterwerfung Grossbritanniens zu beschleunigen.

Die Liste hatten alliierte Ermittler im Berliner Reichssicherheitshauptamt gefunden. Die handlichen Notizbücher führten hinter jedem Namen auch die polizeiliche Aktennummer der gesuchten Person auf. Zusätzlich enthielten sie Seiten für Notizen der Agenten sowie für die Ergebnisse ihrer Suche. Offenbar war die Liste ursprünglich nach dem Fall Frankreichs 1940 erstellt, jedoch seither jährlich überarbeitet worden. Angeführt wurde sie von Winston Churchill, Clement Attlee und anderen britischen Politikern, Gewerkschaftern und Zeitungsverlegern. Auch eine Gruppe «prominenter Flüchtlinge» tauchte darin auf. Und dort fand sich neben Charles de Gaulle, dem bereits 1939 verstorbenen Sigmund Freud, dem Romanschriftsteller Stefan Zweig und dem tschechischen Präsidenten Edvard Benes – Dr. Ernst Hanfstaengl.

Damit glaubte Putzi den benötigten Beweis für seine Gegnerschaft zu den Nazis in Händen zu halten. In der Überzeugung, dies werde seine Du-

kommst-aus-dem-Gefängnis-frei-Karte, zeigte er die Zeitung dem Lagerkommandanten. Doch der lehnte eine Weitergabe an höhere Stellen ab. Putzi gelang es zwar, seinen Anwalt Kenneth Brown einzuschalten, doch auch dieser erzielte mit seiner Argumentation, mit dem «Listenplatz» seines Mandanten sei ein hinreichender Grund für dessen sofortige Entlassung gegeben, keinen Erfolg. Gegen Ende des Jahres wurde Putzi in ein Lager in der ehemaligen Mädchenschule Beltrane in Wimbledon im Süden Londons verlegt.

Putzi hätte erneuten Gewahrsam in den Vereinigten Staaten vorgezogen, doch die Amerikaner wollten ihn nicht haben, und die Briten beabsichtigten, ihn an Deutschland auszuliefern. Dann las er Anfang 1946 zufällig in der Zeitung, Eleanor Roosevelt sei in Plymouth eingetroffen. Ihr Mann war im April des vergangenen Jahres gestorben, doch Putzi wusste, dass seine Witwe sich noch an ihn erinnern würde. Er schrieb ihr einen Brief, in dem er seinen Fall darlegte, und schmuggelte ihn mit Hilfe des Lagerfrisörs nach draussen.

Einige Tage später beorderte man Putzi in das Büro des Kommandanten und händigte ihm einen Brief aus. Der Umschlag trug den Stempel «Von der Zensur geöffnet» und enthielt Eleanor Roosevelts Antwort. Allem Anschein nach ging sie davon aus, dass Putzi an der Schule unterrichtete, statt dort interniert zu sein.

*«Lieber Mr. Hanfstaengl,*

*ich freue mich sehr, dass Sie hier in London sind. Könnten Sie mich wissen lassen, wann es Ihre Zeit erlaubt, mich im Hotel zum Tee aufzusuchen? Tief bewegt von Ihrer freundlichen Würdigung meines Mannes,*

*mit freundlichen Grüssen  
Eleanor Roosevelt»*

Dass Putzi offensichtlich über Verbindungen zu so hochgestellten Kreisen verfügte, verbesserte zweifelsohne seine Behandlung, seine Entlassung bewirkten sie jedoch nicht. Auch konnte er nicht davon ausgehen, dass Roosevelts Nachfolger Harry S. Truman sich für ihn einsetzen würde. So trat Putzi am 20. Februar in einen Hungerstreik, um gegen seine geplante Repatriierung zu protestieren. In einem zwei Tage später von Associated Press verbreiteten Brief behauptete er, eine Abschiebung bedeute für ihn Lebensgefahr «durch deutsche Untergrundfanatiker». Fast flehentlich bat er darum, stattdessen zu Egon reisen zu dürfen, der inzwischen zum Leutnant befördert und nach zweijährigem aktivem Dienst eben erst aus dem Pazifik nach Amerika zurückgekehrt war.

Egon war ebenfalls an einem Appell an die US-amerikanische Botschaft in London beteiligt, seinem Vater ein Visum zu gewähren. Am Erscheinungstag des AP-Berichts flog ein Freund der Familie nach Grossbritannien und überbrachte eine eidesstattliche Erklärung Egons, dass er für seinen Vater aufkäme, falls diesem die Einreise in die USA gestattet würde. Die Zeit lief ihnen davon; Egon fürchtete, Putzis Abschiebung stünde nur Tage bevor. Die *New York Times* interviewte Egon in seinem Zimmer im New Yorker Hotel Chesterfield. Dabei äusserte er die Sorge, in Deutschland könnte es für seinen Vater üble Folgen haben, dass er während des Krieges für die amerikanische Regierung gearbeitet hatte. Wenn man ihn heimschicke, so warnte Egon, bestünde die Gefahr, dass «ein Nazi oder Deutschnationalist einen Mann beseitigt, den er für einen durch und durch gemeinen Verräter hält».

Putzis Rolle im S-Projekt fiel in den Augen der Amerikaner jedoch offenbar kaum ins Gewicht. In einer am 25. Februar herausgegebenen Erklärung wies das State Department darauf hin, dass seit Kriegsbeginn kein Deutscher mehr ein Einreisevisum erhalten hatte und dass es für Putzi keine Ausnahme geben werde. Im selben Frühjahr wurde Putzi nach Deutschland in das ehemalige Straf- und Hungerlager Recklinghausen gebracht.

Sein Gesundheitszustand verschlechterte sich dort rapide: Sein Blutdruck

bewegte sich zwischen 46 und 76, und er wog nur noch 63,5 Kilogramm. Seine Entlassung war für den 4. Juli vorgesehen, doch der Lagerarzt erhob Einspruch: Er sei zu schwach. Mit Injektionen steigerte man seinen Blutdruck auf 100.

Am 3. September 1946 – fast sieben Jahre nach dem Tag seiner Verhaftung in London – war Putzi endlich wieder ein freier Mann. Er verließ das Lager mit 15 Reichsmark und 40 Pfennig für ein Billet dritter Klasse nach München und weiteren fünf Reichsmark Reisegeld in der Tasche. In München stieg er in einen Zug nach Tutzing und dort in einen weiteren nach Uffing.

**DOCH PUTZIS PRÜFUNGEN** waren noch nicht zu Ende. Alle Personen mit irgendeiner Verbindung zum Hitlerregime mussten sich der Entnazifizierung unterziehen. Unter Aufsicht der Sieger- und Besatzungsmächte wurden Spruchkammern geschaffen, die anhand von Aussagen der Betroffenen, amtlichen Unterlagen und eidesstattlichen Erklärungen Dritter zu klären hatten, in welchem Grad die Beschuldigten an den Naziverbrechen Anteil gehabt hatten. Man wies sie fünf Gruppen zu: von Hauptschuldigen über Belastete, Minderbelastete und Mitläufer bis zu Entlasteten. In welcher Kategorie die Beschuldigten sich wiederfanden, bestimmte in hohem Masse über ihr Schicksal im neuen Nachkriegsdeutschland.

Putzi fühlte sich unangenehm an die Prozedur nach seiner Internierung in London erinnert. Dennoch hoffte er, dass sein Verhalten nach 1937 – von seiner Flucht aus Deutschland bis zu seiner Beteiligung am S-Projekt – als Ausgleich dafür gewertet werden würde, dass er Hitler in dessen Anfangsjahren unterstützt hatte. So meinte er, sich einen Platz in den Reihen der Entlasteten sichern zu können. In seinen persönlichen Papieren findet sich die Abschrift eines Satzes aus Artikel 13 des «Gesetzes für Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus»: «Entlastet ist, wer trotz seiner formellen Mitgliedschaft, Anwartschaft oder eines anderen äusseren Umstandes sich nicht passiv verhalten hat, sondern nach dem Mass seiner Kräfte

aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten hat.» Putzi glaubte offensichtlich, dass er zu diesem Kreis gehörte.

Seine Verteidigung gründete er auf mehrere Faktoren. In detaillierten Eingaben an die Behörden suchte er zu beweisen, dass er sich ständig bemüht hatte, die schlimmsten Masslosigkeiten Hitlers abzumildern. Dass er den Posten des Auslandspressechefs angenommen und behalten hatte, rechtfertigte er damit, dass ihn sonst ein viel radikalerer und fanatischerer Mann übernommen hätte. Was die Innenpolitik anging, führte Putzi beispielsweise an, er habe mässigend auf Hitlers Antisemitismus eingewirkt, ihn zur Öffnung der Konzentrationslager für ausländische Inspektoren gedrängt und persönlich eingegriffen, um einen Mordanschlag auf Dimitroff nach dessen Freispruch im Reichstagsbrandprozess zu vereiteln. Auf aussenpolitischem Gebiet habe er sich wiederholt bemüht, Hitler von seinen aggressiven Expansionsplänen nach Osteuropa und dem Bündnis mit den Japanern abzubringen sowie ihn zur Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen zu Amerika zu bewegen. Insgesamt zog er das Fazit: «Bei vielem, was mir an der Hitler-Bewegung nicht gefiel, tröstete ich mich mit dem Gedanken, dass diese Erscheinungen gleichsam als Kinderkrankheiten zu bewerten seien und dass sie sich im Laufe der Jahre und der Entwicklung von selber verlieren würden.» Als Beweis für seine Entschlossenheit, auch im Exil gegen das Regime zu kämpfen, führte er seine Arbeit im S-Projekt und seinen höchst brisanten Artikel über Hitler für den *Cosmopolitan* an.

All dies erfüllte nach Putzis Ansicht die Kriterien für «aktiven Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft» im Sinne von Artikel 13. Was die erlittenen Nachteile anging, führte er die Beschlagnahme seines Hauses in der Pienzenauerstrasse und anderer Besitztümer durch die Gestapo, die Auferlegung von 40'000 Reichsmark «Reichsfluchtsteuer» und den Entzug der Staatsbürgerschaft an. Seine erzwungene Ausreise hatte zudem den zwangsweisen Austritt aus dem Familienunternehmen nach sich gezogen.

Seine Beweisführung untermauerte Putzi mit einer Fülle von Zeitungsar-

tikeln und anderen Unterlagen. Auch verbürgten sich mehrere seiner Landsleute für ihn: Sein früherer Adjutant Harald Voigt bezeugte, dass Putzi wiederholt auf Hitler eingewirkt habe, Julius Streichers antisemitisches Hetzblatt *Der Stürmer* verbieten zu lassen. Der rechtsgerichtete, katholische, mit den Nazis zerstrittene Schriftsteller Edgar von Schmidt-Pauli sagte aus, dass Putzi Rosenberg und andere führende Regimemitglieder häufig offen als «Verbrecher» bezeichnet habe. Viktor Haefner, ein deutscher Kriegsheld des Ersten Weltkriegs und mittlerweile Nazigegner, berichtete, Putzi habe in Fort Henry mehrere jüdische Lagerinsassen gegen Angriffe fanatischer Nazis verteidigt, oft unter Gefährdung seiner selbst; einmal habe er einen Mitgefangenen gerettet, der bereits am Boden lag und beinahe totgetreten worden wäre.

Carter erbot sich Egon gegenüber, für Putzi zu bürgen; er wollte bestätigen, dass er auf Anweisung Roosevelts seit 1932 mit seinem Vater Kontakt gehalten und «im Interesse des Weltfriedens» mit ihm zusammengearbeitet habe. Ausserdem versuchte Carter, den stellvertretenden Aussenminister Norman Armour einzubeziehen. Letzterer zeigte sich davon wenig angetan, gab allerdings zu verstehen, dass er sich «in einem echten Notfall» vielleicht dazu bewegen lassen würde, eine Erklärung zugunsten Putzis abzugeben. Schliesslich behalf sich Putzi mit eidesstattlichen Erklärungen von Carter, Welles und Eleanor Roosevelt.

**DIE VERHANDLUNG WAR FÜR DIENSTAG**, den 13. Januar 1949, um 9 Uhr 30 angesetzt. Der Gerichtssaal im bayerischen Weilheim war brechend voll. Der Chefankläger Manfred Frey forderte, Putzi als Hauptschuldigen einzustufen. Dieser – mittlerweile gesundheitlich wiederhergestellt – legte einen theatralischen Auftritt hin, triefend vor Pathos und gespickt mit spannungsgeladenen Pausen; dabei stolzierte er unablässig vor dem dreiköpfigen Tribunal auf und ab. Er berichtete, dass er nach seiner Ernennung zu Hitlers Pressechef gehofft hatte, dessen Propaganda sei nur leeres Geschwätz und



am Ende werde sich die deutsche Bürokratie durchsetzen. Doch zu seinem Bedauern, wie er sagte, sei der Verwaltungsapparat nazifiziert worden, und so hätten die Nazis gesiegt. Um sich noch weiter zu entlasten, legte er schliesslich die Aussagen von Carter, Welles und Eleanor Roosevelt vor.

Putzi eroberte sein Publikum im Sturm. Der Vorsitzende Richter urteilte, er habe «seine Kräfte benutzt, um sich dem Nationalsozialismus zu widersetzen», und hielt fest, dass Putzi während der Naziherrschaft ausgebürgert und sein Vermögen beschlagnahmt worden sei. Auch dass das Stellenverzeichnis der Nazis seinen Posten als Auslandspresseschef nicht aufführte, wog zu seinen Gunsten, ebenso seine Internierung in Grossbritannien und seine Tätigkeit für Roosevelt. Aufgrund dessen wurde er offiziell von allen Anklagen freigesprochen und in die Kategorie V – Entlastete – eingestuft. Die Zuschauer, darunter eine Anzahl ausländischer Journalisten, von denen einige Putzi persönlich kannten, nahmen das Urteil mit Befriedigung zur Kenntnis.

Die Presse nahm das Verfahren zum Anlass, Putzis absonderliche Karriere zu beleuchten, und so machte Putzi wieder einmal Schlagzeilen. «Vom Internierungslager zum Weissen Haus» titelte die niederländische Zeitung *De Telegraaf*. «Hitlers Auslandspresseschef wurde zu Roosevelts Berater für psychologische Kriegsführung.» Einer anderen Zeitung gegenüber erklärte Putzi: «Es war mein aufrichtiges Bestreben, ein erträgliches Verhältnis zwischen Deutschland und Amerika herzustellen. Aber gegen Hitlers Kurzsichtigkeit und gegen die Dummheit eines Ribbentrops und Rosenbergs war kein Kraut gewachsen.» In dem Wissen, dass manche hierzulande ihn wegen seiner Rolle in der psychologischen Kriegsführung der Vereinigten Staaten als Verräter betrachteten, betonte er, er sei «von Amerika aus nie an einem Kampf gegen das deutsche Volk beteiligt gewesen, sondern nur gegen seine verbrecherischen Führer».

Trotz des für ihn günstigen Prozessausgangs konnte Putzi die Verbitte- rung über sieben Jahre Internierung nicht verwinden. «Haben Sie je etwas Lächerlicheres gehört?», fragte er Larry Rue, den altgedienten Journalisten der *Chicago Tribune*, mit dem er am Tag von Hitlers gescheitertem Putsch

im Jahre 1923 zu Mittag gegessen hatte. «Da war ich nun eine echte fünfte Kolonne in der Nazi-Partei und tat mein Bestes, um zu verhindern, dass sie die Grausamkeit und Skrupellosigkeit entwickelte, durch die sie in aller Welt zum Gegenstand von Hass und Verachtung wurde. Und dafür werde ich bestraft.»

Rue führte dieses Interview im Mai 1954 in Mittenwald, wo Putzi gerade kurte. Es unterschied sich sehr von ihrer damaligen Begegnung: Putzi hatte eher zu viel zugelegt und war auf eine Abmagerungskur aus Kartoffeln, Rote Bete und Möhrensaft gesetzt worden. Diese erleichterte ihn um gut fünf Kilogramm in drei Tagen und kurierte ihn von seinem Rheumatismus. Er leistete Rue beim Mittagessen im Restaurant des Sanatoriums zwar Gesellschaft, trank und ass jedoch nichts.

**ZUM ZEITPUNKT SEINER ENTNAZIFIZIERUNG** hatte Putzi ein Alter erreicht, in dem die meisten Männer sich mit dem Gedanken an den Ruhestand beschäftigten. Er aber besass dafür immer noch viel zu viel Tatendrang. Allerdings ergab sich nicht gleich etwas, womit er sich betätigen und seinen Lebensunterhalt verdienen konnte. Die Wirtschaft reizte ihn, aber auch die Politik, obwohl ihm aufgrund seiner früheren Nähe zu Hitler in der neuen Bundesrepublik eine tragende Rolle verwehrt war.

Naheliegender wäre gewesen, dass Putzi wieder in das immer noch von seinem Bruder geführte Familienunternehmen einstieg. Der vier Jahre ältere Edgar hatte, obwohl Gründungsmitglied der Deutschen Demokratischen Partei und ein standhafter Kritiker Hitlers, die Nazizeit weitgehend unbeschadet überstanden, ebenso die Geschäfte der Familie. Die Firma war zum «kriegswichtigen Betrieb» erklärt worden; ihr bei der Reproduktion von Kunstwerken entwickeltes technisches Know-how wurde zur Vergrößerung von Luftaufnahmen für die Wehrmacht eingesetzt. Doch das von Kindesbeinen an schlechte Verhältnis zwischen den beiden Brüdern hatte sich während der langen Jahre, in denen Putzi Hitlers Stimmungsmacher und

Edgar ein erklärter Nazigegner gewesen war, noch weiter verschlechtert. Noch im hohen Alter waren sie sich selten über etwas einig – auch nicht über Kunst. «Ich werde nicht einmal einen Versuch machen, mit meinem Bruder zusammenzuarbeiten», sagte Edgar zu seinem Neffen Egon, als das Verhältnis zu Putzi einen weiteren Tiefststand erreicht hatte. «Lieber würde ich die Firma bankrottgehen lassen.» Die beiden Brüder verkehrten eine Zeit lang sogar nur über ihre Anwälte miteinander. Schliesslich fand sich dank Egon, der mit seinem Onkel immer gut ausgekommen war und auf Bitten beider Seiten aus Amerika zurückkam, um zu vermitteln, so etwas wie eine Lösung. Schliesslich wurde ein Vertrag unterzeichnet, und Putzi erhielt seine Anteile zurück.

Doch Putzi spielte keine Rolle im Geschäft, auch nicht, als Edgar 1958 starb und Egon sowie dessen Cousine Eva, Edgars Tochter, es übernahmen. Egon zufolge zog Putzi über die moderne Kunst her, die sie ins Programm nahmen; sein Sohn mühte sich vergeblich, ihm nahezubringen, dass der Käufergeschmack jetzt ein anderer war als in den 1910er Jahren, als Putzi die Galerie in New York betrieben hatte. «Unser einziges Produkt, das er ganz und gar billigte, ging überhaupt nicht, während die Bilder, die er als wert- und aussichtslos beurteilte, recht gut liefen», erinnerte sich Egon.

Eines von Putzis vordringlichsten Projekten war die Niederschrift seiner Memoiren, an deren verschiedenen Fassungen er seit Ende der 1930er Jahre arbeitete. Der letzte Anstoss kam von dem amerikanischen Schriftsteller Brian Connell, den er mehrere Jahre zuvor kennengelernt hatte. Connell widmete sich zwar seitdem eigenen Buchprojekten, doch Putzis Geschichte liess ihn nicht los. 1956 suchte ihn der Amerikaner in München auf, um über eine Zusammenarbeit zu sprechen. Connell verbrachte schliesslich zwei Monate mit Putzi und zeichnete ihre langen Gespräche auf Tonband auf. Das Ergebnis, kombiniert mit reichhaltigem, von Putzi selbst zusammengestelltem Material, bildete die Grundlage für ein Buch, das im folgenden Jahr in Amerika und Grossbritannien erschien. Es trug den Titel *Hitler: The Missing Years*.

Kommerziell war es kein grosser Erfolg. Egon zufolge schrieb sein Vater die enttäuschenden Verkaufszahlen dem Umstand zu, dass die Presse vom erfolgreichen Start des sowjetischen Satelliten Sputnik beherrscht wurde. Egons Frau, früher im Verlagswesen tätig, prophezeite, dass sich das Buch nicht gut verkaufen würde, da das «Ich der Geschichte nicht sympathisch» war.

Auch Harvard spielte weiterhin eine Rolle in Putzis Leben. Im März 1953 erinnerte ihn ein Vorfall im Zusammenhang mit einem Besuch des ehemaligen Harvardpräsidenten Conant in München schmerzlich daran, dass die alten Animositäten nicht vergessen waren. Putzi hatte von Conants Ankunft aus der Zeitung erfahren, konnte ihn aber nicht ausfindig machen. Dann verriet ihm ein Kellner, dass Conants Frau mit einer Gruppe deutscher Damen im Hotel Königshof zu Mittag essen würde. Er sandte ihr ein Dutzend weisse Rosen nebst einer Grusskarte. Ein wenig später erschien zu Putzis Bestürzung ein Polizist in Zivil an seiner Tür und brachte die Blumen mit der Nachricht zurück, Mrs. Conant wünsche ihn nicht zu sehen.

Auf dem Hintergrund dieser Erfahrung traf Putzi Vorbereitungen für das 1959 anstehende 50-jährige Jubiläum seines Harvardjahrgangs. Im Frühjahr erging der übliche Spendenaufruf an die Ehemaligen. Der Jahrgang 1908 hatte bei seinem Jubiläum im Jahr zuvor die Rekordsumme von 268'441 Dollar berappt, und die Nachfolger wollten unbedingt zumindest gleichziehen. Die Feier selbst sollte am 8. Juni stattfinden. Unvermittelt drohte ein 25 Jahre zurückliegender Streit wieder aufzuflammen und Putzi einzuholen. «Hitlers Spassmacher plant US-Besuch» lautete die Schlagzeile über einem Artikel in der *New York Times* vom 24. Mai 1959. Dem Bericht zufolge beabsichtigte der einstige «Klavier spielende ‚Hofnarr‘ Adolf Hitlers», sowohl an dem Treffen teilzunehmen als auch Harvard eine zweite Chance zur Annahme der 1934 verschmähten Tausend-Dollar-Spende zu geben.

«Die Geschäfte in meiner Kunsthandlung laufen gut, und ich mache vielleicht sogar zweitausend Dollar daraus», zitierte ihn das Blatt. «Ich habe eine blütenweisse Weste für ein Visum für die Staaten.» Diesmal würde das

Ganze anders ablaufen als 1934: «Ich rechne damit, mich grossartig zu amüsieren und herzlich willkommen geheissen zu werden. Warum auch nicht? Ich bin jetzt ein Nazigegner, wie er im Buche steht.»

Putzi war entsetzt, als er den Artikel einige Tage später erhielt. Er hatte gerade einen Brief an Hollis T. Gleason, den Sprecher seines Jahrgangs, verfasst und ihm detailliert von dem Zwischenfall mit den Conants in München berichtet; dieser habe ihm, wie er es formulierte, «schmerzlich klargemacht, dass in bestimmten Harvardkreisen offenbar immer noch starke Animositäten gegen mich bestehen». Jetzt, nach der Lektüre des Zeitungsberichts, fügte er eine Nachschrift hinzu: Das Interview, auf das sich das Blatt beziehe, habe nie stattgefunden; der Inhalt sei falsch und der Ton «eindeutig gehässig... Ich werde nicht zulassen, dass unser 50. Jahrgangstreffen zu einem gefundenen Fressen für die Boulevardpresse verkommt.» Aus diesem Grund werde er nicht daran teilnehmen und nicht einmal eine symbolische Spende leisten. Dennoch betonte er, er werde gerne jeden Kommilitonen in Deutschland willkommen heissen – «unbelästigt von den Beschattungsversuchen aller klischeebesessenen Nattern von der Presse».

In Putzis Privatleben gab es nicht weniger Turbulenzen. Zum Entsetzen seiner Familie hatte er sich in die Baronin Renate von Willich verguckt. Die kurvenreiche Dame mit dem Spitznamen «Rehlein» war mehrere Jahre jünger als er und zuvor mit dem Direktor des grössten bayerischen Kraftwerks verheiratet gewesen. Aus der Ehe waren zwei Töchter hervorgegangen. Nach ihrer Scheidung lebte sie mit General Ritter von Epp – dem ehemaligen NS-Reichsstatthalter von Bayern und Reichsführer für Kolonialangelegenheiten – zusammen. Der hiess bei den Bayern recht drastisch meist nur «Chevalier d’Epp». Auch diese Liaison ging in die Brüche. Nun tat sich die Baronin mit Putzi zusammen, der sie später scherzhaft als den «Wanderpokal der Erotik» bezeichnen sollte. Die beiden hätten einfach nur so Zusammenleben können, doch da Putzi von Natur aus konservativ war, beschloßen sie zu heiraten. Da sie jedoch beide geschieden waren, konnten sie sich

nur standesamtlich trauen lassen. Als kleine Versöhnungsgeste lud Putzi seinen Bruder zum Hochzeitsfrühstück ein und bat ihn, als Trauzeuge zu fungieren.

Die Ehe war nicht sonderlich glücklich und entpuppte sich für Putzi bald als schwere finanzielle Belastung. Renates Töchter zogen zu ihrer Mutter in die Villa Tiefland. Nun lagen sie Putzi mit ihrem Faible für teure Hüte und Kleider auf der Tasche. Wenn er die Rechnungen an Renates ersten Mann schickte, kamen sie postwendend zurück. Bald begann Renate, Scheidungspläne zu schmieden. Eigenartigerweise dämmerte Putzi erst dann etwas von ihrem Vorhaben, als sie seinen Freund, den ehemaligen Reichsbankpräsidenten Hjalmar Schacht aufsuchte und ihn dazu anstiften wollte, dahingehend auf Putzi einzuwirken, dass er ihr das Haus überschrieb. Damit war für Putzi das Mass voll. Kurz danach rief er Egon zu sich, und sie suchten gemeinsam einen Notar auf, um die Scheidungspapiere zu unterzeichnen. Merkwürdigerweise unterschrieb Egon sie ebenfalls.

Diese Entscheidung sollten beide Männer ihr Leben lang bereuen. Neben einem kostspieligen Geschmack besass Renate auch einen guten Scheidungsanwalt. Diesem gelang es, eine für sie höchst vorteilhafte Regelung herauszuschlagen: Sie erhielt als Unterhalt rund zwei Drittel von Putzis Einkünften als Ruheständler. So war dieser gezwungen, sein Haus teilweise zu vermieten, um über die Runden zu kommen. Überdies endeten die finanziellen Verpflichtungen Putzis mit seinem Tod keineswegs; Egon hatte sich mit seiner Unterschrift unter die Dokumente zur Übernahme der Unterhaltszahlungen verpflichtet. Zu Egons Ärger wurde Renate weit über 90, und überdies liess ihr Faible für Luxus nicht nach. Schliesslich wurde sie für unzurechnungsfähig erklärt, allerdings erst nachdem viele weitere unbezahlte Rechnungen bei Egon gelandet waren. Sein Sohn Eric schätzte später, dass Putzis Entschluss, die Baronin zu heiraten, die Familie den Gegenwert eines stattlichen Landhauses gekostet hatte: «Mein Grossvater wurde fürstlich übers Ohr gehauen.»

Helene war unterdessen ebenfalls nach Deutschland zurückgekehrt. Nach der Trennung von Putzi hatte sie ein Haus in Amberg am Starnberger

See gekauft und es mit Trausil, in dem sie am Anfang die Liebe ihres Lebens gesehen hatte, bezogen. Auf sein Betreiben hatte sie das Haus vor ihrer Übersiedlung nach Amerika auf ihn überschreiben lassen; er hatte ihr eingeredet, es könnte beschlagnahmt werden, wenn es auf den Namen eines Ausländers eingetragen war. Dies erwies sich als fast so grosser Fehler wie Putzis Scheidungsvereinbarung mit Renate. Als Helene Mitte der 1950er Jahre zurückkehrte, um ihr Haus wieder in Besitz zu nehmen, bereitete ihr der mittlerweile mit einer anderen Frau liierte Trausil einen ziemlich frostigen Empfang.

Helene liess sich davon nicht entmutigen und beschloss, in Deutschland zu bleiben. Sie nahm sich eine kleine Wohnung in München. Da sie in Amerika jahrelang gearbeitet hatte, bezog sie eine Rente, die ihr aufgrund des Wechselkurses ein bequemes Auskommen bescherte. Selbst im Alter war sie stets untadelig gekleidet und geschminkt. Im Gegensatz zu Putzi holte die Vergangenheit sie nicht ein; es ist unklar, ob sie es je bereut hat, Hitler nach dem gescheiterten Putsch von 1923 das Leben gerettet zu haben. Sie konnte sich überdies damit trösten, dass sie dem Regime nie aktiv gedient hatte.

Die Beziehungen zu ihrem Ex-Ehemann allerdings blieben kühl. Ihre Entscheidung, in Putzis Heimatstadt zurückzukehren, hatte unausweichlich zur Folge, dass die beiden zu Weihnachten und anderen Familienfesten im Hause ihres Sohnes aufeinandertrafen. Dann begrüssteten sie sich mit einem flüchtigen Wangenkuss und tauschten höfliche Belanglosigkeiten aus. Insbesondere Helene blieb auf Distanz, und eine Gelegenheit zur Aussöhnung ergab sich nie.

Noch eine dritte Frau verfolgte Putzi: Djuna Barnes, seine Liebe aus dem Ersten Weltkrieg, mit der er sporadisch Kontakt gehalten hatte. 1938 hatte sie ihn in London besucht, doch er hatte den Fehler begangen, zudringlich zu werden. «Es ist immer schmerzlich, wenn man jemanden vor Jahren geliebt hat und erfährt, was aus ihm geworden ist», schrieb sie. «Er war viel süsser, als ich dreiundzwanzig war.» Trotz kriegsbedingter Unterbrechungen waren sie in Verbindung geblieben. Putzi hatte ihr Schokolade und Ge-

bäck geschickt. Sie hatte schlimme Zeiten durchstehen müssen, und er hatte ihr mehrmals Geld angeboten, das sie jedoch zurückgewiesen hatte. «Er hat mir zweimal das Leben gerettet, zuerst bei der Sache mit dem Flugzeug und dann, als er mich nicht heiratete», sagte sie zu ihrem Freund Hank O'Neal. «Es war nicht nötig, dass er mich nochmal rettete.»

1952 schrieb ihr Putzi einen Brief. «„Alte Liebe rostet nicht“ – so scheint es – und unsere frühen Kümernisse bleiben uns unser Leben lang treu.» Der Brief war unterzeichnet mit «und eine dicke Umarmung von Deinem alten Verführer Putzi». O'Neal fiel auf, dass das einzige Bild «mit überhaupt etwas Farbe in ihrer Wohnung eine Postkarte, ‚Veilchen‘ von Dürer, war», eine Erinnerung an Putzi, die an einer Ecke ihres Schreibtisches lag.

**1970, MIT 83 JAHREN** und immer noch rüstig und rege, rückte Putzi in seinem Heimatland plötzlich noch einmal in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Grund dafür war das verspätete Erscheinen seiner Lebenserinnerungen. Das Buch mit dem Titel *Zwischen Weissem und Braunem Haus. Memoiren eines Aussenseiters* unterschied sich beträchtlich von den früheren amerikanischen und englischen Fassungen.

Bedeutsam ist eine der Hinzufügungen gegen Ende; in diesem Abschnitt beschwert sich Putzi darüber, niemand habe ihm geglaubt, dass seiner Flucht aus Deutschland 1937 ein Anschlag auf sein Leben vorausgegangen sei. «Alles, was ich darüber zur Antwort erhielt, war ziemlich gleichlautend. Ich hätte nur einen etwas robusten Scherz missverstanden und litte wohl ein bisschen an Verfolgungswahn.»

Wie es scheint, hatte er sich seit Längerem widerwillig mit dieser Sichtweise abgefunden, als er 1965 bei einer Cocktailparty auf Generalmajor a.D. von Schoenebeck traf, der seinerzeit die JU 52 für den Flug bereitgestellt hatte. Zu Putzis Freude unterschrieb von Schoenebeck eine Erklärung, die den Vorfall schilderte und klarstellte, dass dieser seines Erachtens alles andere als ein «Scherz» gewesen war. Dieses Schreiben liess Putzi in seinem Buch als Faksimile abdrucken. Zudem berichtete er darin von einem Gespräch mit dem damaligen deutschen Gesandten in Bern Dr. Sigismund



Freiherr von Bibra. Nach dessen Angaben war um die Jahreswende 1942/43 eine chiffrierte Weisung in der Botschaft eingetroffen: «Bitte sorgen Sie dafür, dass Dr. Hanfstaengl baldmöglichst wieder nach Deutschland zurückkehrt. Geld darf dabei keine Rolle spielen.» In Putzis Augen war dies der Beweis, dass Hitler seinen alten Freund wieder als «troubleshooter», wie Putzi sich ausdrückte, an seiner Seite haben wollte. Eilig fügte er jedoch hinzu, er hätte «die Rückkehr in das von einer Gangsterclique beherrschte Deutschland abgelehnt».

Putzis Buch rief ein gespaltenes Echo hervor. Die einflussreiche Wochenzeitung *Die Zeit* verurteilte es als verspäteten Rechtfertigungsversuch eines alten Mannes. Putzi sei unfähig, das Wichtige vom Trivialen zu trennen, und alles, was als ernsthafte Beobachtung durchgehen könnte, ginge unter «in einer Flut von platten Anekdoten und Klatsch und Tratsch». Die in Putzis heimatlichem München erscheinende *Süddeutsche Zeitung* zeigte sich etwas gnädiger, bemängelte jedoch, dass der Autor trotz seiner Nähe zu Hitler während der frühen Jahre nicht vermocht habe, das Rätsel von dessen Aufstieg zu klären.

1972 strahlte das deutsche Fernsehen ein einstündiges Interview mit Putzi aus. Trotz seines fortgeschrittenen Alters lief er zur üblichen Hochform auf. Er sass die meiste Zeit am Klavier und genoss sichtlich die Gelegenheit, sich noch einmal in seinen alten Geschichten zu sonnen. Zwei Jahre später wurde die Aufzeichnung wiederholt. Sein Vater, so Egon, war «so aufgereggt wie eine runderneuerte Braut».

Putzi gelang es schliesslich auch, im Juni 1974 noch einmal an einem Harvardtreffen teilzunehmen. Zuvor hatte er seinen Sohn fast zur Verzweiflung getrieben, weil er sich nicht auf einen bestimmten Reiseweg festlegen lassen wollte. Er stiftete Verwirrung unter denen, die ihn abholen wollten, und einmal schien er gänzlich verlorengegangen zu sein. Er schaffte es schliesslich zum Treffen derjenigen, die vom Jahrgang '09 noch übrig waren. Mit geschwächtem Erinnerungsvermögen und geschönten Erzählungen gab er dem *Boston Globe* ein absonderliches Interview, in dem er unter anderem schilderte, dass Hitler alte Lieder des Hasty Pudding Clubs von Harvard mitzupfeifen pflegte.

«Hitler konnte schön pfeifen», erinnerte er sich. «Während ich spielte, lehnte er sich zurück und piff tremolierend die Melodie. Wie er diese Pudding-Club-Stücke genoss!» Hinsichtlich seines Lebens danach gab er sich philosophisch. «Was ich durchlebt habe, ist eine rätselhafte, makabre Gilbert-und-Sullivan-Farce», erklärte er. «Du weisst nie, wer auf deiner Seite ist, selbst im Gefängnis. Jetzt mit achtundachtzig bin ich ein Zeit-Millionär.»

Die Zeit Helenes war im August des Vorjahres abgelaufen. Wie ihr Sohn schrieb, starb sie keinen leichten Tod, doch «sie ertrug alles mit diesem stillen Gleichmut, den sie ihr ganzes Leben lang bewahrt hatte und der sie in den Freuden des Alters, den Schmerzen der Krankheit, den letzten Demütigungen des körperlichen Verfalls nicht verliess.»

Putzi selbst, den sein Sohn nun nach Shakespeares tragischem Helden scherzhaft Learstaengl oder einfach K. L. zu nennen pflegte, war immer noch rüstig, schrieb und arbeitete an einer erweiterten und verbesserten Ausgabe seines Buches. Eine Quelle des Stolzes waren für ihn auch seine Enkel, insbesondere der älteste, Eynon, der die musikalische Begabung seines Grossvaters geerbt hatte und beim berühmten Moskauer Tschaikowski-Wettbewerb 1974 einen beeindruckenden 24. Platz belegt hatte.

Die Jahre forderten jedoch allmählich ihren Tribut. Am 19. August 1975 wurde Putzi mit Schilddrüsenkrebs in die chirurgische Klinik von Professor Dr. W. Hart eingewiesen. Eine Woche später führte Hart eine zweieinhalbstündige Operation durch. Putzi blieb eine Woche auf der Intensivstation und wurde dann in ein Krankenzimmer verlegt. Egon hoffte, dass sein Vater wieder nach Hause kommen konnte, auch wenn ihm klar war, dass seine Pflege eine Belastung werden würde. Doch Putzi verfiel zusehends; bald ass er nur noch Schokoladenpudding, und schliesslich wies er auch diesen zurück. Er blieb jedoch so streitbar wie immer, tobte gegen seinen Verlag, weil der sein Buch nicht mehr auflegte und stattdessen eines über Göring herausbrachte, und beschimpfte die Schwestern als Kommunistinnen und Todesengel.

Während einer der täglichen Besuche Egons mehrere Wochen später verkündete sein Vater, sein Leben sei zu Ende, und «verlangte eine Form von

Euthanasie». Die Ärzte waren jedoch noch nicht bereit, ihn aufzugeben und begannen, ihn intravenös zu ernähren – und verlängerten damit eine Existenz, die weder Putzi noch seine Familie oder Freunde wünschten. Der Totenkampf, wie Egon sich ausdrückte, ging weiter, doch Putzi wurde schwächer. Am 24. September fiel er ins Koma, und die Ärzte erklärten, er werde in drei bis fünf Tagen ruhig sterben. Doch dann erwachte er am nächsten Morgen um sechs Uhr und verlangte seine Zeitungen, die er auch las.

Der Tod trat schliesslich am 6. November 1975 ein, laut Egon «eine gnädige Erlösung für ihn und eigentlich für uns alle». Putzi war 88 Jahre alt geworden.

Die deutschen Zeitungen meldeten Putzis Tod nur mit einem kurzen Nachruf. Seine Langlebigkeit hatte ihn zu einem Relikt einer vergangenen Epoche schrumpfen lassen. Geboren im Kaiserreich, hatte Putzi die Weimarer Republik, das Grauen des Dritten Reiches und die Stabilisierung der Bundesrepublik erlebt. Nach einer von Gaslaternen und Pferdekutschen geprägten Kindheit war er Zeuge der ersten Mondlandung geworden. Eitel und egoistisch wie er war, hatte ihn Hitler gleichermassen mit seinem Glanz und seinem Abglanz wie mit der verderblichen nationalsozialistischen Ideologie betört. In seinem Drang zum Rampenlicht hatte er sich zu lange an das Regime gebunden, und als der Bruch kam, bestimmte unweigerlich Hitler dessen Umstände und nicht er selbst. Das darauffolgende Ungemach während der langen Jahre der Internierung ging grösstenteils unmittelbar darauf zurück, dass er selbst nach seiner Flucht aus Deutschland noch zögerte, die Brücken zu den Nazis abzubrechen. Von nun an ging's bergab.

In seinen Memoiren bezeichnete Putzi sein politisches Leben als «melancholische Revue». 1943, in Bush Hill, fasste er in einem Gespräch mit Sturm seine Enttäuschung über den Lauf der Dinge in dem Satz zusammen: «Es ist schrecklich, wenn man glaubt, auf einen Triumphwagen aufgesprungen zu sein, und dann entpuppt er sich als Müllkarren.» Damit hatte er sein eigenes Epitaph gesprochen.

## Anmerkungen

### Vorwort

David George Marwell: *Unwonted Exile: A Biography of Ernst «Putzi» Hanfstaengl*. Unveröff. Diss., State University of New York at Binghamton, 1988.

### Kapitel 1

Die Darstellung von Putzis erster Begegnung mit Hitler beruht auf seinen verschiedenen autobiographischen Schriften einschliesslich Ernst Hanfstaengl: *Zwischen Weissem und Braunem Haus. Memoiren eines politischen Aussenseiters*. München 1970, S. 30-43.

### Kapitel 2

- 27 Das Werk ... Leder und Seide. *Villa Hanfstaengl in München*, undatiert, in: Nachlass Hanfstaengl in der Bayerischen Staatsbibliothek München, Ana 405/39.
- 29 «Hinter der Fassade ... Nocturnes äusserte.» Ebd. Kapitel 1 Auch Edgar sah... auf Zack zu bringen. Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing Years*. New York 1994, S. 25.
- 30 Der Hauptfeldwebel... meiner Weltanschauung». Ana 405/39, a.a.O.
- 32 «Wenn sich diese adligen Jungen ... der angeblichen Elite versuchte.» Loomis H. Taylor an Ernst Hanfstaengl, 26. Februar 1958, Ana 405. a.a.O.
- 33 «Halten Sie sich ... im Hotel Tourrain in Boston.» Ana 405/39.
- 35 Was sich seinen Zeitgenossen ... in New York eindrosch.» *The New York Times*, 5. April 1934.
- 36 Putzi bestellte Bier ... Hanfy!» Charlotte B. Clifford, *Yankee*, Juni 1965. Ihr Mann war damals Erstsemester und Augenzeuge des Vorfalls.
- 38 «Der Junge gesteht ... auf seine Musik verwendet.» Hurlbut an Edgar Hanfstaengl, 21. November 1906, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 35.
- 39 Statt einer Abschlussarbeit ... für sein Abschlusszeugnis. Ernst Hanfstaengl, Interview mit John Toland, 2. September 1971, Franklin D. Roosevelt Presidential Library (FDRL), Hyde Park, New York.

- 39 Erst als er ihnen drohte ... rannten sie davon. Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 27.

### Kapitel 3

- 40 Die Kunsthandlung ... erinnerte er sich später. Ebd., S. 28.
- 42 «Wir sahen uns ... erinnerte sie sich später. Phillip Herring: *Djuna: The Life and Works of Djuna Barnes*. New York 1995, S. 67-73.
- 43 Dem Vernehmen nach ... schmerzhaft ist. Andrew Field: *The Formidable Miss Barnes*. London 1983, S. 61.
- 46 «Ich habe versucht... ohne Erfolg.» Ernst Hanfstaengl: «My Leader», *Collier's*, 4. August 1934.
- 46 Plötzlich erfüllte ihn ... in vorderster Stellung taten». Ana 405/23, zitiert in Marwell, a.a.O., S. 5.
- 47 «Ich war für etwa zwölf... anfangen sollen?» Hank O'Neal: *Life Is Painful, Nasty & Short... In my Case It Has Only Been Painful & Nasty: Djuna Barnes 1978-1981*. New York, S. 128-30.
- 48 Die Frauen seien besser im Bett... Herring, a.a.O., S. 74.
- 49 In seiner Autobiographie ... Heimweh nach Deutschland». Ernst Hanfstaengl: *Zwischen Weissem ...*, a.a.O., S. 8.
- 49 Bezeichnenderweise ... 1917. *Badische Illustrierte*, 15. Dezember 1951.
- 50 Putzi betrieb ... Vollmacht seiner Mutter. U. S. National Archives & Records Administration (NARA) RG 131/158/CM818.
- 51 Ein Bericht... an seiner Loyalität. Harry J. Jentzer, 21. Februar 1917, in: Ana 405, a.a.O.

### Kapitel 4

- 54 Viele Jahre ... wie ausgezehrt». Putzi an Kitty Hanfstaengl, 12. Mai 1920, Ana 405/45, a.a.O.
- 54 «Er scheint offenbar zu denken ... für so unfähig hält?» Putzi an Kitty Hanfstaengl, 20. Mai 1920, ebd.
- 55 Ihr Vater Johann ... geheiratet. Marwell, a.a.O., S. 59.
- 56 Sie erwarteten ... wiederzugewinnen. Ernst Hanfstaengl, *Collier's*, 4. August 1934.
- 56 «Die Uhr... unveränderten Deutschlands.» Ernst Hanfstaengl, Hamish Hamilton, Ms 1/7, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 63.
- 58 Wollte Putzi... eines Komplementärs. Ebd., S. 67.
- 59 Die beiden verfassten ... auswuchs. Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 30.
- 59 «Deutschland war ein dressierter... schnurzegal war.» Ernst Hanfstaengl, *Colliers*, 4. August 1934.

## Kapitel 5

- 65 Dennoch übte Hitler ... Wien begegnet war». Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 38.
- 66 «Hitlers Eintopf... Verwendung finden.» Kurt G. Lüdecke: *I Knew Hitler*. London 1938, S. 96.
- 69 «Schauen Sie sich ... setzte er ihm zu. Ernst Hanfstaengl: *Adolf Hitler*. 5. Dezember 1942, S. 12.
- 69 «Er besass ein ausgezeichnetes ... schauspielerisches Talent.» Ernst Hanfstaengl, Interview mit John Toland, FDRL, 18. März 1971.
- 70 «In diesem Geist... erzogen werden.» Ernst Hanfstaengl: *Adolf Hitler*, S. 48.
- 71 Einige Jahre später ... Hass auf ihre Feinde. Brief an Alfred Rosenberg, 2. April 1925, in: Archives du Centre de Documentation Juive Contemporaine, Paris, Dokument LXII-1.
- 74 Lüdecke drückte ... die Türen öffnete. Lüdecke, a.a.O., S. 96.
- 75 «Sie müssen oft ... Publikum treten muss.» Ernst Hanfstaengl: «I Was Hitler's Closest Friend», *Hearst's International-Cosmopolitan*, März 1943.
- 76 «Ich ermächtigte ... immer sein.» Ernst Hanfstaengl, *Adolf Hitler*, S. 44.
- 77 Fast 20 Jahre später... Frau Hanfstaengl. Henry Picker: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier 1941-42*. Stuttgart, 1963, S. 165.
- 77 Ihren ersten Eindruck ... äusseren Erscheinung. Helene Niemeyer, Notizen, zitiert in: Marwell a.a.O., S. 84.
- 78 Die Londoner *Times*... Tageszeitung in Bayern.» *The Times*, 7. September 1923.
- 80 «Dass überall Gleichklang ... wie es war.» Egon Hanfstaengl: *Out of the Strong*. Unveröffentlichtes Manuskript, 1943, S. 8.
- 81 «Hitler glaubte anscheinend ... angesehenen Bürgern vor.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler. The Missing...*, a.a.O., S. 55.
- 82 Wie ein Artikel... Flugblättern gehabt habe. *Münchener Post*, 11. November 1930. Graf von Treuberg ... Gesang dirigierte. Graf von Treuberg an Hitler, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 95.

## Kapitel 6

- 84 «Das stimmt» ... zahlte. *Chicago Sunday Tribune*, 30. Mai 1954.
- 85 Der Londoner *Times*... hinter sich gelassen. *The Times*, 12. Oktober 1923.
- 85 Der Londoner *Observer*... endlosen Nullen.» *Observer* (London), 9. September 1923.
- 86 «Meine Organisation ... wo er uns findet.» *Christian Science Monitor*, 3. Oktober 1923.
- 86 «Zu keiner Menschenseele... Pistolen nicht.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 91.
- 87 Seine Rede ... internationalen Sozialismus». *Manchester Guardian*, 12. November 1923.
- 87 «Die nationale Revolution ... unserer Seite.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 133f.

- 89 In dieser von der Zeitung ... ihm widersetzte». *Chicago Sunday Tribune*, 11. Nov. 1923.
- 89 «Nun wird eine ... Schmach zu erretten.» Joachim C. Fest: *Hitler*. London 1974, S. 183.
- 91 Am nächsten Morgen ... standrechtliche Erschiessung. *The Times*, 12. November 1923.

## Kapitel 7

- 94 «Schmiedel... hier sein?» *Neues Weilheimer Tagblatt*, 10. Dezember 1949.
- 95 «Was machen Sie ... damit Sie weitermachen!» Helene Niemeyer, Interview mit John Toland, FDRL, 19. Oktober 1970.
- 97 Eine weitere angenehme Erinnerung ... ihm anbot. Egon Hanfstaengl, a.a.O., S. 3.
- 97 «Was können sie ... Eingeweihten genau.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, S. 156.
- 97 «Landsberg... nicht verlassen dürfen.» *The Times*, 14. November 1923.
- 98 Ihm kam ... Südpol». Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 114.
- 99 In seinen Augen ... möglich zu machen». Ernst Hanfstaengl: *Hitler in der Karikatur der Welt und Tat gegen Tinte*. Berlin, 1933, S. 15.
- 100 «Ich bin überzeugt... retten werden.» Ernst Hanfstaengl, *Colliers*, a.a.O.
- 102 «Wenn ich doch nur... seufzte er. Helene Niemeyer, Interview mit John Toland, FDRL, 19. Oktober 1970.
- 104 «Nein, nein ... zu fördern.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen...*, a.a.O., S. 174.
- 104 «Wenn ich mein Hesseri... Der arme Kerl.» Ernst Hanfstaengl, ebd., S. 165.
- 108 «Aber sonst... Bekanntschaft lohnt». Joseph Goebbels: *Tagebücher, Band 1: 1924-1929*. München 1992, S. 429.

## Kapitel 8

- 113 «Jetzt sind wir... erreichen wollen.» Ernst Hanfstaengl: «I was ...», a.a.O.
- 115 Dazu passte... was er mir zumutet.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen...*, a.a.O., S. 233.
- 116 «Ich hatte immer ... ihrem Geschmack.» Helene Niemeyer, Interview mit John Toland, a.a.O.
- 117 «Die Beziehung, in welcher Form... behauptete er. Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 168.
- 118 «Von mir aus... ausser sich vor Zorn. Egon Hanfstaengl, a.a.O., S. 1.
- 117 Am 1. November ... 668 027. Wilfried Kugel: *Der Unverantwortliche. Das Leben des Hanns Heinz Ewers*. Düsseldorf 1992, S. 308.
- 119 «Na, jetzt werden Sie... witzelte er. Ernst Hanfstaengl: *Adolf Hitler*, S. 6.

- 119 «Gross, dunkelhaarig ... schrieb er. Edgar Mowrer: *Triumph and Turmoil: A Personal History of Our Times*. London 1968, S. 207.
- 120 Um Weihnachten ... dankend abzulehnen. Herring, a.a.O., S. 177.
- 121 «Hanfstaengl, machen Sie sich ... geringste Rolle.» Picker, a.a.O., S. 444.
- 121 «Einige Stunden danach ... Amokläufer gegolten hatte.» Louis P. Lochner: *What About Germany?* London 1943, S. 81.
- 122 Hitler «ist in die allerhöchsten ... *Söhne TAI* gebären». Dorothy Thompson, «I Saw Hitler», *Hearst's International-Cosmopolitan*, März 1932.
- 123 «Als ich schliesslich ... KÖNNEN sich irren.» Ebd. Der Artikel erschien 1932 in erweiterter Form als Buch bei Farrar & Rinehart.
- 125 «Herr Hitler, wozu ... Amerika zu entdecken.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 178.
- 127 «Baur, Sie ... von Flugreisen begeistert.» Hans Baur: *Hitlers Pilot*. London 1958, S. 32.
- 128 Eingefunden hatte ... weizenblonden Haar sass». Senfton Delmer: *Trail Sinister: An Autobiography. Volume One*. London 1961, S. 143.
- 130 einen «müden ... Wille und Phantasie.» Ebd., S. 145
- 131 «Meine Mutter ... ist Hitler sehr beschäftigt.» Ernst Hanfstaengl, Interview mit dem Bayerischen Fernsehen, gesendet 1972.
- 134 «Was tun Sie... Affront ansehen!» Ders.: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 186.

## Kapitel 9

- 145 «Hitler hat die Macht ... Geschichte ihm bestimmt. *Daily Express*, 31. Januar 1933.
- 145 Die *New York Times* irrte sich ... hoffnungsvoll sprechen.» *New York Times*, 31. Januar 1933.
- 157 «Trage Dein Haupt... Gottes gnädige Hilfe.» Fest, a.a.O., S. 398.
- 159 «Ein historischer Tag... Dritten Reiches ist gekommen.» Zitiert ebd., S. 563.

## Kapitel 10

- 162 «Mann, Putzi ... Phantastisch!» Hamilton Fish Armstrong: *Peace and Counterpeace: From Wilson to Hitler*. New York 1971, S. 534.
- 163 Herein stürzte ... in brauner Uniform». Lochner, a.a.O., S. 257.
- 164 Ihm zufolge «spazierte ... Volk ausüben könnte». Notizen von Arthur Popes zweitem Gespräch mit Putzi Hanfstaengl, PSF Box 99, FDRL, 14. Dezember 1943, S. 10.
- 165 «Das ist keine repräsentable ... Jung-Siegfried begreifen.» William C. Bullitt an Roosevelt, 8. November 1936, PSF-30, FDRL.
- 167 «Hitler braucht eine Frau ... diese Frau sind Sie.» Martha Dodd: *Through Embassy Eyes*. Garden City, NY, 1940, S. 63.
- 168 Seinem Sohn Egon ... Affäre hatte. Egon Hanfstaengl, Interview mit dem Autor, Dezember 2002.



- 168 «Sein bohemienhafter ... Theaterdonner.» *Frankfurter Nachtausgabe*, 23. März 1953.
- 169 Der Prinz ... der verschiedenen Klassen» Prince Louis Ferdinand of Russia: *The Rebel Prince*. Chicago 1932, S. 240.
- 170 «Ach, die Juden ... uns Deutschen überlassen!» Diana Mitford Mosley: *A Life of Contrasts*. London 1977, S. 107.
- 172 Putzi zufolge ... Badewanne sein können.» Interview mit Putzi in David Pryce-Jones: *Unity Mitford: A Quest*. London 1976, S. 155.
- 172 «Man musste ... nicht mögen». Quentin Reynolds: *Quentin Reynolds*. London 1964, S. 92.
- 173 «Geben Sie mir... um Sie kümmern!» Ebd., S. 101.
- 175 «Betreten Sie ... Scheisskerl.» Ebd., S. 110.
- 175 «Er vernachlässigte ... ein treuer Hund.» Bella Fromm: *Blood and Banquets: A Berlin Diary*. New York 1992, S. 92.
- 177 «Er tritt dafür ein ... berichtete er. Will Moore an Miss Marguerite Lehand, Official File 198a, FDRL, 17. September 1933.
- 179 «Was machen Sie... mir vorzuspielen?» Ernst Hanfstaengl, «My Leader», *Colliers*.

## Kapitel 11

- 181 Wie Egon sich erinnerte ... üblichen Massstäben. Egon Hanfstaengl: *Out of ...*, a.a.O., S. 219.
- 182 «Schau, mein Junge,... sagte Hitler unvermittelt. Ebd., S. 222.
- 183 «Magda ruft... mokierte sich Putzi. Hans-Otto Meissner: *Magda Goebbels. A Biography*. London 1980, S. 99.
- 188 Das in vielen Fällen ... für das Reich ist oder nicht.» *New York Times*, 30. August 1934.
- 189 Göring wollte zuerst... «entsetzlichen Gerüchts.» Philip Metcalfe: *1933*. New York 1989, S. 234.
- 190 «Die Beziehungen zwischen ... Schwierigkeiten bestehen.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 235.
- 191 Im selben Jahr... vernünftiger werden.» Notizen von Arthur Popes zweitem Gespräch mit Putzi Hanfstaengl, a.a.O.
- 192 «Er versucht bei Amerikanern ... eine Attitüde». Messersmith-Papiere, Messersmith an Moffat, 13. Juni 1934, zitiert in Marwell, a.a.O., S. 124.
- 193 Eines der merkwürdigsten ... 1933 erschien. Ernst Hanfstaengl: *Hitler in der Karikatur...*, a.a.O.

## Kapitel 12

- 197 «Wenn das so ist... Amerika fahre?» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing ...*, a.a.O., S. 242.
- 199 «Gegen die Anwesenheit... überaus kindisch.» *The Harvard Crimson*, 8. November 1950.

- 200 «Mich im Brennpunkt... zu kommen.» *New York Times*, 25. April 1934.
- 200 Damit beabsichtigte er ... Sportplätze von Harvard einprägen». Ebd., 8. Juni 1934.
- 202 Helene in ihrem fließenden ... einer Göttin. Metcalfe, a.a.O., S. 242.
- 203 «Ob Herr Hanfstaengl's ... orakelte die Afew *York Times*. *New York Times*, 12. Juni 1934.
- 204 Der *Harvard Crimson* ... aufgestiegen ist». *The Harvard Crimson*, 13. Juni 1934.
- 207 «Präsident Roosevelt hat eine Nachricht... Zwischenfälle gibt.» Ernst Hanfstaengl: *Hitler: The Missing...*, a.a.O., S. 244.
- 208 «Sie haben entschieden ... Nachwirken lassen.» *Boston Globe*, 18. Juni 1934.
- 208 Einer deutschen Zeitung zufolge... 2'000 Dollar. *Deutsche Allgemeine Zeitung*, 15. September 1934.
- 208 Der Beitrag ... Strassen marschierte. *Collier's*, 4. August 1934.
- 210 «Bleibt ein Wagen ... sich damit betrinkt?» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 338.
- 211 «Was meinten Sie ... rasch für beendet. *New York Times*, 19. Juni 1934.
- 214 Mehrere andere Protestierer... inhaftierten Antifaschisten.» *New York Times*, 22. Juni 1934.
- 215 «Kann auch nur... Bücher gestellt hat.» *New York Times*, 26. Juni 1934.

### Kapitel 13

- 217 Obwohl Braut und Bräutigam ... zugehört werden.» *New York Times*, 1. Juli 1934.
- 219 «Wir sind mit... wieder loswerden.» Zitiert in Kershaw, a.a.O., S. 508.
- 221 «Ich habe dazu ... halte ich mich auch heute.» *New York Times*, 1. Juli 1934.
- 227 Im Verbindungsstab ... wie in Trance. Ernst Hanfstaengl: *Hitler. The Missing ...*, a.a.O., S. 248.
- 229 «Okay, jetzt... das Schlimmste.» Louis P. Lochner: *Always The Unexpected: A Book of Reminiscences*. New York 1956, S. 244.

### Kapitel 14

- 232 «Die Deutschen mittleren Alters ... Furcht einflösst.» Philip Gibbs: *European Journey*. London 1934, S. 386.
- 233 «Alle sind für Hitler ... ihren Erlöser.» David Nasaw: *The Chief: The Life of William Randolph Hearst*. New York 2000, S. 494.
- 234 «Wenn man in Deutschland interviewt... eine Woche oder so dichtgemacht.» Edmund D. Coblentz (Hrsg.): *William Randolph Hearst. A Portrait in His Own Words*. New York 1952, S. 111.
- 234 Immerhin räumte der Medienmogul ... von mir und zutreffend». Nasaw, a.a. O., S. 495.

- 236 «Ich musste ihn nur davon überzeugen ... Amerikaner beeindruckten lassen.» Metcalfe, a.a.O., S. 280.
- 236 Sie konnte sich der Tränen... «American Beauty» überreichte. Vincent Sheen: *Dorothy and Red*. London 1964, S. 25.
- 237 Der Berliner Korrespondent ... aus Deutschland zu verbannen». *New York Times*, 26. August 1934.
- 237 «Ich bin dazu da ... minderwertiger Kinder zu haben.» *New York Times*, 25. August 1934.
- 240 «Er pflegte oft ... politisch unzuverlässig.» Brief vom 17. August 1955, Ana 405, a.a.O.
- 241 «Von diesem Augenblick an ... erklärte er. *De Telegraaf*, 19. Januar 1949.
- 242 Putzi krönte seinen Sieg ... Erpressung verhaftet.» *New Yorker Staatszeitung*, 12. Mai 1933.
- 243 Lüdecke aber beschloss ... Nazitums» durchleuchten. Lothar Machtan: *The Hidden Hitler*. Oxford 2002, S. 284.
- 243 «Sehen Sie, Herr Hitler... ebenfalls ausser sich. Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 356.
- 245 «Dann wartete ich ... sagte er später. Hanfstaengls Aussage vor dem Advisory Committee to Consider Appeals Against Orders of Internment, 30. Oktober 1939, KV 2/470, Public Records Office, Kew, London.

## Kapitel 15

- 250 «Aus Dr. Hanfstaengls Stimme ... ‚Schweine‘ zu bezeichnen.» *New York Times*, 30. November 1934.
- 250 «Am meisten hat mich verletzt ... Schillers niederbrennen.» *Daily Express*, 30. November 1935.
- 251 W. Perkins ... für Ihre grosse Bewegung». W. Perkins an Hanfstaengl, 16. Dezember 1935.
- 252 Der Film war weitgehend... der Deutschen Arbeit. Marwell, a.a.O., S. 149.
- 253 «Er sagte rundheraus ... stimmt oder nicht.» William E. Dodd jr. und Martha Dodd (Hrsg.): *Ambassador Dodd's Diary 1933-38*. New York, S. 360 f.
- 254 «Ich verlasse dich ... schlimmer sein könnte». Putzis Tagebuch, zitiert in Marwell, a.a.O., S. 147.
- 254 «Meine Eltern liessen sich ... einfach nicht aushalten.» Egon Hanfstaengl, Interview mit dem Autor, Dezember 2002.
- 255 Als sie ihm von der Scheidung... Damen in Deutschland.» Egon Hanfstaengl an Toland, 4. März 1973.
- 256 «Es ist schön und ruhig ... ihn zu warnen.» Egon Hanfstaengl: *Out of...*, a.a.O., S. 362.
- 256 Wenn Egon die Botschaft ... sich sofort abzusetzen. Egon Hanfstaengl, Interview mit John Toland, FDRL, 18. März 1971.

## Kapitel 16

- 259 «Sie werden dringend ... hierher zu bringen.» Ernst Hanfstaengl, Interview mit John Toland, FDRL, S. 70.
- 260 «Warum fügen Sie sich ... wirklich recht wertvoll.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 363.
- 260 «Wie lange werde ich ... erledigt haben.» Ebd., S. 364.
- 261 «Was machen sie denn ... Erzen hören, Sie wissen schon.» Hanfstaengls Aussage vor dem Advisory Committee, a.a.O.
- 267 «Sie hofften, Vater... nachzueifern.» Egon Hanfstaengl: *Out of...*, a.a.O., S. 370.
- 269 «Goebbels liebte es ... zu Geld zu machen.» Albert Speer: *Inside the Third Reich*. London 1970, S. 188 f.
- 270 «Wenn Hitler wollte ... mir selbst gesagt.» Pryce-Jones, a.a.O., S. 196.
- 271 «Vater, diese Frau ... ihren Augen an.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 371.
- 271 «Er hat sich einen wahnsinnig ... in ihr Tagebuch. Jan Dalley: *Diana Mosley*. New York 2000, S. 243.
- 272 «Ein Scherz soll ... zu Abend essem.» Putzis Interview mit John Toland, 14. Oktober 1970.
- 272 «Gott wie müde... an seinem Geburtstag. Marwell, a.a.O., S. 161.
- 275 «Mit Hanfstaengl ist überhaupt nichts... von dort zurück.» Lochner, a.a.O., S. 185.
- 277 «Lieber Hanfstaengl!... meinem Wort Glauben schenkst!» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen...*, a.a.O., S. 373.
- 279 «Wir können diese Sache... blamiert dastehen.» Ebd., S. 374.
- 281 «Hat der Führer... Das ist Vorschrift.» Egon Hanfstaengl: *Out of...*, a.a.O., S. 381.
- 282 «Herrgott!... endlich da.» Ebd., S. 385.

## Kapitel 17

- 285 Also teilte er von Gersdorff... für ihre Pläne. Putzi an Mary von Gersdorff, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 188.
- 285 «Es hat sich herausgestellt ... gefallen zu lassen» Hanfstaengl an Göring, 7. April 1937, zitiert ebd., S. 189.
- 286 «Hanfstängel [sic] ... nie wieder loslassen.» Joseph Goebbels: *Tagebücher. Band3:1935-1938*. München 1992, S. 1066 f.
- 291 Larkin betätigte sich aktiv ... von 1915 an». James Larkin, Eidesstattliche Erklärung, 22. Januar 1934, zitiert in Marwell, a.a.O., S. 294.
- 292 «Wenn H. [Hanfstaengl] ... «ein ungestörtes Dasein» führen. Weizsäcker an Woermann, 29. März 1938, NARA T-120/F110553-554, zitiert in Marwell, a.a.O., S. 289f.
- 294 «Wir mussten herzlich lachen ... erinnerte sich Meeker später. Meeker an Putzi, 28. August 1961, Ana 405/45.
- 296 «Sie werden, sehr geehrte ... fragte er pathetisch. Ana 405/46.

## Kapitel 18

- 301 «Wenn ich den Eindruck... meine Pflicht zurückzugehen» Hanfstaengls Aussage vor dem Advisory Committee, a.a.O.
- 305 Am 27. Mai ... «Grundsatzentscheidung» fällen werde. Putzi an Göring, 27. Mai 1939, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 405 f.
- 310 «Ich sehe mich gezwungen ... beschloss er sein Schreiben. Putzi an Bormann, 18. August 1939, zitiert in: Marwell, a.a.O., S. 435.

## Kapitel 19

- 316 Nach Angaben eines Internierten ... nur erträumen konnte». Hal Alec Natan: *Barren Interlude. The Story of My Detention (Erlebnisbericht aus der Internierung)*. Unveröffentlichtes Manuskript, Institut für Zeitgeschichte, München, S. 54.
- 324 Einer der Insassen ... behauptete er. Marwell, a.a.O., S. 450.
- 325 «Der Schluss ist unumgänglich... auf freiem Fusse befände.» KV 2/470, PRO.
- 326 «Weil ich auf seine Frage ... schrieb er. Ana 405, a.a.O.
- 327 Das Innenministerium bestand ... zu entlassen». Akte H.8040 für Ernst Hanfstaengl, KV 2/470, PRO.

## Kapitel 20

- 331 Putzi schrieb seinem Sohn ... Fliegerbombe umkommen könnte.» Marwell, a.a.O., S. 466.
- 337 «Die Zustände waren so schlimm ... schliesslich geschlossen wurde.» North American Newspaper Alliance, 22. April 1953.

## Kapitel 21

- 342 Roosevelt hatte sich beeindruckt... dritte Amtsperiode Roosevelts. Ernest B. Furgurson: «Black Channels», *Washingtonian*, Juni 1996, S. 6.
- 342 Carter selbst beschrieb ... dementiert werden sollte.» The Year of Crisis, John Franklin Carter Papers, 14. April 1945, zitiert in: Joseph E. Persico: *Roosevelts Secret War*. New York 2001, S. 58.
- 343 «Was um alles in der Welt ... was in denen so vorgeht». Carter Collection, Oral History, FDRL.
- 344 Sheila Carter... und ihm schenkte. Marwell, a.a.O., S. 501.
- 344 «Rechtlich gesehen ... nach Washington.» Putzis Tagebuch, zitiert in: Marwell, ebd., S. 501.
- 344 «Ich zweifle nicht... vertraute er seinem Tagebuch an. Ebd., S. 502.
- 345 «Man ist inoffiziell... exzentrisch und unzuverlässig aus.» KV 2/470 PRO.
- 346 Da er wusste, dass Putzi ... eigene Tasche stecken. Tamm an Hoover, 3. Juni 1942, FBI-Akte 100-76954.

- 346 Sei aber das FBI zuständig ... Bewachung halten.» Ders., 13. März 1942, ebd.
- 347 Maughams Frau ... Hyäne ins Bett gegangen.» *Washingtonian*, S. 17.
- 348 Aber angesichts ... Experiment nicht widersetzen können.» A.W.G. Randall im Foreign Office an FA Newsam im Home Office, 22. Mai 1942.
- 349 «Ich muss Ihnen offen gestehen ... böse Exnazis.» Campbell an Carter, FDRL, 23. Juni 1942.
- 349 «Was meinen Sie?... sich selbst genügen.» PSF Box 98, FDRL.
- 350 In Carters Augen ... Zerstörung zu bekommen». Steven Casey: «Franklin D. Roosevelt, Ernst ‚Putzi‘ Hanfstaengl and the ‚S-Project‘, June 1942-June 1944.» *Journal of Contemporary History*, 35, 3 (2000).

## Kapitel 22

- 352 «Wir wurden nicht gut aufgenommen ... ,Soldaten nicht erlaubte» Interview mit dem Autor, Dezember 2002.
- 353 Carter trug zwar ... unkonventionelle Aufgaben benötigte. Casey, a.a.O., S. 342.
- 353 Field fand Putzi... mit starker Persönlichkeit.» Henry Field: «Memorandum on Ernst Hanfstaengl.» FDRL, 29. Oktober 1965.
- 354 «Hanfstaengl hat doch bloss seinen Grips benutzt» Carter Collection, zitiert in: Persico, a.a.O., S. 194.
- 356 «So was wie diesen Gefangenen ... mich umzubringen». Field, Memorandum, a.a.O., S. 47.
- 363 Putzi riet, bis zum Sieg... Nahrung zu geben». Bericht zu Sedgwicks Antwort auf Ihre Fragen, Carter an Welles, 1. Dezember 1942, PSF Carter 98, FDRL.
- 363 Die Ernennung eines Himmler-Getreuen ... des politischen Desperados.» Carter, Bemerkungen zur Ernennung von General Kurt Zeitzier zum Chef des Generalstabs, 17. Dezember 1942, PSF Box 98, FDRL.
- 364 «Er verlangte mehr ... Bewegungsfreiheit», schrieb Field. Field, Memorandum, a.a.O.
- 365 Putzi zeige «Anzeichen ... Beziehungen erweisen dürften». Campbell an Carter, 23. Juni 1942, zitiert in: Casey, a.a.O., S. 352.
- 366 Ausserdem bezeichnete Campbell ... in Amerika zu belassen. Campbell an Welles, 27. Januar 1943, FO/115/3579/116/IPR.
- 366 Putzi, so Carter an Welles ... unangreifbar zu sein». John Carter: «Memorandum to Sumner Welles.» 16. November 1942, FDRL.
- 367 Roosevelt zitierte Carter... *Cosmopolitan* zu kommen». Casey, a.a.O., S. 353.
- 367 Am 4. Januar 1943 ... Machtübernahme Hitlers. 4. Januar 1942, PSF (Subject) Carter, FDRL.
- 368 Nach einer Zusammenfassung ... Regierung preiszugeben». Anhang zu 4. Januar 1943 PSF (Subject) Carter, FDRL.
- 370 In einer achtseitigen ... Gebiet zu statuieren». 31. Januar 1943, PSF (Subject) Carter, FDRL.
- 371 Jedenfalls ... in Anspruch zu nehmen». L.B. Nichols an Tolson, 21. April 1943, FRDL.

## Kapitel 23

- 372 Die Endfassung ... 68 Seiten. Einzelheiten entnommen aus: Ernst Hanfstaengl: *Adolf Hitler*, a.a.O.
- 375 «Die einzige Braut ... ist Deutschland!» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a. O., S. 61.
- 378 Am 8. März ... Helena für ihn geben kann.» Carter an FDR, 8. März 1943, PSF, FDRL.
- 378 Im Mai beantragte ... 5'000 Dollar. Carter an Harold Smith, 19. Mai 1943, FDRL.
- 379 «Die bittere Wahrheit... als die Wahrheit.» Bericht zu Putzis Kommentaren zur deutschen Propaganda zum Katyn-Zwischenfall, 18. Mai 1943, FDRL.
- 380 Am 14. Juli 1943 ... Arme Deutschlands getrieben» würde. Bericht zu geheimdienstlichen Hanfstaengl-FCC-Rundfunkauswertungen, FRDL.
- 381 Zum vierten oder... nicht unbemerkt bleiben.» Egon Hanfstaengl, Interview mit John Toland, 18. März 1971, FDRL.
- 382 «Der Tod Hitlers... gehandelt» habe. Henry Field, 1976, a.a. O., S. 13.
- 386 «Gibt es etwas Traurigeres... wie es dir geht!» Katherine Hanfstaengl an Putzi, 9. Mai 1943.
- 386 In einem anderen ... Wohlergehen bleiben müssen.» Dies., 24. Mai 1943.

## Kapitel 24

- 386 An einem nassen ... in Richtung Washington. Zitiert aus: Alexander Sturm: *Bush Hill or Hanfitaengl in Virginia. A Memoir dedicated to its hero with highest esteem by his inadequate Boswell*. Unveröff. Manuskript, 39 Seiten, enthalten in Putzis Nachlass in der Bayerischen Staatsbibliothek München.
- 391 Bestätigt würde dies ... Alliierten zerstört hatten. Bericht über Putzi Hanfstaengl, 26. Januar 1944.
- 391 Aus diesem Grund ... von den Nazis abhinge. John Carter, Bericht von Putzi zu aktuellen Entwicklungen, 3. Februar 1944, FDRL.
- 392 In einem Bericht... mit sich bringen werde. John Carter, Bericht zu Putzis Sicht aktueller politischer Entwicklungen in Europa, 28. April 1944, FDRL.
- 393 «Gäste kommen ... ewig bestehen.» Sturm, a.a. O., S. 24.
- 394 «Immer, wenn ich ... in Bewegung setzten. Ebd., S. 31.
- 394 «Goethe war... Aura des Vorauswissens.» Ebd., S. 34.
- 394 Ihm fiel auf, dass ... über Einfluss verfügen. Bericht über Arthur Popes zweites Gespräch mit Putzi Hanfstaengl, 14. Dezember 1943, PSF JF Carter, FDRL.
- 395 Hätte das Naziregime ... in bester Ordnung». Jack Morgan, Bericht über Gespräch, 24. Dezember 1943, PSF Carter, FDRL.
- 396 Im Juli 1943 ... in Amerika befand. Bericht zu Hanfstaengls Vorschlägen zu Propaganda-Flugblatt für Deutschland, 21. Juli 1943, FDRL.
- 397 «Wer kommt denn noch?... Warten Sie's doch ab.» Henry Field, *Dr. Sedgwick (ErnstHanfitaengl)*, 11. September 1976, FDRL, S. 28.

- 399 In einer seiner eigenen Radiosendungen ... Schallplatte Lügen verbreitet». Ebd., S. 29.
- 399 In seinen Augen gab es ... Unterkunft für ihn sicherzustellen». Carter, JF, Bericht über Sicherheitsmassnahmen für Putzi Hanfstaengl, 17. Januar 1944, FDRL.
- 400 Besonders imponierte ihm ... fortgeführt» hatte. Carter an Generalmajor Jon T. Lewis, 13. April 1944, FDRL.
- 401 «Unsere Glaubwürdigkeit ... warnte er. Elmer Davis an Roosevelt, 24. Mai 1944, FDRL.
- 401 «Selbst wenn der Plan ... Englands.» Memorandum für den Präsidenten vom Staatssekretär im Aussenministerium, 7. Juni 1944, PSF 9-7, FDRL.
- 403 «Wenn Hitler und ... Frieden haben wollen.» Casey, a.a.O., S. 356.
- 403 Die alte «preussische Reichswehr- ... schloss er. Ernst Hanfstaengl: «Notes on the Present Crisis», 23. September 1943, FDRL.
- 405 Nach Putzis Ansicht sollte Amerika ... Asien gewinnen musste. Field, Bericht Nr. LIII von Dr. Sedgwick, 26. Juni 1944, FDRL.
- 405 Doch er sah nicht nur ...,Stalin-Asien'.» PSF Carter an Roosevelt, 11. Juli 1944, FDRL.
- 408 «Da ich erfahren habe ... die Irische See schauen.» Ana 405/39, a.a.O.
- 410 In seinem Geleitwort... lohnend erwiesen hatte.» Sumner Welles, Einleitung zu *The Catocin Conversation*. New York 1947, S. XII.

## Kapitel 25

- 417 «Vom Internierungslager ... psychologische Kriegsführung.» *De Telegraaf*, 19. Januar 1949.
- 417 «Es war mein aufrichtiges Bestreben ... verbrecherischen Führer». *Main-Echo*, 29. Januar 1949.
- 417 «Haben Sie je ... werde ich bestraft.» *Chicago Sunday Tribune*, 30. Mai 1954.
- 419 «Ich werde nicht einmal... bankrottgehen lassen.» Interview des Autors mit Egon Hanfstaengl, Dezember 2002.
- 420 Ein wenig später... nicht zu sehen. Putzi an Hollis T. Gleason, 23. Mai 1959, Ana405/39, a.a.O.
- 423 «Es ist immer schmerzlich ... dreiundzwanzig war.» Djuna Barnes an Emily Coleman, 21. Mai 1939, zitiert in: Herring, a.a.O., S. 70.
- 424 «Alles, was ich ... Verfolgungswahn.» Ernst Hanfstaengl: *Zwischen ...*, a.a.O., S. 391.
- 425 Putzi sei unfähig ... Klatsch und Tratsch». *Die Zeit*, 15. September 1970.
- 425 Sein Vater, so Egon ... runderneuerte Braut». Egon Hanfstaengl an John Toland, 12. März 1974.
- 426 Wie ihr Sohn schrieb, starb ... Verfalls nicht verliess.» Egon Hanfstaengl an John Toland, 9. August 1973.



## Register

- Abrechnung, Die* (Hitler) 99  
Academy Art Shop 52 f.  
«Adolf Hitlers eigene Geschichte»  
(Zeitungsartikel) 119  
Amann, Max 66 f., 79, 87, 93  
Anschluss 189, 299, 301  
Antisemitismus 25, 60, 108, 133,  
176 f., 201, 209, 270, 300, 326,  
379, 402, 415  
Arco auf Valley, Graf von, Anton 98  
Armstrong, Hamilton Fish 162  
Associated Press 121, 152, 161, 179,  
188, 200, 229, 334, 368, 413  
Association of Foreign Press Corres-  
pondents 186  
Astor, John Jacob III. 215 f., 221,  
350  
Astor, Vincent 350  
August Wilhelm, Prinz von  
Preussen 128  
  
Baer, George 361, 364 f., 389, 391  
ff., 47 f., 120, 423  
Baur, Hans 127, 150, 259  
Bayerische Volkspartei (BVP) 85,  
135  
Bayerisches Feldartillerieregiment  
46  
Bechstein (Familie) 74 f., 82  
Bernays, Robert 177 ff  
*Bibel, Die* 68, 330  
Bismarck, Otto von 31, 41, 132,  
283, 343  
Black-Tom-Affäre 204, 296 f.  
Blitzkrieg 311  
Bodenschatz, Karl Heinrich 261,  
263 f., 272, 277 ff, 286 f., 305  
Booth, Clare 347  
  
Bossidy, John Collins 34  
*Boston Globe* 425  
*Boston Herald* 35  
Boston Symphony Orchestra 40  
Braun, Eva 116  
Bremen (Kreuzer) 36, 337  
Britischer Geheimdienst 296, 321,  
363  
British Union of Fascists 169  
Broun, Heywood 204, 206  
Braunhemden (SA) 84, 87, 159, 161,  
173  
Bruckmann, Elsa 74 f., 98  
Bruckmann, Hugo 74  
Bruckner, Wilhelm 92, 124, 129, 182  
f., 231, 244  
Brüning, Heinrich 109, 135, 161, 232  
Bullitt, William C. 165, 350  
  
Carter, John Franklin 137, 341 ff,  
358, 360 ff, 365 ff, 379 ff, 383 ff,  
396 ff, 404 ff, 409 f., 416 f.  
*Catoctin Conversation, The* (Carter)  
409 f.  
Carter, Sheila 341, 344, 397  
Casablanca 354, 368, 402  
*Cavalcade* 284 ff, 302 f.  
Chamberlain, Neville 299, 328  
Chase, William 33  
*Chicago Daily News* 118 f., 247 f.  
*Chicago Tribune* 84, 89, 417  
Churchill, Randolph 131  
Churchill, Winston 10, 131 ff, 169,  
300, 325, 328, 345, 351, 365, 368,  
380, 389, 401, 409, 411

- CIA (Central Intelligence Agency) 9, 342  
 Clayton, John 89  
*Colliers* 166, 172 f., 207 f., 284, 304, 337 f.  
 Columbia-Haus 149 f.  
 Conant, Bryant 200 f., 213, 224 ff., 420 f.  
 Cossman, Paul Nikolaus 18  
 Counter Intelligence Corps (CIC) 400  
 Crowley, Aleister 48  
 Curtius, Julius 161 f.  
 Cutler, Elliot Carr 198 f., 209, 213
- Dachau 160, 324  
*Daily Express* 128, 138, 145, 152, 194, 248 ff., 303 f., 321, 328, 396  
*Daily Herald* 329  
*Daily Mail* 131, 194, 411  
*Daily Record* 334  
*Daily Telegraph* 275  
 Darlan, Jean-Louis Xavier François 367 f.  
 Davies, Marion 233, 235  
 Dawesplan 102, 110  
 Dellbruck, Schickler & Co. 200  
 Delmer, Denis Sefton «Tom» 128 ff., 138, 152 ff.  
 Demokratischer Föderalismus 31, 392  
 Denks, Friedrich 40, 54 ff., 78, 96  
 Deuss, Edward 186  
 DeutscherVerein 33, 35  
 Diels, Rudolf 173, 242  
 Dietrich, Otto 196, 231  
 Dietrich, Sepp 124, 129, 131, 182  
 Dircksen, Herbert von 296 f.  
 Dodd, Bill 174  
 Dodd, Martha 164 ff., 174, 180, 275  
 Dodd, William E. 164 ff., 176, 188, 247, 253, 273, 394  
 Dollfuss, Engelbert 229, 236  
 Donovan, William J. «Wild Bill» 342, 346, 350, 362, 384, 396  
 Dr.-Ernst-Hanfstaengl-Stipendium 224  
 Drexler, Anton 16, 73, 86, 92
- Eckart, Dietrich 73, 78, 93  
 Eisner, Kurt 98  
 Eliot, T.S. 37  
 Entnazifizierung 147, 414, 418  
 Epp, Franz von 158, 227, 421  
 Epstein, Sol 205  
 Ermächtigungsgesetz 159  
 Erster Weltkrieg 34, 43, 73, 88, 91, 102, 105, 172, 178, 204, 211, 221, 259, 261, 271, 290, 293, 308, 337, 344, 347, 376, 395, 416, 423  
 Esser, Hermann 66, 93, 108  
 Ewers, Hanns Heinz 48 ff., 53, 117, 184 f.  
 Ewers, Josephine 49
- Fairfield-Osborne, Henry und Frau 45, 252  
*Fatherland, The* 49  
 Federal Bureau of Investigation (FBI) 342, 345 f., 369, 371, 386, 395, 399  
 Field, Henry 353 ff., 372, 381 ff., 386, 393, 395 ff., 402  
 Fiermonte, Enzo 216 f.  
 Flanner, Janet 335  
 Ford, Charles Henri 120  
 Ford, Henry 40, 73  
*Foreign Affairs* 162  
 Fort Belvoir 348, 353, 360, 372  
 Franz Ferdinand, Erzherzog 43  
 Friedensvertrag von Versailles 299, 363  
 Friedrich der Grosse 101, 104, 158, 193, 361, 373, 376 f., 402  
 French, Ellen Tuck 215 f., 218  
 Frick, Wilhelm 111, 144, 146
- Galerie Hanfstaengl 33, 40, 42, 419  
 Geheime Staatspolizei (Gestapo) 150, 163, 173, 191, 240, 242, 263 f., 267, 276, 288, 363, 411, 415  
 George, David Lloyd 172, 178  
 Gil, Emilio Portes 119  
 Goebbels, Joseph 72, 106, 108, 111, 128 f., 136, 150 ff., 155 ff., 183 ff., 202, 219, 227 ff., 238 ff., 252, 260, 262, 267, 269, 271, 276, 279, 286,

- 289 f., 323, 334, 371, 375 ff., 379, 395
- Goebbels, Magda 128, 151, 229
- Göring, Hermann 67, 87, 92, 108, 112, 134, 136, 143 ff, 149 ff, 153f., 156, 159, 182, 188 f., 202, 219, 240, 242, 244, 261 f., 264, 267, 177, 179 f., 285 ff, 292,305 f., 318, 332, 334, 370, 376, 383, 398, 426
- Göring, Karin 67, 108
- Goldbeck, Walter 79
- Gorbatschow, Michail 380
- Graf, Ulrich 87
- Groener, Wilhelm 161 ff, 403
- Grossheim, Karl von 27
- Gunther, John 118, 124
- Hácha, Emil 300
- Hakenkreuz 76, 88, 91, 98, 114, 159, 170, 174, 176, 194, 223, 314, 378, 403
- Halpern, Benjamin 198 f.
- Hamish Hamilton 297
- Hanfstaengl, Edgar (Bruder) 28, 54 f., 56ff, 102, 116, 418, 419
- Hanfstaengl, Edgar (Vater) 26 ff, 30 ff, 33, 39, 79
- Hanfstaengl, Egon (Bruder) 28, 46,71
- Hanfstaengl, Egon (Sohn) 10, 17, 55 ff, 69, 80, 86, 92, 96, 100, 107 f., 168, 181 f., 240, 254 ff, 267, 271, 278 f., 280 ff, 284, 300 f., 307, 309 ff, 313 f., 331 ff, 338,352 ff, 381 ff, 390, 406, 409, 413, 416, 419 f., 422, 425 ff
- Hanfstaengl, Erna 28, 30, 56, 58,76, 267, 269 ff, 287, 297, 306 f.
- Hanfstaengl, Erwin 28,46
- Hanfstaengl, Eynon 426
- Hanfstaengl (Familienunternehmen) 26, 33, 40, 50, 54 f., 57, 253, 272, 287, 302, 415, 418
- Hanfstaengl, Franz 26, 28
- Hanfstaengl, Franziska 28
- Hanfstaengl, Helene (geborene Niemeyer) 17, 53 ff, 67, 74, 76 ff, 86, 92, 95 f., 100, 102 ff, 115f., 181 f., 202, 241, 254 f., 333 f., 406, 422 f., 426
- Hanfstaengl, Katherine Sedgwick (geborene Heine) 26 f., 287
- Hanke, Karl 129
- Hans Westmar* (Film) 198
- Harris, Frank 48
- Harvard 9, 33 ff, 47, 58, 68, 99, 107, 176, 196 ff, 206, 209, 212ff, 222 ff, 248 f., 300, 332 f., 335, 368, 394, 397f., 420f., 425
- Harvard Club 35, 41, 45 ff, 51, 96, 137, 197, 204, 293, 344
- Harvard Corporation 201
- Harvard Crimson* 225 f.
- Harvard Jahrgangstreffen 197
- Hauptmann, Gerhart 183
- Haus Wachenfeld 105, 181
- Haus Wahnfried 74, 308
- Hausberger, Agnethe von 147, 249, 262, 265, 273 f.
- Hearst Corporation 173, 337
- Hearst's International-Cosmopolitan* 120, 122 f., 304 f., 310 f., 347,367
- Hearst's International News Service* 184, 331
- Hearst, William Randolph 10, 40, 119f., 186, 233 ff, 311, 318, 332
- Hess, Rudolf 104 f., 108, 112, 117, 147, 171, 219, 227, 224, 334 f., 345, 394
- Hilfe, Die* 31
- Himmler, Heinrich 32, 108, 114, 160, 219, 363, 378, 398 f., 411
- Hindenburg, Oskar 139
- Hindenburg, Paul von 105, 126 f., 131, 135 f., 138 f., 143 ff, 150, 154, 156, 160, 203, 219 f., 230 ff, 237, 403
- Hitler, Adolf 9 ff, 16 f., 19 ff, 60 f., 65 ff, 80 ff, 143 ff, 162, 164 ff, 175 f., 178 ff, 189 ff, 201 ff, 213 f., 219 ff, 226 ff, 247 f., 251 ff, 259, 261 ff, 266 ff, 276, 279 f., 284 ff,

- 287 ff., 294, 297, 299 ff, 317 ff,  
324 f., 327 f., 331, 333 ff, 343 ff,  
348 ff, 361 ff, 365 f., 368 ff, 380 f.,  
383, 389 ff, 394 ff, 400 ff, 405, 408  
f., 414 ff, 420, 423, 425, 427
- Hitler, Alois 116
- Hitler, Bridget 116
- Hitler in der Karikatur der Welt*  
(Hanfstaengl) 193
- Hitler Liederbuch* (Hanfstaengl) 76
- Hitler: The Missing Years* (Hanf-  
staengl) 419
- Hitlerjugend 110, 181, 314, 333, 384  
Hoffmann, Heinrich 93, 124, 128,  
182, 307
- Home Guard 329
- Homosexualität 48, 67, 104, 129, 227,  
347, 375
- Hoover, Herbert 137
- Hoover, J. Edgar 344, 346, 369, 399
- Hugenberg, Alfred 110, 115
- Hurlbut, Byron Satterlee 38
- I Knew Hitler: The Story of a Nazi*  
*Who Escaped the Blood Purge*  
(Lüdecke) 289
- I Saw Hitler* (Thompson) 123, 236
- Ibsen, Henrik 73
- Internierung 318, 320 f., 324 f., 352,  
414, 417, 427
- Internierungslager 314, 337, 344, 404,  
417
- Juden 60, 72, 90, 99, 111, 160, 169 f.,  
174 ff, 206 f., 207, 210 f., 224, 228,  
233, 235 f., 270, 300, 311, 313,  
317, 320, 323, 327, 395, 407
- Jones, Caroline 29
- Kahr, Gustav Ritter von 60, 84 ff
- Kaiser-Friedrich-Museum 82
- Kaltenborn, Hans von 37
- Katyn 379 ff, 410
- Kayser, Heinrich 27
- King Features Syndicate 305
- Kiepara, Jan 167
- Klintzsch, Hans Ulrich 73
- Knickerbocker, H.R. 86, 89, 186
- Kommer, Rudolf 25, 59
- Kommunisten 60, 73, 81, 86, 106,  
109, 124f., 136, 138 f., 153ff, 160,  
177, 184, 188, 209 f., 228, 247, 249  
f., 400
- Kommunistische Partei 155 f.
- Konzentrationslager 160, 191, 241,  
246 f., 249, 300, 302, 321, 415
- Krause, Willi 129
- Kristallnacht 300
- Krosigk, Graf Schwerin von 145
- Krupp, Alfred 139
- Ku Klux Klan 73
- Kunstverlag Franz Hanfstaengl 40
- Landtag 27, 111, 135
- Larkin, James 291 f.
- Laski, Harold 42
- Lauböck, Fritz 81
- Lewis, Sinclair 122
- Liberty*
- Lincoln, Abraham 27
- Lippmann, Walter 37, 42
- Liszt, Franz 26, 30, 33, 41, 175, 375
- Lochner, Hilde 161 f.
- Lochner, Louis P. 121, 152, 161 ff,  
174, 179, 188f., 192f., 229f., 274  
ff, 278, 287
- Loon, Hendrik von 37
- Lossow, Otto von 88, 90 f., 97
- Louis Ferdinand, Prinz von Preussen  
168, 273
- Lowell, Abbott Lawrence 209 f.
- Loy, Mina 48
- Lubbe, Marinus van der 154 f., 187
- Luce, Henry 347
- Lüdecke, Kurt 66, 74, 186, 242 ff,  
259, 288f., 296
- Ludendorff, Erich 19, 88 f., 91 f., 97,  
105, 374
- Ludwig II., König von Bayern 28, 58,  
61, 80, 120
- Luftwaffe 145, 263, 330, 338
- Lusitania 45, 50, 204

- Massary, Fritz 59  
 Maurice, Emil 81, 125, 134  
 Mayer, Louis B. 235  
*Mein Kampf* 99, 102, 288  
 Merkel, Otto Julius 52  
 Messersmith, George 161, 176, 191 f.  
 Mitford, Diana 10, 169 ff., 271, 318  
 Mitford, Unity 10, 170 ff., 269 ff.,  
 297, 306 f., 318, 332  
 Moffat, Jay Pierrepont 341  
*Montgomery Advertiser* 334  
*Montgomery Alabama Observer* 225  
 Moore, Will 176  
 Morgan, Pierpont 40  
 Mosley, Oswald 169, 171, 270, 312  
 Mowrer, Edgar 119, 186  
*Münchener Neueste Nachrichten* 19,  
 76  
*Münchener Post* 82, 90  
 Münchner Abkommen 299  
 Münchener Universität 107, 288  
 Mussolini, Benito 23, 105, 119, 145,  
 189 f., 196, 198, 201, 205, 228  
 «My Leader» (Hanfstaengl) 208  
  
 Nacht der langen Messer 220, 232,  
 238, 266, 352  
*Nachtgewächs* (Barnes) 43, 47  
 Napoleon Bonaparte 104, 158, 231,  
 373, 408  
 Natan, Alec 332 f., 326  
 National Students League 201, 213  
 Nationalsozialistische Bewegung 66,  
 185  
 Nationalsozialistische Deutsche Ar-  
 beiterpartei (NSDAP) 106, 110,  
 117, 144, 147, 234  
 Neithardt, Georg 97  
 Neurath, Konstantin von 145 ff, 189  
 f., 191, 222, 227, 293, 301  
*New Republic* 294 ff, 302  
*New York Evening Post* 186, 225  
*New York Press* 48  
*New York Times* 55, 96, 145, 194,  
 198 f., 201 ff, 205, 215, 217, 224,  
 237, 246, 250, 273, 320, 341, 361,  
  
*New York World-Telegram* 251  
*New Yorker* 335  
*New Yorker Staatszeitung* 242  
*News Chronicle* 177  
 Nietzsche, Friedrich 158  
  
 Oberammergauer Passionsspiele 68,  
 233  
*Observer, The* (London) 85  
 Österreich 43 f., 49, 59 f., 65, 71, 93,  
 96 f., 106 f., 117, 182, 189, 205,  
 229, 236, 256, 267, 281 f., 287,  
 299, 311  
 Office of Strategie Services (OSS)  
 342, 362, 384 f., 409  
 Organisationsverzeichnis der  
 NSDAP 147  
*Out of the Strong* (Egon Hanfstaengl)  
 386  
  
 Pallenberg, Max 59  
 Papen, Franz von 44, 135 ff, 144 ff,  
 154, 219 f., 224  
 Pearl Harbor 333, 337, 352  
 Peaslee & Bingham 291, 297  
*Peer Gynt* (Ibsen) 73  
 Pinansky, Max 213, 228  
 Plümer, Friedrich 83  
 Polen 145, 231, 267, 300, 311, 317,  
 379, 381, 391  
 Propaganda 49, 72, 76, 78, 82, 102,  
 111, 122, 126, 135, 137f., 150,  
 157f., 174, 183 f., 192f., 200, 204,  
 227 f., 237, 260, 263, 274, 288,  
 290, 318, 320, 327, 331, 338, 343,  
 350f., 355, 361, 368, 372, 377, 379,  
 384, 386 f., 396, 401, 403 f., 416  
 Pyne, Mary 48  
  
 Raubal, Geli 115, 361, 370  
*Readers Digest* 386 f.  
 Red Rock 330 f., 335 f.  
 Reed, John 37, 42  
 Reichstag 106, 109, 112 ff, 135 f.,  
 138 f., 146, 151 ff, 158 ff, 226

- Reichstagsbrand 151 ff., 156, 187, 336
- Reparationen 17, 25, 102, 110
- Reparationszahlungen 25, 102, 110
- Reynolds, Quentin 166, 172 ff., 207 f., 304, 338
- Ribbentrop, Joachim von 144, 168, 240, 274, 285, 292, 296, 301, 398, 417
- Riefenstahl, Leni 170, 185
- Röhm, Ernst 89, 92, 108, 117, 129, 155, 173, 219 ff, 227, 374
- Roosevelt, Franklin Delano 9, 10, 37, 41, 127, 137, 192, 209, 253, 337, 341 ff., 348 ff., 353 f., 360 ff., 365, 367, 370 ff, 378, 383, 385 ff, 395 f., 399, 401 ff, 406, 408 ff, 413, 416f.
- Roosevelt, Nicholas 51
- Roosevelt, Theodore 21, 37, 41, 43, 51, 71, 113, 164, 387
- Roosevelt, Theodore jr. 10
- Root, Elihu 51
- Rosenberg, Alfred 20 f., 70, 72 f., 78, 84, 86 f., 101, 104, 108, 113, 146f., 183, 186, 238 ff, 242 f., 271, 323, 416f.
- Rue, Larry 84, 86, 89, 417 ff.
- Rumford, Earl of (Benjamin Thompson) 58 f., 61
- Rupprecht, Kronprinz von Bayern 19, 86
- Russland 50 f., 108, 133, 188 f., 379, 391, 400, 405
- S-Projekt 353, 365, 367, 381, 400 f., 404, 409 f., 413 ff.
- Sabotage 100, 204, 290, 296, 329, 345, 363, 378
- Sagamore Hill 41
- Santos-Dumont, Alberto 40
- Sarfatti, Margherita 119
- Schaub, Julius 124, 129, 182
- Schleicher, Kurt von 138 f., 146, 220
- Schluck und Jau* (Hauptmann) 183
- Schmidt-Lindner, August 33
- Schmidt-Pauli, Edgar von 238 f., 416
- Schönborn, Graf 149
- Schutzstaffel (SS) 114, 124, 128, 143, 159, 336
- Schwarzhemden 23, 312
- Schwarzer Freitag 109, 111
- Schwarze Korps, Das* 336
- Sedgwick, John und Catherine 26 f., 223, 397
- Selfridges 295, 297, 302 f., 305
- Shirer, William L. 124
- Sieg-Heil-Ruf 68
- Simplicissimus* 78, 98, 194
- Smith, Charles A. 331
- Smith, Truman 18 ff, 24, 61, 72, 273
- Sobernheim, Kurt 161 ff.
- Sozialismus 87
- Sozialisten 86, 125, 157, 209
- Sophie Charlotte, Herzogin 28
- Sousa, John Philip 31
- Speer, Albert 170, 269, 391
- Spengler, Oswald 107, 120, 361
- Sphere* 178
- Sphinx Club 36
- Stork Club 207
- Strauss, Richard 31, 107, 375, 396
- Streicher, Julius 90, 134, 416
- Streit, Franz 30
- Sturm, Alexander 388 ff, 399 f., 427
- Sturmabteilung (SA) 84, 143, 148 f., 173f., 219f.
- Der Stürmer* 134, 416
- Sudentenland 300 f.
- Selbstmord 96 f., 378, 406, 408
- Tamm, Edward 346
- Taverne, Die 148, 173
- Thälmann, Ernst 126, 131, 205, 213 f.
- Thompson, Benjamin 58, 61
- Thompson, Dorothy 122 ff, 236 f., 368
- Thompson, William Ormonde 246 ff.
- Thomsen, Hans 168
- Thyssen, Fritz 139
- Time*, 248, 341, 347
- Times* (London) 78, 85, 91, 97, 145, 299

- Todesliste der Gestapo 411  
Torgler, Ernst 155  
Trausil, Hans 255, 423  
Treuberg, Graf von 83  
*Triumph des Willens* (Film) 185  
Tschechoslowakei 299, 407
- Uriburu, José Felix 119
- Vallombrosa, Ruth, Herzogin 79  
*Vampir* (Ewers) 49  
Victoria, Königin von England 26 f.,  
250, 302  
Villa Hanfstaengl 27  
Villa Tiefland 79, 100, 102, 107, 422  
Voigt, Harald 147, 202, 205, 287,  
416  
*Volk ohne Raum* (Hanfstaengl) 252  
*Völkischer Beobachter* 77 f., 113,  
156, 159, 220, 264, 268, 288  
*Vossische Zeitung* 175
- Wahlkampf 108, 111, 120, 124, 126  
ff., 130f., 136f., 145, 150, 157, 227  
Wagner, Richard 18, 30, 36, 40 f., 45,  
58, 74 f., 132, 179, 190, 196, 225,  
308, 375, 396  
Wagner, Siegfried 308  
Wagner, Winifred 308 f., 332  
Waldorf-Astoria 53
- Washingtons Geburtstagsparty 259,  
273, 275  
Weber, Christian 66, 73, 79  
Weimarer Republik 17, 60 f., 102,  
105, 109, 111, 124, 126, 144, 148,  
427  
Welles, Sumner 342, 345 f., 349, 362  
f., 366, 370, 406, 410, 416 f.  
Weltwirtschaftskonferenz in London  
147  
Wessel, Horst 159, 168, 205, 246, 252,  
326  
Wied, Viktor, Prinz zu 150  
Wilhelm I., Kaiser 31  
Wilhelm II., Kaiser 31  
Wilhelmskult 31  
Willich, Renate von, Baronin 421 ff.  
Wilson, Woodrow 43, 45, 50  
Wittelsbacher 32, 120
- Youngplan 110
- Zensur 332, 336, 386  
Zentrum (Deutsche Zentrumspartei)  
109, 135, 232  
Zweiter Weltkrieg 9, 71, 77, 147,  
157, 165, 239, 241  
*Zwischen Weissem und Braunem  
Haus. Memoiren eines Aussenseiters*  
(Hanfstaengl) 424

Der S. Fischer Verlag dankt allen Rechteinhabern für die Abdruckgenehmigungen der in diesem Band verwendeten Abbildungen. Da in einigen Fällen die Inhaber der Rechte nicht festzustellen oder erreichbar waren, verpflichtet sich der Verlag, rechtmässige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.